

Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten



Erzählungen

Menschen sagen fünfundzwanzig Mal am Tag
nicht die Wahrheit. Manche lügen weit öfter.
Täuscht, wer die Wahrheit verschweigt?
Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2025
Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors bzw. nur in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Copyright, Designs & Patents Act (1988) oder im Rahmen der Bestimmungen einer von der Copyright Licensing Agency erteilten Lizenz, die ein beschränktes Vervielfältigen erlaubt, in irgendeiner Form oder auf irgend eine Weise, sei es elektronisch oder mechanisch, durch Fotokopie, Aufzeichnung oder anderweitig, egal für welchen Zweck, reproduziert, auf einem Datensystem gespeichert oder übertragen werden.

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS media
Eduard-Schenk-Straße 38, 80807 München
cconos@gmx.de
Titelbild Eva Ohler, Ohne Titel
Ausschnitt, Acryl auf Leinwand

„Du aber bist nicht Herr des morgigen Tages
und verschiebst zu häufig das Erfreuende.

Das Leben geht mit Aufschieben dahin,
und mancher von uns stirbt,
ohne Muße gefunden zu haben.“

*Nach Epikur
Griechischer Philosoph*

Für
Felix-Christopher
Pauline
Caspar

Vorwort

Das Erzählen von Geschichten ist mir unverändert ein innerer Drang. Es ist ein Drängeln von Worten, die aufs Papier möchten, von Geschichten, die erzählt werden wollen. Das Leben und die Welt sind voll von tragischen, komischen, erschreckenden, anrührenden, skurrilen, sprühenden, lauten und leisen und manchmal wunderschön-unwichtigen Ereignissen. Davon ein wenig einzusammeln und zu Geschichten zu verweben, Figuren lebendig werden und mich selbst vom Ende überraschen zu lassen, ist mir pures Vergnügen.

Was von den Geschichten wahr ist und was Fiktion, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie spielen, war und ist so, dass die Geschehnisse genauso stattfinden könnten. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren, leide mit ihnen und lasse mich von ihrem Glück mitreißen.

Nach den Romanen *Kaleidoskop* und *Frauenbadi* ist *Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten* mein erster Band mit Erzählungen – ein Genre, für das ich dank *Abschiedsfarben* von Bernhard Schlink Begeisterung entwickelt habe.

Bitte um Nachsicht

Als Hobby-Autor komme ich nicht in den Genuss eines Korrektorats und Lektorats. Es finden sich immer wieder Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Perspektiv- und Zeitfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter und ewig feilen. Ich bitte um Nachsicht.

Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die anschließende berufliche Laufbahn führten mich an verschiedene Stationen im In- und Ausland. Heute lebe ich wieder im Raum München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier meiner älteren Schwester. Seine Balztänze und Gebärden müssen festhalten werden, fand ich damals und begann zu schreiben. Anlässlich von Auslandsaufenthalten verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen.

Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Schließlich nahm ich mir die Zeit und verfasste die Romane *Kaleidoskop*, *Frauenbadi* und den Erzählband *Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten*.

Mein Debütroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben und beim Verfassen der oben genannten Titel wuchs jedoch mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. Infolge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich gemocht hatte, eines Tages eine zweite Chance.

Inhalt

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter. Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die folgenden Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

I	
Post Scriptum	
Lara ...	11
... alias Rita	53
II	
Landzunge	95
III	
Viktoria und ...	
... die Enge	151
... das Leopardenmuster	175
... der Schleier	183
... Geständnis und Abbitte	189
IV	
Lauffeuer	207
V	
Fremdkörper	215
VI	
Fischessen	243
VII	
Dreifaltigkeit	265
VIII	
Entscheidungen	359
IX	
Stadtlust	431

Post Scriptum – Lara ...

1

Als der Richter im Namen des Volkes die Scheidung verkündete, war es sieben Minuten nach zwölf. Den Zeigerstand der Wanduhr hinter ihm würde sie nie vergessen. Der Richter machte noch einige Anmerkungen, aber Lara hörte nicht mehr zu. Dann war der Termin vorbei. Endlich. Lara trieb nur ein Gedanke: Raus hier. Sie konnte die Fratze ihres nun offiziellen Ex-Ehemanns nicht mehr ertragen. Spontan entschied sie, ihren Mädchennamen wieder anzunehmen.

Sie wandte sich ihrer Anwältin zu.

„Ich muss hier weg.“

Sie lief durch den mit lindgrünem Linoleum ausgelegten Flur und sog den Geruch von Bohnerwachs ein. In riesigen Balken von Sonnenlicht, die schräg durch die Fenster ins Treppenhaus hereinragten, sah sie Partikel tanzen. Nur weiter, stachelte sie sich an. Sie eilte die Treppe hinunter, vernahm den harten Widerhall der Schritte auf den Steinstufen, und verließ den nüchternen Zweckbau des Familiengerichts.

Auf dem Vorplatz hörte sie das Rauschen des Brunnens auf der Grünanlage gegenüber.

Und sie spürte die Hitze, die seit Tagen wie eine Glocke über der Stadt stand. Sie entfernte sich vom Ausgang, aus dem auch gleich ihr Ex herauskommen würde. Er hatte sie betrogen, wieder und wieder, und zum Schluss versucht, sich über den Zugewinn an ihrem Erbe zu bedienen. Ihre erwachsenen Kinder hatten recht damit gehabt, den Vater seit langem zu meiden.

Auf dem Weg zu ihrem Fahrrad blieb sie stehen. Sie hatte gehofft, wenn alles vorbei sein würde, sich endlich wieder geerdet zu fühlen. Aber sie spürte nichts. Darauf klammerte sie sich an den Schwur, den sie sich heute Früh geleistet hatte: Keine Beziehungen mehr. Nie mehr. Wozu?

Zu Beginn der Trennungsphase hatte sie ein neues Zuhause bezogen und fühlte sich dort inzwischen auch zuhause. Seither gehörten Yoga und Laufen ebenso selbstverständlich zu ihrem Alltag wie die Stammtischrunde am Freitag. Auch besuchte sie wieder Ausstellungen und Theateraufführungen. Einkaufen ging sie nur noch einmal in der Woche – freitags, kurz vor Ladenschluss. Erst betrat sie die Buchhandlung, um einen Roman für das Wochenende auszuwählen. Anschließend erledigte sie im Supermarkt nebenan die Einkäufe für das Wochenende und die kommende Woche.

Sie fuhr sich durchs Haar. Das erinnerte sie daran, dass sie auch ihr Äußeres dem Pragmatismus ihres neuen Daseins angepasst hatte. Die einst langen Haare waren einer kurzen Frisur gewichen. Auch die ständige Färberei hatte sie sattgehabt. Statt Kastanienbraun war ihr Haar jetzt graumeliert – „Pfeffer und Salz“, wie sie den Look nannte.

Nur die Arbeit am Gymnasium, die Fächer Deutsch und Latein, war unverändert geblieben.

Sie tat die letzten Schritte zu ihrem Rad und steckte den Schlüssel ins Schloss. Sie dachte an den Schwur. Wozu das alles aufs Spiel setzen? Für eine neue Beziehung. Wegen eines anderen Mannes? Niemals.

Sie drehte den Schlüssel. Mit einem leisen Klack öffnete sich das Schloss. Dann stieg sie auf und fuhr davon.

Das erste Jahr nach der Scheidung verflog im Nu. Lara lebte in ihren Routinen – bis zu jenem Freitagabend, an dem sich alles änderte. Gut gelaunt kam sie vom Stammtisch nach Hause. Während sie die Treppe hinauf in Richtung Schlafzimmer ging, beschlich sie zum ersten Mal dieses fremdartige Gefühl. Am nächsten Tag war es verschwunden – einfach so, als hätte es nie existiert.

Am nächsten Freitag, auf dem Weg ins Schlafzimmer, erfasste sie erneut dieses Gefühl. Was war das? Als sie am darauffolgenden Freitag die Treppe hinaufstieg, erwartete sie es schon und musste sich ihre Angst eingestehen. Fortan verspürte sie jeden Freitag, wenn sie vom Stammtisch nach Hause kam, die Angst. Sie gewöhnte sich an, sich mit dem Gedanken an den neuen Roman, den sie wie immer im Wohnzimmer auf dem Panoramafenster abgelegt hatte, zu beruhigen. Morgen und am Sonntag würde sie in die Geschichte eintauchen. Ansonsten hatte sie, wie fast jedes Wochenende und während der Schulferien, nichts vor.

Bis Samstagnachmittag hatte sie kaum ein Drittel des Romans geschafft. Sie war unkonzentriert. Auch ein Spaziergang und frische Luft halfen ihr nicht. Zum Abendessen bereitete sie sich Matjes in Sauerrahm mit Dill zu – dazu Salzkartoffeln und eine Birne als Dessert. Wenig später ging sie zu Bett, in der Hoffnung, zur Ruhe zu kommen. Doch sie wachte schon bald wieder auf und fand nicht zurück in den Schlaf. Sie stand auf, zog den Morgenmantel über, ging hinunter ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Seit der Scheidung sah sie kaum noch fern, nur Nachrichten – und wenn sie nicht schlafen konnte. Dann schaute sie Dokumentarsendungen. Das wollte sie auch jetzt tun.

Aber noch bevor sie sich bis zu ARTE durchgezappt hatte, blieb sie bei einem Spielfilm hängen. Sie erkannte Diane Keaton und Jack Nicholson und ließ den Film laufen. Sie spielten eine Frau und einen Mann fortgeschrittenen Alters, die um ein spätes Glück zu ringen schienen. Noch im Stehen drückte sie die Taste für Neustart und las den Titel: Was das Herz begehrte. Sie trat zurück, ließ sich langsam auf dem Sofa sinken, zog die Beine auf die Sitzfläche und ließ den Streifen laufen. Am Ende liefen ihr Tränen, die kein Ende zu nehmen schienen, über die Wangen. Sie schmeckte Salz und spürte, wie sich der Panzer ihres Schutzzilds aus Disziplin, Ordnung und dem Schwur langsam aufzuweichen begann. Verletzt und verletzlich saß sie da, sah die endlosen Zeilen des Abspanns, die ihre verheulten Augen nicht lesen konnten, und fühlte sich wehrlos und bebt. Sie schlängelte die Arme um sich und hielt sich am Morgenmantel fest.

In den Folgetagen ließ sie ein sich in ihr ausbreitendes Verlangen zu und räumte schließlich der Hoffnung auf eine neue Beziehung und auf Nähe zu einem Mann Raum ein – wie in dem Film mit Diane Keaton und Jack Nicholson. Schon am nächsten Tag jedoch verdrängte sie die Aufwallungen wieder und verleugnete den Reiz.

Dafür wurde sie gereizt und reizbar und ertappte sich dabei, unbeherrscht und patzig zu reagieren. Nach einer Woche konnte sie ihre Unzufriedenheit nicht länger leugnen und gestand sich, dass sie zickig geworden war. Das machte sie augenblicklicher noch übellauniger. Zicken konnte sie nicht ausstehen.

3

Während sie am darauffolgenden Freitag nach dem obligatorischen Besuch in der Buchhandlung die Einkäufe im Supermarkt erledigte, fiel ihr wieder der Mann auf, den sie schon einmal aus dem Augenwinkel erspäht und dann vorsichtig beobachtet hatte. Er fiel auf – sicher nicht nur ihr – und er gefiel ihr. Auch heute. Leichtfüßig bewegte er sich zwischen den Regalen und schien genau zu wissen, was er wollte. Nur gelegentlich blieb er stehen, wenn er mit wohlgeformten Händen gezielt nach etwas griff. Sie schätzte ihn auf gut Mitte fünfzig, ein paar Jahre älter als sie selbst. Tändelnd folgte sie ihm, bis sie sich eingestand, dass sie ihn verfolgte. Das war ihr egal.

Sie sah ihn genauer an, das volle Haar, mit den silbergrauen Strähnen in den Locken, die glatte Haut, den gutschützenden Anzug. Dazu das hellblaue Hemd, ohne Krawatte, der oberste Knopf offen.

Schuhe und Gürtel waren perfekt abgestimmt. Nicht nur ein attraktiver, sondern ein gepflegter Mann. Sie erinnerte sich an das Verlangen – und blitzschnell dachte sie an den Schwur. Keine Beziehung mehr. Nie mehr. Wozu?

An der Kasse stand sie direkt hinter ihm, dem attraktiven, dem gepflegten Mann, und nahm einen dezenten Duft wahr. Sie beobachtete die Kassiererin, wie sie seine Waren einscannte, bis sie die Arbeit plötzlich unterbrechen musste. Die Kundin vor dem Mann verstaute ihre Einkäufe nur sehr langsam in ihre Einkaufstaschen. Als die bemerkte, dass sie den Betrieb aufhielt, entschuldigte sie sich – erst bei der Kassiererin und dann bei ihm. Der Mann blieb gelassen und lachte die Kundin an.

„Lassen Sie sich Zeit. Ich habe es nicht eilig.“

Das Lächeln blieb auf seinen Zügen haften und machte ihn noch attraktiver. Was würde sie für dieses Lächeln geben. Sie merkte, wie seine Stimme in diesen beiden so unbedeutenden Sätzen etwas in ihr in Bewegung setzte. Sie hätte aus den beiden Sätzen ein Gespräch mit ihm entsponnen.

Dann war die Frau gegangen, und der Mann wenig später auch fort. Mit dem Roman ganz unten im Korb und den Einkäufen darüber, einem weiteren ereignislosen Wochenende vor sich und ihrem Verlangen, blieb sie zurück.

Eine Stunde später saß sie am Stammtisch. Teilnahmslos blickte sie sich in der Runde um, hörte kaum zu und verabschiedete sich früh. Am Samstag und Sonntag verdoppelte sie die Jogging-Runden. Sie wollte der Leere und ihren Ahnungen davonlaufen. Und natürlich las sie den Wochenendroman. Es half nichts – die Sehnsucht ließ sie nicht los. Das Verlangen wurde drängend. Widerwillig gestand sie sich, dass ihre Psyche und Hormone gegen den Schwur rebellierten. Vielleicht hatte ja auch sie Fehler in der Ehe gemacht, hatte seither dazugelernt und war jetzt reif für eine neue, eine aufrichtige Beziehung? Kollegin Sabrina – Sport und Mathematik, ähnlich alt wie sie selbst – erschien ihr auf einmal wie ein Vorbild. Die hatte seit zwei Jahren einen Freund. Die beiden wirkten noch immer verliebt wie am ersten Tag.

Eine Woche später betrat sie wie gewohnt die Buchhandlung. Auch diesmal staunte sie über die Stapel an Neuerscheinungen. Trotz der Flut fiel es ihr jedes Mal schwer, einen Titel mit literarischem Anspruch ausfindig zu machen. Zugleich schwante es ihr, dass sie von den Geschichten abhängig war.

Sie griff nach einem verheißungsvollen Titel auf einem vielversprechenden Cover – nach einem sogenannten Frauenroman. Sie mochte diese Genrebezeichnung nicht, sah aber auch heute nur Frauen im Laden – als Kundschaft und zur Beratung.

Wenig später lief sie mit dem Roman fürs Wochenende im Korb durch den Supermarkt und entdeckte abermals den attraktiven Mann. War er neu in die Gegend gezogen? Kaufte auch er immer freitags kurz vor Ladenschluss hier ein? Sofort erfasste sie eine Idee: Sie blieb in seiner Nähe, lud, um sich geschäftig zu geben, Dinge in ihren Einkaufswagen, die nicht auf ihrem Einkaufszettel standen und würde es so einrichten, dass sie genau vor ihm an der Kasse stand. Wenn die Kassiererin ihre Einkäufe dann scannte, würde sie es so machen, wie die Frau vor einer Woche. Sie würde die Artikel schleppend einpacken – und über die Verzögerung mit dem Mann ins Gespräch kommen. Ihr würde schon etwas einfallen.

Sie folgte ihm weiter. Plötzlich kam aus dem Gang rechts eine Frau herausgeschossen, warf etwas in seinen Wagen, hakte sich bei ihm ein und küsste ihn auf die Wange. Der so attraktive und gepflegte Mann lächelte die Frau an. Die Frau strahlte zurück. Lara stockte. Das ist doch Kollegin Sabrina – Sport und Mathematik.

Die ist doch mit diesem, wie hieß er noch, liiert. Sabrina blickte zur Seite, sah sie und winkte. Lara winkte zurück und schaute Sabrina nach wie sie eingehakt bei dem Mann weiterging. Gott sei Dank war Sabrina nicht zu ihr gekommen und hatte ihr den Mann vorgestellt. Der Boden unter ihren Füßen schwankte. Sie hielt sich am Einkaufswagen fest, der mit Waren beladen war, die nicht auf ihrer Liste standen. Sie spürte nur noch ein Verlangen: Luft. Sie brauchte Luft. Sie nahm die Hände von der Schiebestange und ließ den Wagen stehen. Mit einem neuen Roman im Korb, aber ansonsten leeren Händen, verließ sie den Supermarkt.

5

Fortan spürte sie jedes Mal, wenn sie aus der Schule nach Hause kam – wo niemand auf sie wartete, wenn sie abends nichts vorhatte, keinen Theaterbesuch, keinen Stammtisch: ihre Unzufriedenheit. Die Wochenenden wurden ihr geradezu unerträglich. Sie hielt das Alleinsein nicht mehr aus. In Gedanken ging sie ihren Bekanntenkreis durch: überwiegend Paare. Die blieben samstags und sonntags unter sich. Von den wenigen Singles schlug selten jemand vor, etwas gemeinsam zu unternehmen. Sie selbst auch nicht.

Sie sah es unumstößlich vor sich: ihre Sehnsucht nach einer Beziehung, nach Nähe zu einem Mann. Es musste etwas passieren – sonst würde sie depressiv. Da war sie sich sicher. Abends stellte sie sich, nachdem sie sich ausgezogen hatte und bevor sie das Nachthemd anzog, im Schlafzimmer vor den großen Spiegel – und betrachtete sich. Sie fand, dass sie noch immer attraktiv aussah, nicht nur im Gesicht, sondern auch an den Händen und Beinen. Sie sah ein Lächeln über ihr Gesicht huschen und verspürte einen Anflug von Zuversicht. Doch diese Erkenntnis reichte nicht. Sie dachte an den Satz des Philosophen Paul Watzlawick: „Wenn du immer wieder das tust, was du immer schon getan hast, dann wirst du immer wieder das bekommen, was du immer schon bekommen hast.“ Wenn sie nicht selbst etwas unternahm, würde alles weitergehen wie bisher.

Ihre Haare gerieten in ihr Visier. Es war ein praktischer Kurzhaarschnitt, aber beim besten Willen keine Frisur. Sie beschloss, bei ihrem Äußeren anzufangen und die Haare wieder wachsen zu lassen. Für die nächste Woche würde sie außerdem einen Färbetermin vereinbaren – wieder kastanienbraun, wie einst. All das wäre aber nur ein äußerlicher Neuanfang, ermahnte sie sich. Was musste, was sollte darüber hinaus passieren? Sie wusste es nicht, wusste nur, dass sie selbst handeln musste.

Sollte sie Sabrina fragen, wie sie den attraktiven Mann kennengelernt hatte? Dann überlegte sie weiter: Für Clubs war sie nicht mehr im richtigen Alter. Der Krach wäre ihr zudem unerträglich. Außerdem würde sie dort nur auf Männer im Alter ehemaliger Schüler treffen, die jetzt studierten – und nach der Rolle als MILF war ihr nicht. Sie erwog Besuche in Cafés – in der Hoffnung, angesprochen zu werden. Doch damit wäre sie in einer passiven Position und würde ihr Schicksal dem Zufall überlassen. Das wollte sie in keinem Fall. Sie wollte selbst entscheiden und handeln. Sie entschied, bei einem Veranstalter für Single-Urlaube eine Reise zu buchen. Die Beschreibungen der Aktivitäten im Clubdorf im Internet klangen verheißungsvoll und die Bilder der Anlage waren umwerfend. Bis zu den nächsten Schulferien würde aber noch einige Zeit vergehen. Sie tröstete sich damit, dass ihr Haar bis dahin ein Stück länger gewachsen wäre.

Vier Wochen vor der Abreise stand sie vor ihrer Wäschekommode und stellte fest, dass dort nur unansehnliche Badeanzüge lagen. Unmöglich konnte sie auch nur mit einem dieser Teile ins Paradies fliegen. In der Yoga-Gruppe fragte sie in die Runde hinein, wer Tipps zum Kauf von Bikinis hätte.

Evelin, eine großgewachsene Blonde und taffe Karrierefrau, etwas älter als sie selbst, empfahl die Marke Coconut Beach. „Gibt's im Internet zu bestellen“, ächzte Evelin, während sie die Position des Morgengrußes einnahm. Am folgenden Abend sah sie sich auf dem Laptop Bikinis an. Die waren wirklich schick – und passten auch zu Evelin. Aber wären das auch Outfits für sie? Waren die knappen Dreiecke, aus denen die Höschen und Neckholder-Oberteile genäht waren, zusammengehalten von schmalen Bändchen und fragilen Schleifen, wirklich passend für sie – und für ihr Alter? Sie dachte daran, wie sie vor dem Spiegel gestanden hatte. Wenn Evelin die Teile tragen konnte, dann konnte sie das auch. Sie bestellte drei Bikinis zur Ansicht. Ein Freudenschub durchströmte sie, und in Gedanken entschwebte sie an den palmengesäumten Strand des Atolls.

Drei Tage später lag das Päckchen von Coconut Beach vor der Haustüre. Sie nahm es mit hinein, riss es noch im Eingang auf und sich die Kleider vom Leib – und probierte die Teile an. Zu ihrer Überraschung waren die Farben so leuchtend wie im Internet abgebildet, und die Stoffe fühlten sich angenehm an. Vor dem Garderobenspiegel neben der Haustür, die nackten Füße auf dem kalten Steinboden, entschied sie, alle drei Bikinis zu behalten – und spürte erneut Vorfreude. In drei Wochen würde es losgehen.

Anderntags lag der erwartete Umschlag des Reisebüros im Briefkasten. Neugierig öffnete sie das Kuvert und las. In nüchternen Worten teilte der Veranstalter mit, dass die Reise wegen der sich ausweitenden Corona-Krise abgesagt sei. Sie traute ihren Augen nicht, las die Nachricht noch einmal und begann zu zittern. Nur nebenbei fiel ihr auf, dass in dem Brief nichts darüber stand, wann und ob sie ihr Geld überhaupt zurückbekommen würde. Der ersehnte Flirt, die Nähe zu einem Mann, flimmerten nur noch wie eine Fata Morgana in der Ferne und waren in unerreichbare Ferne gerückt.

Tagen später wurden Kontaktsperren erlassen. Ihr Stammlokal musste schließen. Schlagartig hatte sie das Gefühl, sich in Isolationshaft zu befinden. Die Stammtischrunde stimmte sich auf heimliche Treffen ab – reihum, im Privaten. Dunkel gekleidet, schlich sie zu den verbotenen freitäglichen Verabredungen. Das hatte wenigstens etwas Komisches, fand sie. Yoga alleine zuhause, mit der Trainerin über den Laptop zugeschaltet, gab sie nach dem dritten Abend auf. Der Schulunterricht wurde auf Homeschooling umgestellt. Schnell erkannte sie, dass dies für ihre Schülerinnen und Schüler genauso deprimierend war wie für sie selbst. Sie begann, so viel wie nie zuvor fernzusehen, abonnierte zwei Streamingdienste, und glotzte bis spät in die Nacht.

Im Keller suchte sie nach den Filmen mit Sylvia Kristel. Die Blue Movies spielten in tropischen Ländern. Es waren aber keine DVDs, sondern VHS-Kassetten, und das Abspielgerät dafür, hatte sie längst entsorgt. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, und warf die Kassetten zurück in die Kiste. Keines der Bücher, die die Buchhändlerin ihr empfohlen und aus dem Laden herausgereicht hatte, sagte ihr zu. War sie als Germanistin zu anspruchsvoll – oder ungerecht? Wie würde es weitergehen? Wie gingen andere Menschen, andere Frauen mit der Lage um? Sie hatte keine Ideen mehr.

6

Wieder einmal war es Freitag – und diesmal war sie an der Reihe, die konspirative Stammtischrunde bei sich zu Hause aufzunehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit ließ sie die Rollläden herunter. Schon am Nachmittag hatte sie im Erdgeschoss Kerzen verteilt, die sie kurz vor zwanzig Uhr anzündete. Die gedämpfte Atmosphäre gefiel ihr. Die Haustür lehnte sie an, und alle schlichen ohne zu klingeln in den dämmrigen Flur. Die Gemeinschaft verteilte sich im Wohn- und Esszimmer – und bald sah sie, dass auch die Küche belegt war.

Zu fortgeschrittener Stunde stand sie mit einem Glas Rotwein in der Hand im Türrahmen zwischen Küche und Esszimmer und spürte, dass sie zu viel getrunken hatte. In der Küche saß Gerhard, und sie beobachtete ihn. Auch er hatte im Verlauf des Abends schon einige Male nach ihr geschaut. Jedes Mal hatte sie es gespürt – und wusste seine Blicke zu deuten. Jetzt ruhten ihre Augen auf ihm.

Einen Moment später wandte er ihr den Kopf zu, und schon verschmolzen ihre Gedanken. Sie spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Noch immer mochte sie ihn. Als sie begonnen hatte, mit ihrem Schwur zu hadern, hatte sie sich auf einen Flirt mit ihm eingelassen. Sie hatten heimliche Spaziergänge in abgelegenem Gelände unternommen. Sie dachte an die Küsse, stürmisch und leidenschaftlich. Weiter wollte sie nicht denken, sich nicht daran erinnern – und wischte seinem Blick aus. Sie drehte den Kopf ins Wohnzimmer zu Gerhards Frau Sieglinde, die lautstark argumentierte und mit den Armen ruderte. Von ihrem Platz aus konnte Sieglinde nicht in die Küche sehen. Sie mochte Sieglinde nicht. Sie war eine blöde Kuh – und dazu noch rassistisch, weshalb sie Gerhard nie zu seinen alljährlichen Musikfestspielen ins Ausland begleitete.

„Komm mit mir nach Macerata“, hatte Gerhard sie beschworen, als sie in seinen Armen gelegen hatte.

„Heimlich, als meine Geliebte“ – und nannte die Stücke, die aufgeführt werden würden.

„Ist das Spiel der Geliebten nicht immer eine geheime Rolle? Ein heimliches Geschäft?“, hatte sie geantwortet. Sie war bereit gewesen, sich auf Gerhard und das Risiko einer Affäre einzulassen – und wenn es nur dazu gedient hätte, ihren segenslosen Schwur zu brechen. Doch Corona hatte auch die Verheißenungen eines Liebesabenteuers in Italien zunichtegemacht. Seither begegnete sie Gerhard wieder nur noch am Stammtisch – und jedes Mal war seine unerträgliche Sieglinde dabei.

Die Wochen verstrichen, und Lara zappte Abend für Abend durch die Fernsehkanäle. Das Programm war deprimierend. Sie ertrug die sogenannten Experten kaum noch, die sich mit wilden Spekulationen zu Ursachen und Folgen von Corona sowie vagen Theorien und persönlichen Empfehlungen überboten. Die meisten Beiträge waren eine Zumutung. Wie lange würden die Einschränkungen sie noch zu Hause festhalten?

Es war Ende April, als sie pünktlich zum Heute-Journal umschaltete. Christian Sievers moderierte. Immerhin – ein Lichtblick.

Sie mochte Christian, wie sie ihn im Stillen nannte, seine lockere, gelegentlich ironische Art und wie er spitzbübisch Politiker in Interviews durch den Ring führte. Zunächst wurde wiederholt, was schon seit Wochen Abend für Abend in ähnlicher Form zu Covid-19 berichtet wurde. Es gab einfach nichts Neues. Dafür konnte Christian wirklich nichts, verteidigte sie ihn. Doch ein Bericht ließ sie dann doch aufhorchen. Am Beispiel Berlins berichtete er von radikalen Konsumveränderungen seit Ausbruch von Corona*: Der Autoverkehr war um über die Hälfte zurückgegangen, während der Umsatz von Bier und Wein um ein Fünftel gestiegen war. Schließlich schloss Christian die Aufzählung mit der Meldung ab, dass der Absatz ferngesteuerter Vibratoren um fünfzig Prozent zugenommen habe. Diese Nachricht amüsierte sie zunächst, stimmte sie dann aber nachdenklich. Dass der Verkaufsanstieg von Vibratoren es in das Heute-Journal geschafft hatte, verdeutlichte die Brisanz der Lage. Sie war nicht allein mit ihrer Einsamkeit und ihren Sehnsüchten – auch andere Frauen spürten Druck und suchten Ventile. Mit dieser Erkenntnis flatterte all ihr Begehrten wieder auf, auch wenn Dildos – gleichgültig ob mit oder ohne Fernsteuerung – mit ihren Bedürfnissen nur nebenbei etwas zu tun hatten.

Irgendwann war es Herbst geworden, und Corona hielt die Welt weiterhin fest im Griff. Jetzt zeigten die Nachrichten Abend für Abend Menschenschlangen vor Test- und Impfzentren, und Spritzenadeln, die in Oberarme eintauchten. Lara ertrug es nicht mehr und beschloss, keinen weiteren liebeslosen Winter verbringen zu wollen. Fest entschlossen zu handeln, kostete es sie keinen Mut, sich zum ersten Mal in ihrem Leben auf einem Partnerportal anzumelden. „Alles ist immer irgendwann das erste Mal“, ermunterte sie sich. Sie entschied sich für eine Singlebörse, die sie aus der Werbung kannte. Mittels endloser Klicks beantwortete sie eine Vielzahl von Fragen zu sich und ihren Erwartungen. Als es darum ging, Fotos von sich hochzuladen, zögerte sie nicht. „Das gehört dazu“, bestärkte sie sich. Sie wählte ein Bild aus, das bei einem Empfang aufgenommen worden war. Es zeigte sie in einem taillierten Kostüm, aber nicht eng, die Knie frei. Mit dem Körper im Halbprofil, wandte sie ihr Gesicht dem Betrachter zu. Sie fand, das betonte ihre Erscheinung diskret und dennoch wirkungsvoll. Als das Bild gemacht worden war, hatte sie noch langes Haar – so wie bald wieder. Sie schloss einen Vertrag für einen Monat ab.

Drei Wochen lang klickte sie Profile von Männern an, die angeblich einen hohen Matching-Score mit ihrem Profil aufweisen sollten. Die Herren konnten erkennen, dass sie auf ihren Profilen war, und schalteten darauf unaufgefordert die eigenen Fotos frei. „Ihr halten euch wohl für unwiderstehlich“, frotzelte sie. Keinem der Aspiranten schrieb sie. Stattdessen blockierte sie deren Profile.

Sie erhielt mehrere Anfragen. Manche der Angebereien amüsierten sie – animierten sie aber nicht. Oft schreckten sie schon die Rechtschreibfehler ab, die keine Tippfehler waren – das konnte sie als Deutschlehrerin unterscheiden. Manche Herren machten ihr Geständnisse, die sie wahrlich nicht wissen wollte. Sie beantwortete einige Anfragen, fand aber, dass bei den meisten Herren das Pulver nach der ersten Nachricht verschossen war. Spätestens nach der zweiten Mail sagte sie ab und blockierte die Profile. Keinem der Bewerber gab sie ihr Bild frei. Kein Kontakt veranlasste sie, ein Telefongespräch in Erwägung oder gar ein Treffen in Betracht zu ziehen. Ihre Enttäuschung war groß.

Wenige Tage vor Vertragsablauf blieb dann doch einer hängen. Sein Profil war sympathisch. Er wirkte bodenständig und weckte ihr Vertrauen. Er war Beamter, und Justitiar am örtlichen Landratsamt.

Nach dem dritten Mailwechsel stiegen sie auf die eigenen Mailadressen um. Es hatte sich also gelohnt eine Fake-Mailadresse einzurichten. Wie schon in der Partnerbörse nutzte sie auch für die Mailadresse weiterhin ihren Decknamen ‚Rita‘. Den Namen fand sie unverfänglich und auch etwas frech und burschikos. Er nannte sich Joachim. War das auch ein Deckname?

Seine Nachrichten waren fehlerfrei und strukturiert. Beides sollte man von einem Juristen auch erwarten können, feixte sie. Nach wechselseitiger Abstimmung gaben sie sich ihre Fotos frei. Er hatte vier eingestellt. Sie kopierte die Bilder, vergrößerte sie und betrachtete sie genau an. Joachim sah freundlich aus. Auf einer der Fotografien trug er einen Anzug und Krawatte, auf den anderen Freizeitkleidung. Alle Ablichtungen waren in Innenräumen entstanden. Sie versuchte zu erkennen, ob das vielleicht in seiner Wohnung war. Sie achtete auf Details im Hintergrund. Gab die Einrichtung Hinweise zu ihm, seinen Interessen, seinem Lebensstil? Herrschte Ordnung, waren die Räume gepflegt? Ihr fiel nichts auf, was auffällig gewesen wäre. „Eigentlich schade“, dachte sie. Aber auf was hatte sie gehofft? Bei Joachim war alles stimmig, die Mails, seine Erscheinung, die Umgebung.

Seinem Vorschlag, zu telefonieren, stimmte sie zu.

Sie hatte gelesen, dass ein Telefongespräch der nächste Schritt zur Annäherung wäre. Auch den Rat, sich eine gesonderte Handynummer, am besten einen Prepaid-Anschluss zuzulegen, hatte sie befolgt. Wie schon bei den Fotos achtete sie auch während des Gesprächs auf jedes Detail. Das Gespräch dauerte eine Viertelstunde. Nachdem sie aufgelegt hatten, fiel ihr auf, nichts darüber hinaus erfahren hatte, was sie nicht schon vorher wusste. Bei Joachim gab es keine Widersprüche. Tags darauf verabredeten sie sich per Mail zu einem Treffen. Einen Spaziergang wollten sie unternehmen. Sie schlug den Kurpark vor. Dort hielten sich kaum Einheimische auf, nur Kurgäste flanierten umher. Niemand würde sie kennen. Außerdem fand man dort immer einen freien Parkplatz. Joachim stimmte zu. Sie erkannte ihn sofort. Während sie einparkte kam er auf ihren Wagen zu. Gottlob war er ohne Blumen oder eine Pralinenschachtel in Händen gekommen. Sie wäre sich wie eine alte Jungfer vorgekommen.

Joachim war freundlich, unaufdringlich und geduldig. Sie gewann den Eindruck, dass er die Dinge sich entwickeln ließ. Am Ende des Spaziergangs begleitete er sie zu ihrem Auto, wo sie vereinbarten, ein weiteres Treffen per Mail abzustimmen.

Auf der Heimfahrt stellte sie fest, dass ihr das Treffen gefallen hatte.

Joachim strahlte Gelassenheit und Kompetenz aus. Er hatte von dem Windpark erzählt, der im Landkreis errichtet werden soll. Er schien sich tief in die Materie eingearbeitet zu haben.

„Und in meiner Freizeit gehe ich gerne wandern, und spiele viel Tennis,“ hatte er während der Runde durch den Park irgendwann das Thema gewechselt.

„Tennis habe ich früher auch viel gespielt“, hatte sie erwidert, ihm aber nicht gestanden, dass sie darauf auch mal wieder Lust hätte – federnd an der Grundlinie stehen, Luft an den Beinen und Armen spüren, mit den Sohlen über den roten Sand schlittern, um einem Ball nachzuhechten, beim Schlag die Schwingung des Schlägers in der Handfläche fühlen. Ihm das anzuvertrauen, wäre ihr wie eine Aufforderung zum Match, oder gar zu mehr, vorgekommen.

Für das zweite Treffen entschieden sie sich für ein Café. Als sie eintrat sah sie Joachim sofort. Sie begrüßten sich mit einem, wie es ihr vorkam, etwas steifen „Hallo“. Kaum saßen sie, hielt Joachim ihr ein Buch hin. Sie nahm es entgegen. Der Titel sagte ihr nichts – Roman, stand darunter.

„Die Geschichte hat mir gefallen. Ich dachte mir, dir als Deutschlehrerin könnte das Werk auch zusagen.“

Hatte er genau dieses Exemplar gelesen? Oder war das ein neues Buch? Und war es ein Geschenk oder eine Leihgabe? Das Buch war nicht eingepackt. Sie bedankte sich, ohne zu wissen wofür.

Joachims Stichwort Lehrerin veranlasste sie, von ihrer Schule zu erzählen.

„Früher war die Schule Jungen vorbehalten. Irgendwann wurden auch Mädchen aufgenommen. Heute sind die Klassen bis in die Oberstufe gemischt.“

„Vermutlich hast du den einen oder anderen Verehrer unter den Oberstufenschülern“, kommentierte Joachim ihre Erläuterung.

Tatsächlich gab es immer wieder Schüler, die ihr – meist etwas unbeholfen, aber anrührend – Komplimente machten. Und tatsächliche hatte es in einer Abiturklasse einmal einen Schüler gegeben, bei dessen Avancen sie unsicher geworden wäre. Von alledem erzählte sie Joachim nichts.

„Wo wohnst du eigentlich genau?“, fragte Joachim irgendwann. In einer Mail hatte sie angedeutet, im Süden der Stadt zuhause zu sein. Sollte sie ihm den Straßennamen nennen? Gar die Hausnummer? Nein. Das schien ihr zu persönlich, ja fast schon intim. Sie hatte Joachim noch nicht einmal die Nummer ihres Smartphones überlassen.

Und das Geheimnis, dass sie einen Decknamen benutzte, hatte sie ihm auch noch nicht gestanden. So beiläufig, wie er die Frage gestellt hatte, wiederholte sie, was sie ihm dazu schon geschrieben hatte. Joachim hakte nicht nach.

Sie verabredeten, über ein weiteres Treffen zu telefonieren und trennten sich vor dem Café.

Samstag stand Joachim am frühen Nachmittag plötzlich vor ihrer Gartentür. Nur zufällig hatte sie ihn gesehen, bevor er klingelte. Woher hatte er die Adresse? Es war ihr unerklärlich. Oder wollte er gar nicht zu ihr, sondern zu jemand anderem und hatte sich in der Adresse geirrt? Unsinn. Ihr fiel ein, dass er im Landratsamt arbeitete. Da genügte ihm vermutlich ihr Autokennzeichen, um ihren richtigen Namen und die Adresse zu ermitteln. Joachims kreative Nutzung seiner Möglichkeiten im Landratsamt schmeichelten ihr kurz. Dann wurde ihr unheimlich.

Sie wartete, bis er geläutete, öffnete ihm und bat ihn herein. Im Wohnzimmer setzten sie sich am Panoramafenster einander gegenüber. Ihr Angebot eines Kaffees nahm Joachim dankend an.

In der Küche fiel ihr Blick auf das Lokalblatt und auf die seit Tagen alles beherrschenden Schlagzeilen zu dem „furchtbaren Frauenmord“. Waren Morde nicht immer furchtbare? Gab es auch nicht furchtbare Morde? Und wie reißerisch diese Schlagzeilen immer waren. Ihr wurde wieder unheimlich. Sie wollte, dass Joachim ging. Warum hatte sie die Tür überhaupt aufgemacht und ihn hereingelassen?

„Leider habe ich wenig Zeit. Ich erwarte eine Freundin und muss noch einiges vorzubereiten“, versuchte sie den Rauswurf zu cachieren.

Joachim nickte, trank den letzten Schluck, bedankte sich und ging. Kaum war er aus dem Haus, rannte sie die Treppe hoch, trat im Gang ans Fenster und vergewisserte sich, dass Joachim gegangen war und nicht erkennen würde, dass keine Freundin zu Besuch kam. Sie dachte über seinen Auftritt nach. Das war kein Besuch. Das war ein Überfall. Sie beschloss, den Kontakt abzubrechen, Joachim keine Mail mehr zu schreiben und auf keine seiner Nachrichten zu reagieren. Seine beiden Anrufe am Sonntag nahm sie nicht an.

Sie im Arbeitszimmer und korrigierte mal wieder Schulaufgaben, als es am Dienstagnachmittag klingelte. Sie erwartete niemanden. Sie blickte auf, und erspähte Joachim am Gartenzaun. Er hielt einen üppigen Strauß Rosen im Arm. Rote.

Sie blieb sitzen und beobachtete ihn, bis er, nachdem er noch zweimal geläutet hatte, gegangen war. Wie nachlässig war es nur von ihr gewesen, den Wagen nicht in die Garage gefahren, sondern davor abgestellt zu haben. Sie ärgerte sich. Joachim konnte davon ausgehen, dass sie zu Hause war und ihm nicht öffnete. Morgen würde sie das Auto in die Garage stellen. Sie sah die Blumen vor der Gartentür auf dem Gehweg liegen. Der Anblick ließ sie an Trauerschmuck an einer Landstraße denken. Ihr gruselte es. Sie vergewisserte sich, dass Joachim weg war, lief hinaus und warf die Rosen in die Tonne. Eigentlich schade. Aber sie hätte den Anblick nicht ertragen.

Als sie tags darauf nach Schulschluss durch die menschenleere Straße auf ihr Haus zufuhr, sah sie Joachim schon von weitem. Er stand an einen Wagen gelehnt da und sah sie an, als sie an ihm vorbeifuhr. Dabei griff er hinter sich und eilte ihr mit einem Strauß nach. Panik erfasste sie. Sollte sie weiterfahren, wegfahren? Oder in die Garage und das Tor mit dem Sender hinter sich schließen? Dazu war keine Zeit mehr. Außerdem säße sie in der Garage in der Falle. Von dort kam sie nicht ins Haus. Aus Sicherheitsgründen hatten die Vorbesitzer auf eine Durchgangstür ins Haus verzichtet. Und in der Garage gab es keinen Handyempfang.

Sie sah Joachim im Rückspiegel. Gleich würde er an ihrer Autotür stehen. Es blieb ihr nichts übrig, als den Stier bei den Hörnern zu packen. Kaum war sie ausgestiegen, die Autotüre noch offen, stellte sie ihn zur Rede.

„Was machst du hier? So geht das nicht. Ich fühle mich von dir verfolgt. Lass mich in Ruhe und gehe. Augenblicklich.“

Joachim ging wortlos. Er kam nicht nochmals zu ihr ans Haus, schickte keine weitere Nachricht und versuchte auch nicht, sie anzurufen.

10

Am Montag betrat sie gegen halb zehn Uhr das Schulgebäude zu ihrer ersten Unterrichtsstunde. Ein Kollege kam ihr mit breitem Grinsen entgegen und rief er ihr im Vorbeigehen „Respekt“ zu.

„Wozu?“

„Wer außer dir, könnte das wissen“, stichelte er.

Sie zog die Schultern und Augenbraue hoch und machte ein fragendes Gesicht.

„Sieh im Lehrerzimmer auf deinem Platz nach“, rief der Kollege und verschwand in einem Gang.

Kaum betrat sie das Lehrerzimmer sah sie ihn an ihrem Platz. Einen Strauß roter Rosen. Eine Karte steckte obenauf.

38

Auch ohne sie zu lesen, wusste sie, von wem die Blumen waren. Manche aus dem Kollegium klatschten. Andere gratulierten ihr. Wozu, ließen sie offen. Sie warf die Rosen, dreiunddreißig Stück, in einen Mülleimer. Später erzählte ihr eine Kollegin, dass die Sekretärin der Direktorin den Strauß herausgeholt und mitgenommen hätte.

Am folgenden Montag und an den beiden nächsten wiederholte sich das Spiel. Jedes Mal ging sie mit den Blumen zum Bioabfall der Schulküche und warf sie dort weg. Die Inbesitznahme des ersten Straußes durch die Sekretärin hatte sie als fast genauso übergriffig empfunden wie Joachims Aktionen anmaßend. Das Kollegium zollte ihr inzwischen Mitgefühl. Ihr blieb aber nicht verborgen, dass anrüchige Witze über sie gemacht wurden.

Sie stellte Recherchen an und erfuhr, dass Joachim montags dem Hausmeister auflauerte und ihn beauftragte, die Blumen im Lehrerzimmer an ihren Platz zu stellen. Das war Joachim jedes Mal ein großzügiges Trinkgeld wert.

Am folgenden Montag, vor sieben Uhr, parkte sie ihren Wagen zwei Straßen von der Schule entfernt und wartete im Dämmerlicht einer Durchfahrt gegenüber dem Haupttor zur Schule. Wenig später sah sie Joachim mit einem neuen Strauß roter Rosen.

Er fing den Hausmeister ab, der auf dem Weg war, das Portal aufzusperren. Wartete der Hausmeister etwa schon auf Joachim und das Zubrot? Sie verließ ihr Versteck, überquerte mit schnellen Schritten die Straße und stellte sich vor die beiden.

„Ich habe dich schon einmal gewarnt.“ Sie merkte, wie eisig und scharf ihre Stimme klang. „Wenn du nicht unverzüglich aufhörst, mir nachzustellen – mich zu stalken –, schalte ich die Polizei ein und informiere das Landratsamt.“

Ohne zu zögern, entriss sie Joachim die Blumen und warf sie in den großen Abfalleimer aus stabilem Metallgeflecht, in dem bald leere Tetra Paks und Pausenbrot-Papiere landen würden. Keiner sagte etwas. Sie starrte Joachim an. Der Hausmeister verfolgte das Geschehen. Das war ihr recht. Vielleicht würde sie noch einen Zeugen brauchen. Joachim sah zu den Blumen im Abfallkorb. Dann ging er. Wortlos.

Es dauerte ein Jahr, bis sie es wagte, daran zu glauben, dass Joachim sie nicht mehr stalkte. Sie begann, dem Frieden zu trauen.

Einen Partner gab es in ihrem Leben aber weiterhin nicht. Dabei war doch genau dies das Ziel ihrer Bemühungen gewesen. Über allen Aufregungen hatte sie das fast vergessen. Dafür waren ihre Haare zwischenzeitlich langgewachsen, stellte sie voll Selbstironie fest.

Eines Nachmittags, sie saß am Panoramafenster und las in dem neuen Roman, schaute sie plötzlich auf und in den Garten. Sie betrachtete das leuchtende Laub.

Bald würden die Blätter farblos und welk sein – würde sie das auch bald sein? Nein. Sie wollte leben – und dachte an die beiden Zeilen ihres Lieblingsgedichts:

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Sie legte das Buch zur Seite und griff nach dem Laptop. Sie würde einen zweiten Versuch wagen, um einen Partner zu finden. In der Metropolregion, mit der Millionenstadt nur fünfunddreißig Kilometer entfernt, lebten rund vier Millionen Menschen. Da musste es doch einen Mann geben, der zu ihr passte – und sie zu ihm.

Sie entschied sich für eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. Das war sie schließlich. Wieder arbeitete sie sich Klick für Klick durch eine Vielzahl von Fragen. Auch auf dieser Plattform drehte sich alles um den optimalen Matching Score. Dann wurde sie aufgefordert, einen Begrüßungstext zu verfassen. Sie sollte sich vorstellen und mit eigenen Worten ihre Erwartungen und Wünsche beschreiben.

Sich auf der Plattform offenzulegen, kam für sie nicht in Frage. Und die Mühe, einen Begrüßungstext auszuarbeiten, wollte sie sich auch nicht machen. Die zwei Zeilen ihres Lieblingsgedichtes mussten reichen. Dafür würde sie diesmal mehrere Fotos von sich einstellen. Bevor sie eine Auswahl traf, zögerte sie: Warben ihre Konkurrentinnen mit verführerischen Posen? Solche Bilder besaß sie nicht. Sie wählte fünf aus und stellte sie ein. Anders als auf der Partnerbörse vor einem Jahr waren auf dieser Plattform die Bilder nicht verschleiert, sondern jedermann sofort offen sichtbar.

Die ersten Reaktionen trafen binnen weniger als vierundzwanzig Stunden ein. Nichts hatte sich geändert. Auch auf dieser Plattform priesen sich die Herren der Schöpfung mit Binsenweisheiten und allerlei Angebereien an. Beiträge mit Rechtschreib- und Grammatikfehlern oder schlüpfrigen Stilblüten ließ sie gleich links liegen. In kaum einem Fall verstand sie die Auswahl der vorgeschlagenen Profile. Die einzige nennenswerte Übereinstimmung war, über fünfzig zu sein. Auch diesmal würde sie nicht fündig, war sie sich bald sicher – und war froh, dass das Widerrufsrecht noch nicht abgelaufen war. Sie beschloss, davon Gebrauch zu machen.

Zwei Tage vor Ablauf, an einem Samstagabend, wurde sie auf ein neues Profil aufmerksam, das fast zu gut war, um wahr zu sein. War das ein Köder, ein gefaktes Profil? Um sie bei der Stange zu halten. Wie argwöhnisch sie geworden war. Da drückte sich einer im Begrüßungstext mit klaren Worten aus, beschrieb nachvollziehbar, wer er war und was nicht, und was er suchte und was nicht. Seine Worte, sein Stil hatten Glanz und Eleganz. Von jedem seiner Sätze ging ein aufregendes Vibrieren aus. Und er hatte seinen Namen an den Schluss des Textes gesetzt. Cornelius. Das musste sein richtiger Name sein. Niemand dachte sich Cornelius als Decknamen aus. Sie las den Begrüßungstext abermals und war beeindruckt. Cornelius hatte sich wirklich reingekniet.

Und Orthographie und Grammatik sehr gut. Sie merkte, dass sie schmunzelte.

Zwei Bilder hatte Cornelius eingestellt. Die Fotos zeigten einen Mann, kaum älter als sie selbst, der durch eine pittoreske Gasse irgendwo im Süden, vielleicht Italien oder Südfrankreich, schlenderte. Von den Bildern – und von dem Mann – spürte sie eine starke Ausstrahlung ausgehen und sah Leuchten in seinen Augen. Wer hatte die Fotos gemacht? Seine Ex? Sie spürte einen Stich. Eifersüchtig? Oder war er gar nicht solo und nur auf ein Abenteuer aus?

Beim dritten Lesen des Begrüßungstextes glaubte sie, seine tiefe Stimme zu hören – und ein Lachen. Was Cornelius schrieb, reichte ihr, um ihm begegnen, ihn kennenlernen zu wollen. Und obwohl Cornelius keinerlei Andeutungen gemacht hatte, spürte sie in jeder seiner Zeilen Sinnlichkeit. Ihre Fantasie begann abzuheben – bis sie ein Beben erschütterte. Sicher war Mr. Right ein Lockprofil. Frustriert verließ sie sein Profil und loggte sich aus.

Am Sonntagnachmittag – wie immer um die Zeit saß sie mit einem Roman am Panoramafenster – hörte sie den Signalton für eingehende E-Mails. Sie griff nach dem Laptop und las. Es war eine Nachricht von Mr. Right. Der Lockvogel bedankte sich für ihren Besuch auf seinem Profil und regte an, ihm im Sinne seines Begrüßungstextes zu antworten. Sie sollte ihm von sich erzählen. Mehr hatte er nicht geschrieben. Aber immerhin. Etwas an ihrem Profil schien Cornelius, wenn er denn tatsächlich so hieß, anzusprechen. Nur: War es ein Lockvogel – oder war er tatsächlich Mr. Right? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Das musste sie allerdings schnell tun, bevor das Profil zur Entdeckung des Monats würde.

Sie legte los und schrieb, wie sehr es sie freute, endlich auf einen Mann gestoßen zu sein, der kommunizieren könne und wisse, was er wolle.

Dann blickte sie hinaus in das blasse Hellblau des Herbsttages und nahm all ihren Mut zusammen. Sie fügte ein Post Scriptum an. Sie schrieb ihm, wie sehr sein Begrüßungstext ihr unter die Haut ging. Sie wollte, dass er wusste – ja nachvollziehen konnte – was sie jedes Mal empfand, wenn sie seinen Text las.

Auf ihr P. S. ging Mr. Right, ging Cornelius nicht ein. Dafür entfalteten sie in den Folgetagen ein reger Mailverkehr. Rasch wechselten sie von der Chat-Funktion der Plattform auf ihre eigenen Mailadressen. Die Mailadresse, die sie mit Joachim genutzt hatte, hatte sie noch zehn Monate bestehen lassen, um sich zu vergewissern, dass er ihr nicht mehr nachstellte – und hatte sie dann gelöscht. Jetzt nutzte sie eine neue Fake-Emailadresse. Den Namen Rita hatte sie beibehalten.

Einige Tage später schrieb sie Cornelius, wie wichtig es ihr wäre, seine Stimme zu hören – und schlug ihm ein Telefongespräch vor. Die Nummer des Prepaid-Handys aus dem Second Hand-Laden fügte sie hinzu. Schließlich hatte sie vor einem Jahr das Teil genau dafür gekauft – und Guthaben hatte sie auch noch darauf. Aber etwas ließ sie plötzlich zögern. Die Nummer hatte ihr kein Glück gebracht. Gegen alle Regeln des Internet-Datings entschied sie, Cornelius die Nummer ihres Smartphones zu mailen.

Cornelius Rückmeldung kam prompt.

Er merkte an, dass auch ihm die Stimme wichtig wäre, genauso wie Sprache und Ausdruck. Bei dieser Aufzählung spürte sie einen Kloß im Hals und bekam Hemmungen. Goethes Zauberlehrling meldete sich zu Wort: Ob sie die Geister, die sie gerufen hatte, diesmal womöglich auch nicht mehr loswürde? Und würde ihre Sprache und ihr Ausdruck Cornelius überzeugen?

Achtzehn Uhr – lautete Cornelius Vorschlag. Sie tippte einen Satz zur Bestätigung. Dann haderte sie. War es an der Zeit, Cornelius ihren richtigen Namen preiszugeben? Sie fügte ein P. S. an und schrieb, ihr richtiger Name sei im Übrigen nicht Rita, sondern Lara. In Klammern fügte sie hinzu: (exklusiv für dich).

12

Pünktlich um achtzehn Uhr klingelte ihr Smartphone. Die angezeigte Telefonnummer war eine Festnetznummer von vor Ort. Cornelius traute sich was. Sie drückte auf Grün. Eine Männerstimme erkundigte sich, ob er mit Frau Spranger spreche? Woher hatte Cornelius ihren Nachnamen? Wieder war ihre Anonymität aufgeflogen. Gab es Tricks, wie man von Betreibern von Partnerbörsen Kontaktdaten zugespielt bekam? Bis ins Mark erschüttert war sie.

46

Statt ihren Namen zu nennen sagte sie „Mit wem spreche ich?“

„Carsten Enk – von der Sparkasse. Ich bin Ihr neuer Berater. Ihre bisherige Betreuerin ist in den, wie ich betonen möchte, wohlverdienten Ruhestand gegangen und ich habe einen Teil ihres Kundenstamms übernommen. Ich möchte Sie kennenlernen und zu einem Gespräch in die Bank einladen.“

Sie lachte laut auf, gequält. Ihre Hände zitterten. Sie wollte den Mann loswerden, ihn so schnell als möglich aus der Leitung haben.

„Vielen Dank. Ich verspreche Ihnen, bei nächster Gelegenheit bei Ihnen vorbeizuschauen.“

„So einfach, mir nichts dir nichts, können Sie nicht bei mir vorbeikommen“, hörte sie den Mann loslegen.

„Für ein Gespräch müssen wir schon vorab einen Termin vereinbaren. Wie Sie sich vielleicht denken können, bin ich nach der Übernahme der Kunden meiner ehemaligen Kollegin sehr ausgebucht. Wann würde es Ihnen denn passen?“

Lara wurde ärgerlich. Der Mann stahl ihr die Zeit und blockierte ihre Leitung. Auch er musste sich an Termine halten, und zwar an ihre, und jetzt hatte sie überhaupt keine Zeit für ein Gespräch mit einem Mann von der Sparkasse.

„Wie war Ihr Name bitte?“

„Enk. Carsten Enk.“

„Herr Enk. Ich habe derzeit überhaupt keine Zeit für irgendwelche Gespräche oder Terminvereinbarungen. Ich melde mich und wünsche Ihnen jetzt einen schönen Abend.“ Damit drückte sie auf Rot, ohne seine Erwiderung abzuwarten.

Im nächsten Moment leuchtete ein anonymer Anrufer auf dem Display auf. Sie drückte auf Grün.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara.“

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön, mit dir zu sprechen, Lara.“

Da war sie: die Stimme – seine Stimme –, mit einer Klangfarbe, für die sie den Begriff Timbre passend fand. Sie hatte das Gefühl, die Stimme anfassen zu können. Es dauerte einige Sätze, bis sie in einen Gesprächsfluss fanden. Dabei blieb sie verhalten, sprach in knappen Sätzen und erzählte nur zögerlich von sich. Cornelius stellte Fragen. Sie ließ sich aber nicht herauslocken und antwortete vorsichtshalber wiederkehrend ausweichend – oder übergang Details seiner Fragen. Sie merkte, wie Cornelius das Gespräch lenkte, hörte ihm zu und spürte den Schwingungen seiner Stimme nach. Am Ende verabredeten sie sich zu einem Spaziergang. Sie verständigten sich auf die Stadtauen und verabredeten sich für Samstag, fünfzehn Uhr vor dem Kiosk beim Brückenwirt.

Bis zu dem Treffen schrieb sie in den wenigen Minuten, die ihr zwischen den Unterrichtsstunden blieben, Cornelius kurze Nachrichten:

,Ich denke an dich.'

,Was machst du gerade?'

,Wo bist du?'

Und zwei Mal *,Ich möchte deine Stimme wieder hören.'*

Cornelius antwortete mit Emojis.

Am Vorabend des Treffens, es war schon kurz vor dreiundzwanzig Uhr, verspürte sie das Verlangen, Cornelius zu schreiben. Wie üblich, setzte sie sich mit dem Laptop an das Panoramafenster – und schon flogen ihre Finger über die Tastatur. Sie schrieb ihm, wie gut ihr der bisherige Austausch mit ihm gefiel. Später wusste sie nicht mehr, was sie ihm noch alles in dieser Nacht geschrieben hatte. Aber an ihren letzten Satz, an das Post Scriptum, würde sie sich immer erinnern. Das wusste sie bereits, während sie noch am Schreiben war: *,Fast traue ich mir nicht, es dir, und auch nicht mir selbst einzustehen, aber ich muss es tun und loswerden. Deine Stimme – ich finde sie aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.'*

Sie las das Post Scriptum nochmals, fand, dass alles seine Richtigkeit hatte, und schickte die Mail ab.

Den ganzen Samstagvormittag über überlegte sie, wie sie sich während des Spaziergangs Cornelius gegenüber geben sollte, um nicht zu früh zu viel von sich preiszugeben – um nicht neuerlich in eine Falle zu geraten. Die Erfahrungen mit Joachim wirkten nach. Das durfte sich nicht wiederholen.

Sie erkannte Cornelius sofort, als sie Punkt fünfzehn Uhr auf ihn zuging.

13

Vor dem Zubettgehen ging sie noch auf eine Runde nach draußen. Die Nacht war sternenklar und kalt. Sie sah ihren Atem. Ihr wurde bewusst, dass es übermorgen, am Sonntag, vier Wochen her sein würde, dass sie zum ersten Mal Kontakt mit Cornelius hatte. Per E-Mail. Nach dem Spaziergang mit Cornelius in den Stadtauen hatte sie ihn mehrfach bei ihm zuhause gesucht. Seit Mittwochmorgen war er verreist. Abends hatten sie zuletzt telefoniert und ein Wiedersehen für den morgigen Samstag um fünfzehn Uhr bei ihm verabredet. Seither hatte sie nichts mehr von Cornelius gehört. Während sie den Blick in den Nachthimmel richtete, kreisten ihre Gedanken unaufhörlich um Cornelius, und sie vermutete, dass er auf der Rückreise war.

50

Plötzlich spürte sie das Vibrieren ihres Smartphones und zog es aus der Manteltasche. Sie sah auf das Display: Eine Mail von Cornelius wurde angezeigt. Sie öffnete die Nachricht und las.

Nach dem sie die Worte gelesen hatte, ließ sie den Arm sinken und begann vor innerer Kälte zu zittern.

Post Scriptum – ... alias Rita

1

Auch wenn sie schon seit Wochen getrennte Wege gingen, traf es ihn wie der Blitz, als Luzi sagte, dass sie bereits vor einem Jahr beschlossen hatte, sich von ihm zu trennen. Sie habe nur darauf gewartet, dass ihre Eigentumswohnung frei würde, und das sei in zwei Wochen der Fall, sagte sie. Eigentlich hieß seine Frau Luzia, doch sie fand, dass Luzi – in Anlehnung an Luzifer – ihr Wesen am besten traf.

Cornelius hatte das Ende kommen sehen, doch dass Luzi es schon so lange geplant hatte, erschütterte ihn. Er gestand sich ein, dass die Trennung eine Erlösung sein würde. Dennoch schmerzte sie ihn. Aber nicht die Scheidung als solches traf ihn, sondern die Tatsache, dass auch seine zweite Ehe in die Brüche gegangen war. Schon die erste Scheidung empfand er noch immer als trostlos. Aber zwei Scheidungen. Das war echtes Versagen.

Einige Wochen nach der Scheidung führten sie ein letztes Gespräch. Er in der Hoffnung, wenigstens noch eine Gemeinsamkeit zu erkennen. Das Gespräch plätscherte dahin, bis Luzi andeutete, dass sie doch weiterhin eine Beziehung hätten führen können – mit getrennten Wohnungen.

„Sozusagen für die Schokoladenseiten des Lebens.“

Er wusste nicht, was er ihr antworten sollte. Nachdem Luzi gegangen war, fragte er sich, ob ihre Andeutung ein Angebot war – und wie lange es Gültigkeit haben würde. Danach begegnete er Luzi nie mehr. Auch nicht zufällig – auf der Straße, beim Einkaufen oder in Restaurants –, obwohl sie unweit voneinander wohnten. Dennoch flackerten noch kurz zweimal vermeintliche Berührungsgerüste mit Luzi auf – als zunächst ihre Schwester und wenig später eine Freundin von Luzi ihn einluden. Er folgte beiden Einladungen, neugierig, ob weitere Vorschläge seitens Luzi auf den Tisch kämen. Doch sowohl die Schwester als auch die Freundin gaben nur Hinweise zu eigenen Interessen – an denen er nicht interessiert war.

Nach Luzis Auszug ertappte er sich dabei, wie er immer wieder mit dem linken Daumen über die Handinnenfläche hinweg dem abgelegten Ehering nachspürte. Aus seinem Freundeskreis hörte er, dass er mit Beginn seiner zweiten Ehe verstummt sei. Davor seien sie es gewohnt gewesen, dass er gerne Menschen um sich geschart hatte und mit steilen Thesen Diskussionen provozierte.

Er stellte sein Haus auf den Kopf. Die alten Familienportraits ersetzte er durch moderne Kunstwerke. Und um neuen Schwung in sein Leben zu bringen, gab er wieder Einladungen und verreiste mit Freunden.

Rund zwei Jahre vergingen, bis er feststellte, dass sein Tick, dem abgelegten Ehering nachzuspüren, vorüber war. Er spürte, dass die Wunden verheilt und die Verbitterung hinter ihm lagen.

Er überlegte, dem Glück nochmals eine Chance einzuräumen. Nur wie sollte das gehen? Wie sollte er eine Frau kennenlernen, die zu ihm in seinem Alter passte?

2

Es war ein trüber Samstagnachmittag. Er saß am Schreibtisch und schaute auf die stille Straße vor seinem Haus. Gedankenverloren sah er zu, wie Böen die letzten leuchtenden Blätter von den Ästen rissen und das Laub in Schwärmen durch die Luft tanzen ließen – bis der Wind es über den Asphalt und unter parkende Autos fegte. Irgendwann schüttelte er den Kopf, erinnerte sich an sein Vorhaben, und klappte den Laptop auf.

Er gab das Stichwort „Partnersuche“ in die Suchmaschine ein.

Nach einigen Treffern ergänzte er „über fünfzig“ – und stieß auf eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. In der Einführung las er, dass die Plattform einen wissenschaftlich erarbeiteten psychologischen Persönlichkeitstest nutzte, um die Übereinstimmung potenzieller Kandidatinnen mit seinem Profil zu optimieren – für einen optimalen Matching-Score. Alles musste immer optimiert werden – wohl ein Trend der Zeit, dachte er, und er blieb skeptisch. Aber egal. Viel konnte nicht passieren. Vielleicht würde es ganz amüsant werden. Er arbeitete die Anmeldeschritte ab. Eine Vielzahl von Fragen zu seiner Person, seinen Gewohnheiten und Einstellungen, seinen Erwartungen, und zu seinem Äußeren musste er durch Auswahlklicks beantworten. An einigen Stellen musste er eigene Formulierungen einfügen. Zum Schluss las er die Aufforderung, sich in einem Textfeld mit eigenen Worten vorzustellen. Er sollte einen „Begrüßungstext“, so nannte sich das, verfassen. Er stockte. Hatte er mit den Haken und selbst formulierten Antworten nicht alles zu seiner Person gesagt? Na gut, weiter. Er öffnete ein leeres Word-Dokument und begann, den geforderten Begrüßungstext zu verfassen. Er überlegte, feilte, brütete, rang mit Worten und Formulierungen.

Das Ergebnis war etwas über eine DIN A4-Seite. Immerhin – wie er fand. Er druckte sein ICH aus, las und korrigierte. Zum Schluss stellte er noch einen Absatz um. Dann war er zufrieden – sogar ein bisschen stolz. Vor allem aber hoffnungsfroh. Er kopierte den Begrüßungstext in das Feld auf der Partnerplattform, ergänzte sein Profil um zwei Fotos und schickte die Registrierung ab.

Als er vom Bildschirm aufsah, stellte er fest, dass es draußen inzwischen dunkel geworden war und der Wind eingeschlafen war.

Es dauerte nicht lange, bis er die Bestätigung seiner Anmeldung auf dem Bildschirm vor sich hatte. Er öffnete den Zugang zu den Profilen und schon blickten ihm kontaktinteressierte Damen entgegen. Er scrollte ein bisschen herunter, und dann weiter – und war überrascht. Das schien kein Ende zu nehmen. Plötzlich öffnete sich ein Fenster. „Herzlich willkommen! Freuen Sie sich. Ab sofort erhalten Sie jeden Tag neue Vorschläge.“

Bis spät in die Nacht hinein sah er sich Profile an und las Begrüßungstexte. Manche Botschaften amüsierten ihn. Ein Brünette versprach: „Ich halten, was Blondinen versprechen.“ Nach einer Weile fragte er sich, ob die Damen wirklich alle Singles waren? Sicher war er sich dagegen, dass eine ganze Reihe von ihnen mit der Altersangabe großzügig umging.

Selbst bei größtem Wohlwollen passten die Fotos oft nicht zum angegebenen Alter.

Am nächsten Morgen kündigte der Signalton seines Smartphones den Eingang einer Nachricht an. Aber er kümmerte sich nicht darum. Erst mittags fuhr er den Laptop hoch, rief die Partnerbörse auf und gab das Passwort ein. Er war auf die neuen Profile gespannt. Die wurden aber von einem Nachrichtenfenster überlagert. „Gratulation! Sie sind einer Interessentin aufgefallen.“

Dass das so schnell ging. Er war verblüfft. Aufgeregt drückte er den Button und gelangte auf das Profil der Interessentin. Wie siebzehn, kam er sich vor. Aber dann wurde er enttäuscht. Die Dame hatte zwar sein Profil angesehen. Aber eine Nachricht hatte sie ihm nicht hinterlassen. Dennoch war er neugierig geworden. Wer war sie? Flüchtig sah er die fünf Bilder an. Dann öffnete er den Begrüßungstext und las.

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Hermann Hesse. Das war unfair, grämte er sich. Wenn man sich schon über das Internet kennenlernen wollte, dann doch bitte mit offenem Visier – und mit eigenen Worten, so wie er in seinem Begrüßungstext. Er kehrte zu den Fotos zurück. Immerhin – fünf Fotos hatte sie gepostet.

Eine gut gelaunte, gepflegte Frau blickte ihn an. Die Aufnahmen zeigten sie in einem repräsentativen Foyer, vielleicht bei einer Feier, jedenfalls nicht in privater Umgebung. Sie war stilsicher gekleidet und trug ihr dunkles, langes Haar offen. Ihr Gesichtsausdruck, ihr Lächeln – beides erschien ihm sympathisch. Ihre Hände waren schön geformt, die schlanken Finger endeten in rot lackierten Nägeln. In keiner Pose lag provokativer Sexappeal – und doch wirkte sie reizvoll. Das angegebene Alter passte zu den Fotos. Und zu ihm. Keine Statussymbole, keine Angebereien wie eine Luxushandtasche oder der Autoschlüssel einer teuren Marke waren vermeintlich zufällig platziert.

Trotz ihres unpersönlichen Begrüßungstextes schrieb er ihr.

*Liebe Interessentin,
für Ihr Interesse an meinem Profil danke ich Ihnen herzlich.*

Er hielt inne. Sie hatte keine Nachricht hinterlassen. War sie überhaupt an einem Kontakten interessiert? Er entschied, seine Mitteilung kurz zu halten, löschte den Satz und schrieb:

Darf ich Sie ermuntern, mir im Sinne meines Begrüßungstextes etwas von sich preiszugeben?

Er überlegte, ihr ein Kompliment für die Fotos, eigentlich zu ihrem Aussehen, zu machen, entschied sich aber dagegen.

In jedem Fall würde ich mich freuen, von Ihnen zu hören, d.h. zu lesen ;-)

Herzlichst Cornelius.

Zwei Stunden später erreichte ihn eine Antwort.

Hallo Cornelius. Was für ein schöner und ungewöhnlicher Name. Für deine Zeilen danke ich dir. Und ich bin froh, mit dir auf einen Mann gestoßen zu sein, der sich ausdrücken kann und der es versteht, in seinem Begrüßungstext klar zu vermitteln, was er sucht und was nicht. Endlich ein Mann, der kommunizieren kann.

Herzliche Grüße, Rita.

Rita war also ihr Name. Dann stutzte er. „Endlich ...“, schrieb Rita. Wie lange schon bewegte sie sich auf der Partnerbörse? Wie lange war sie schon auf der Suche? Und wie viele Kontakte hatte sie bereits geprüft und wieder verworfen? Und: Rita duzte ihn. War das üblich? Dann las er das P. S.

Erlaube mir, dir zu schreiben, dass mir dein Begrüßungstext unter die Haut geht.

Ritas Postskriptum schmeichelte ihm, und er spürte ein Hochgefühl. Die Mühe um den Begrüßungstext hatte sich also gelohnt. Doch sein Überschwang hielt nicht lange an. Er sah sich die Fotos erneut an. Irgendetwas an dem P. S. wollte nicht zu der Frau auf den Bildern passen. Während er ihr in die Augen blickte, fragte er sich, wie ihre Stimme wohl klänge – und er vernahm einen lebendigen, selbstbewussten Ton. Würde Rita, wenn sie ihm gegenüberstünde, ihren Gefühlen ebenso ungeniert freien Lauf lassen? Das P. S. kam ihm reichlich dick aufgetragen vor. Er schüttelte sich innerlich. Wie sollte er reagieren, was ihr antworten? Erst am Abend schrieb er ihr.

Hallo Rita,

danke dir für deine Nachricht. Es freut mich, wenn dich mein Begrüßungstext anspricht. Gerne können wir unseren Kontakt intensivieren. Vielleicht wäre es persönlicher, dazu eigene Mailadressen zu nutzen, statt über die Chatfunktion des Portals zu schreiben?

Dir einen schönen Abend, Cornelius.

Unter seinen Namen setzte er die frisch eingerichtete Mailadresse, die er für Kontakte aus der Partnerbörse nutzen wollte.

Auf Ritas P. S. ging er nicht ein.

Montag und Dienstag schrieben sie sich weitere Mails – über ihrer beider Lebensumstände: Wohnorte, ohne Straßennamen; Berufe, Rita erwähnte, im Bildungssektor tätig zu sein – was auch immer das heißen mochte; persönliche Interessen und die sogenannten Hobbies; dass sie geschieden seien und jeder von ihnen Kinder habe, die aus dem Haus wären. Und sie gestanden sich einige ihrer Wünsche, Hoffnungen und Träume.

Ritas Nachrichten waren knapp. Ihre Zeilen kamen ihm schlagwortartig vor. Sie schrieb, zwischen Terminen kaum Zeit zum Schreiben zu haben.

Mittwoch früh fand er eine weitere Mail von Rita vor. Die Eingangszeit war nulluhrvierundfünfzig.

Guten Morgen Cornelius! Hast du gut geschlafen? Ich muss dir etwas Wichtiges mitteilen: Es geht um Stimmen. Die Stimme ist mir sehr wichtig. Es ist mir wichtig, wie die Stimme Worte trägt. Was hältst du davon, wenn wir telefonieren? Meine Mobilnummer lautet ...

Er stutzte. War es üblich, die Telefonnummer mitzuschicken, bevor er dem Vorschlag zugestimmt hatte? Egal.

Einen guten Morgen zurück, liebe Rita.

Er hatte ‚liebe‘ geschrieben. War das zu aufdringlich? Es war okay, entschied er.

Dein Ansinnen kann ich nachvollziehen. Als Teil der Persönlichkeit eines Menschen sind Stimme, Ausdruck und Sprache auch mir wichtig – sogar sehr.

Er überlegte zu erwähnen, keinen Dialekt zu sprechen und das auch bei einer Partnerin zu bevorzugen, ließ den Punkt aber fallen.

Gerne können wir telefonieren. Wie wäre es mit achtzehn Uhr? Heute.

Herzlichst, Cornelius

Es dauerte nicht lange bis zu einer Antwort.

Bis achtzehn Uhr. Ich freue mich.

Liebe Grüße, Rita

Sie hat mit ‚liebe‘ Grüße geantwortet.

Dann las er das P. S.

Übrigens ist Rita nicht mein richtiger Name, sondern Lara (exklusiv für dich).

Ritas letzte Sätze und die Post Scriptums hatten es wirklich in sich.

Die Korrektur ihres Namens hatte Rita, alias Lara, einfließen lassen, als wäre es eine unbedeutende Kleinigkeit.

Und was bedeutete der Zusatz: (exklusiv für dich)? Wie viele Chats hatte Lara alias Rita nebenher noch am Laufen? Und war Lara tatsächlich ihr Name?

Kurz vor der vereinbarten Zeit machte er es sich im Wohnzimmer auf dem weißen Sofa bequem und schenkte sich ein Glas Wein ein. Um achtzehn Uhr wählte er die angegebene Nummer. Der Anschluss war belegt. Er dachte nach. Rita – beziehungsweise Lara, an den neuen Namen musste er sich erst noch gewöhnen – hatte ihre Kontaktaufnahme mit seinem Kommunikationsstil im Begrüßungstext begründet. Außerdem hatte sie betont, wie wichtig ihr die Stimme sei. Lara schien über ein starkes Selbstbewusstsein zu verfügen. Er stellte sich auf eine intensive Unterhaltung ein.

3

Drei Minuten später war die Leitung frei.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara“, hörte er sie rufen.

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön mit dir zu sprechen, Lara.“

Nach einigen Sätzen wurde ihm klar, dass das Gespräch anders verlaufen würde, als er es erwartet hatte. Laras Stimme schwankte zwischen mittlerer und hoher Tonlage.

Manchmal klang sie zart, gelegentlich fast mädchenhaft. Lara sprach ruhig, unaufgeregt, bisweilen tonlos. Auch lag etwas Träges in ihrer Sprechweise. Nur hin und wieder vernahm er eine zurückhaltende Vehemenz, zaghafte Begeisterung oder Entschlossenheit. Nichts von der forschenden, beinahe fordernden Energie, die er geglaubt hatte, aus ihren Mails erkannt zu haben, fand er wieder.

Sie sprach in kurzen Sätzen – dialektfrei. Ihr Anteil am Gespräch war gering. Die Diskrepanz zu den Botschaften in ihren Mails bereitete ihm Unbehagen. Mit offenen Fragen versuchte er, das auszugleichen und Lara zum Erzählen zu bewegen. Es gelang ihm kaum. Noch während des Gesprächs begann er sich zu fragen, ob das überhaupt etwas werden könnte zwischen ihnen. Diskussion, Austausch und Reibung waren ihm wichtig. Er wollte weder dozieren noch den Unterhalter, den Bespaßer geben.

Zu seiner Überraschung waren sie am Ende des Gesprächs für Samstag um fünfzehn Uhr in den Stadtauen beim Brückenwirt verabredet -zu einem Spaziergang. Wer von ihnen den Vorschlag gemacht hatte, wusste er da nicht mehr.

Im Verlauf des nächsten Vormittags erhielt er mehrere Nachrichten von Lara.

Ich denke an dich!

Was machst du gerade?

Wo bist du?

Und zwei Mal: *Ich möchte deine Stimme wieder hören.*‘

In den kurzen Sätzen vibrierten wieder die Lebendigkeit und Leidenschaft, die er in ihren Mails immer gespürt hatte. Er antwortete mit Emojis.

Freitagabend, es war schon nach dreiundzwanzig Uhr, signalisierte sein Smartphone den Eingang einer Mail. Die Nachricht war von Lara. Sagte sie ab, kurz vor der Verabredung? Hatte sie kalte Füße bekommen?

Lieber Cornelius,

es ist mir ein Bedürfnis, dir zu schreiben. Zugleich möchte ich dich schon einmal wissen lassen, wie sehr mir der Austausch mit dir, zuletzt am Telefon, gefallen hat. Auf unser persönliches Kennenlernen morgen – sozusagen face to face – freue ich mich schon sehr.

Schon während er die Zeilen las, bemerkte er im Augenwinkel, dass Lara auch dieser Mail ein Postskriptum angefügt hatte.

Er war gespannt, welche besondere Mitteilungen er diesmal dort vorfinden würde. Nachdem er das P. S. zweimal gelesen hatte, wurde ihm endgültig klar, dass Lara ihr wichtige Botschaften stets an den Schluss stellte.

„Fast traue ich mich nicht, es dir – und auch mir selbst – einzugestehen, aber ich muss es tun: Deine Stimme finde ich aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.“

Eine derartige Schmeichelei hatte er noch nie erfahren. Er fühlte sich umwerfend gut. Dann platze die Seifenblase. Er erinnerte sich an seine Verwunderung, als Lara – damals noch Rita – geschrieben hatte, sein Begrüßungstext ginge ihr unter die Haut. Er fühlte sich verfangen in sich verirrenden und verhedderten Gedanken. War Lara überspannt? Die Intensität ihrer Nachrichten, in denen sie ihre Gefühle entfesselte, stand im Widerspruch zu dem Rinnsal ihrer Worte während des Telefongesprächs. Wie passte das zusammen? Die Medien waren voll vor Warnungen zu Betrügereien, die über das Internet eingefädelt wurden. „Entspann dich“, bremste er sich ein. „Gib den Dingen Zeit.“ Er beschloss, alles Weitere auf sich zukommen zu lassen.

Er würde es schon merken, wenn etwas nicht stimmen sollte und würde nicht blind in eine Falle tappen.

Er antwortete ihr mit einem Smiley.

4

Bereits vor der vereinbarten Uhrzeit kam er zum Treffpunkt und sah sich um. Der Kiosk, der für den Außenhausverkauf zum Brückenwirt gehörte, war geschlossen. Bei gutem Wetter würde eine Schlange von auffällig gekleideten Stadtflaneuren, Spaziergängern jeden Alters, viele mit Hund, Familien mit Kinderwagen, und natürlich Stadtstreicher geduldig anstehen. Bei dem tristen Wetter waren nur wenige Spaziergänger, unterwegs.

Er erkannte Lara sofort. In einem leuchtendroten wadenlangen Mantel kam sie auf ihn zu. Schwarze Stiefel kamen unter dem Mantel zum Vorschein. Eine übergroße schwarze Lederhandtasche hing ihr über die Schulter. Zur Begrüßung gaben sie sich angedeutete Küsse ohne die Wangen zu berühren. Dabei hielten sie sich an den Händen. Er spürte zarte, trockene Handflächen.

„Was hältst du davon, Richtung Norden zu gehen? Dort wird es ruhiger sein als zum See hin.“ Lara stimmte zu.

Nachdem sie erste Schritte gegangen waren, hakte sich Lara bei ihm ein. Das überraschte ihn, überspielte seine Verwunderung aber mit einem Lächeln. Noch mehr überraschte ihn Laras Redefluss. Vielleicht musste er ihr gegenüberstehen und sie einen persönlichen Eindruck gewinnen, damit sie Vertrauen fassen konnte. Face to face, hatte Lara formuliert. Lara sprudelte nur so. Er war erleichtert – und überließ ihr die Gesprächsführung gern. Derweilen blickte er auf. Der Himmel war genauso grau wie letztes Wochenende, als er sich auf der Partnerplattform angemeldet und Lara sich tags darauf erstmals gemeldet hatte. Die Baumkronen waren inzwischen restlos kahl. Auf einer Wiese stritten sich Krähen um irgendetwas. Lara erzählte weiter. Bald schien sie zu frösteln.

„Ist dir kalt? Ich wohne unweit von hier. Darf ich dich auf einen Tee zu mir einladen?“

Nach kurzem Zögern stimmte Lara zu. Als sie auf sein Haus zgingen und er anmerkte, dass sie gleich da sein würden, schmiegte sie sich für einen Moment an ihn und nickte. Im Eingang nahm er ihr den Mantel ab und legte ihn über einen Kleiderbügel, den er an der Garderobe aufhängte. Darauf führte er sie ins Wohnzimmer.

„Nimm Platz. Setz dich, wohin du möchtest. Es gibt keine Stammpässe.“

Sie deutete auf den roten Sessel mit der hohen Rückenlehne beim Kamin.

„Wäre der okay?“

Er nickte.

Lara setzte sich. „Könntest du Feuer im Kamin machen. Bitte. Mir ist kalt.“

Während er Feuer machte, beobachtete er Lara. Ihre Augen schweiften vorsichtig umher. Sah sie sich mit einem suchenden, einem prüfenden Blick um? War das ein Kennerblick? Interessierte sich Lara für Antiquitäten oder verstand sie etwas von moderner Malerei und konnte das großformatige Bild, das er erst jüngst erworben hatte, einordnen? Wenn ihre Augen die seinen trafen, wich sie aus. Als das Feuer im Kamin loderte, setzte er sich ihr gegenüber auf das weiße Sofa. Er sah sie an: Overknee-Stiefel, sportlich schwarze Hose, weiße Bluse. Ein aus kleinen schwarzen Perlen geflochtener, daumenbreiter Steg schmiegte sich um ihren Hals. Eine rechteckige Uhr zierte ihr linkes Handgelenk. Ein Armband aus Kugeln in verschiedenen Pastellfarben war das Einzige Farbige an ihr – wenn auch sehr dezent. Die Frisur saß perfekt, obwohl der Wind ihr während des Spaziergangs einige Male durchs Haar gefahren war. Die vollen Lippen waren makellos geschminkt – rot wie ihr Mantel, der an der Garderobe hing, und rot wie der Sessel, in dem sie saß.

„Was darf ich dir zum Trinken anbieten? Kaffee, einen Tee oder lieber ein Glas Wein oder Wasser?“

„Für mich absolut gar nichts.“

Sie wollte partout nichts trinken. Er stand auf und ging Richtung Küche, um sich ein Glas Wein einzuschenken. In der Spiegelung der Fensterfront sah er, wie Lara ihm nachschaute. Aus der Küche beobachtete er, wie sie sich umdrehte und hinter sich blickte. Suchte sie etwas? Mit dem Weinglas in der Hand setzte er sich ihr gegenüber und wartete ab. Lara knüpfte jetzt nicht mehr an ihren Redefluss während des Spaziergangs an. Also übernahm er. Wenig später erklärte Lara, dass es für sie an der Zeit sei, zu gehen. Sie vereinbarten, sich am kommenden Freitag wiederzusehen.

„Diesmal komme ich in deine Richtung. Schließlich hast du heute die Fahrt auf dich genommen.“

„Das ist nicht nötig. Ich komme gerne. Es macht mir nichts aus zu fahren. Um neunzehn Uhr bin ich da.“

Da? Meinte sie wieder hier, bei ihm? Wollte Lara nicht wenigstens – wenn sie schon in die Stadt kam – in ein Lokal oder in eine Bar? Aber gut.

„Was möchtest du dann essen? Oder gibt es etwas, das du in keinem Fall isst?“

„Das möchte ich nicht.“

„Was möchtest du nicht?“

„Etwas essen.“

„Warum nicht?“

„Du sollst dir keine Mühe machen.“

„Es würde mir absolut keine Mühe bereiten. Im Gegenteil.“

„Trotzdem. Ich möchte nichts.“

Er gab auf.

An der Haustür bestand Lara darauf, dass er sie nicht zu ihrem Wagen begleitete. Auf jede Wange gab sie ihm einen Kuss. Beim zweiten Kuss verharrte sie einen kurzen Augenblick – und er ahnte ihr Verlangen. Dann verschwand sie in die Dunkelheit.

5

Er sah ihr nach, sah, wie ihre Silhouette in der Dunkelheit verblassste, und war gefesselt – von der Mischung aus Laras lebhaften Schilderungen während des Spaziergangs, ihrer Zurückhaltung, als sie bei ihm zusammengesessen hatten, und der verheißungsvollen Verabschiedung. Die Wechselbäder hatten etwas – aber was? Er dachte über die vergangenen Stunden nach. Mit den Absätzen war Lara fast so groß wie er. Während des Spaziergangs war ihr Haar ihm einige Male zugeflogen. Weich hatte es sein Gesicht gestreift.

Und seit sie eingehakt neben ihm gegangen war, hatte sich ihr Duft in ihm eingenistet. Sie sprachen über ihre Berufe, über Literatur und Ausstellungen und ein wenig über die erwachsenen Kinder.

Lara erwähnte eine Bekanntschaft, die ihrer Scheidung folgte, aber ungut ausgegangen war.

Es warpunkt neunzehn Uhr, als es am Freitag klingelte. Mit einer Handbewegung bat er Lara herein. Sie durchquerte den Flur, ging ins Wohnzimmer und blieb mitten im Raum stehen. Er lud sie ein, sich zu setzen. Abermals wählte sie den roten Sessel und wieder nahm er ihr gegenüber auf dem weißen Sofa Platz. Diesmal war Lara sehr klassisch gekleidet. Alles war perfekt abgestimmt – eine elegante dunkle Hose, cremefarbene Chiffonbluse, Schmuck. Sie schlug ein Bein über das andere. Er beobachtete, wie sie den Wildlederpumps in einem Nudeton auf dem schwebenden Fuß wippen ließ. War sie angespannt? Das dunkle Haar umrahmte ihr Gesicht. Lara war nicht nur wirklich hübsch – sie war zeitlos schön. Ihre Lippen leuchteten rot. Ihre tiefbraunen Augen funkelten geheimnisvoll. Er bewunderte ihren sicheren und scheinbar selbstbewussten Auftritt und spürte Kräfte wirken.

„Es gäbe einen wunderbaren Primitivo. Möchtest du ihn probieren?“

„Gerne. Und bitte ein Glas Wasser dazu. Still.“

Er hatte alles vorbereitet, den Wein vor Stunden entkorkt und dekantiert. Zur Not hätte er ihn auch alleine geschafft. Die leere Flasche stand neben dem Dekaner.

Er wollte Lara Gelegenheit geben nachzulesen, was sie tranken. Er schenkte zwei Gläser fingerbreit ein und reichte ihr eines. Das Glas mit dem Wasser stellte er auf den kleinen Tisch zwischen dem Kamin und ihrem Sessel. Mit einer kurzen Geste prostete er ihr zu.

„Exzellent“, war Laras Kommentar. Das Etikett sah sie sich nicht an.

„Ich bin ohne Jacke gekommen. Jetzt ist mir etwas kühl. Könntest du bitte wieder Feuer im Kamin anzünden.“

Er verstand, dass es keine Frage und auch keine Bitte war, sondern eine Aufforderung. Er entzündete das eingestapelte Holz. Musik lief – auf ihren Vorschlag hin Vivaldi. Ihr Gespräch und die Themen flogen dahin. Worüber sie gesprochen hatten, erinnerte sich er später nicht mehr. Dafür würde ihm unvergesslich bleiben, wie Lara plötzlich vor ihm stand. Mit den Worten „Du bist so weit weg. Darf ich mich zu Dir setzen?“ war sie aufgestanden und auf ihn zugegangen. Er hatte noch kaum genickt, saß Lara schon bei ihm – schräg, den Rücken an seine Schulter gelehnt, den Blick in den Kamin gerichtet.

Die Pumps hatte sie abgestreift, die Beine auf die Sitzfläche hochgenommen und die Knie angezogen. Die angewinkelten Beine umschlang sie mit den Armen.

Er legte einen Arm um sie. Beide sahen sie ins Feuer. Er wartete ab. Wann würde Lara etwas sagen? Das Feuer knisterte. Die Zeit verstrich. Auf einmal drehte sich Lara um, wandte sich ihm zu, kniete sich auf das Polster und sah ihm in die Augen. Dann küsste sie ihn – auf die Lippen, auf die Augen, den Hals.

„Du riechst so gut“, hauchte sie, und knöpfte sein Hemd auf. Abermals „Du riechst so gut.“ Dann „Du bist ein toller Mann.“

Er wusste nicht, ob sie mehr auf dem Sofa oder auf ihm herumturnte. Vivaldis Sommer lief. Er wollte ihre Zärtlichkeiten erwideren. Sie schob seine Hände weg, nur um im nächsten Moment wieder mit den Fingern über seine Haut zu gleiten. Sie küsste ihn weiter und saugte seinen Geruch ein. Dann, so plötzlich, wie sie vor ihm gestanden hatte, war der Zauber vorüber. Sie stand auf, richtete sich, schlüpfte in die Pumps und setzte sich wieder in den roten Sessel. Sie nahm einen Schluck. Dann erhob sie sich.

„Ich muss los.“

Ihr Abschiedskuss an der Haustür glühte vor Leidenschaft.

„Du weißt, du musst, nein, du sollst mich nicht zu meinem Auto begleiten.“

Er sah ihr nach, bis sich ihre Umrisse in der Dunkelheit auflösten. Warum machte sie so ein Geheimnis um ihren Abgang?

6

Wieder, wie auch schon nach ihrem letzten Besuch, gingen ihm Lara und das, was sich zwischen ihnen abspielte, nicht aus dem Kopf. Er las noch einmal die Mails und Kurzmitteilungen, die sie miteinander ausgetauscht hatten. Ihm wurde deutlich, dass sie ein Spiegel ihrer Persönlichkeiten waren: Laras Nachrichten waren kurz, ihre Informationen vage. Manche ihrer Sätze bebten, waren aufgewühlt. Seine dagegen bildhaft, offen, und gaben viel von ihm preis. Lara wusste inzwischen vieles über ihn. Neben seinem Vornamen auch seinen Nachnamen. Sie kannte seine Adresse und wusste, wie er wohnte. Sie kannte sein Geburtsdatum, wusste, wie er roch, wie sich seine Haut anfühlte, wie er schmeckte, welche Musik er hörte und welchen Wein er trank. Kaum etwas davon kannte oder wusste er von ihr. Ihren Nachnamen nicht, und nicht, wo und wie sie wohnte.

Sicher schien nur, dass sie Lehrerin war, an einem Gymnasium im Umkreis, fünfunddreißig Kilometer entfernt. Seine Versuche, mehr über sie und ihr Leben zu erfahren, hatte sie nur ausweichend beantwortet – manche Fragen ganz unter den Tisch fallen lassen. Das war ihm bei ihrer ersten Begegnung in den Stadtauen und anschließend bei ihm zu Hause nur vage aufgefallen. Er hatte darin eine spannende, aber gefahrlose Geisterfahrt gesehen. Dass Laras Hang, auszuweichen und ihre Ablenkungsmanöver, System hatten, wurde ihm jetzt klar und deutlich.

Sonntag. Aus dem Partnerportal wusste er Laras Sternzeichen: Skorpion. Damit würde sie bald Geburtstag haben. Er schrieb ihr eine Mail, fragte nach dem Datum und schlug vor, das Ereignis gemeinsam zu feiern. Sie blieb ihm das Datum und eine Reaktion auf den Vorschlag schuldig. Bis zu diesem Moment hatte er hingenommen, dass Lara manchen seiner Fragen auswich. Er hatte es im Vertrauen darauf akzeptiert, dass Geduld helfe. Meist erzählten Menschen irgendwann von selbst, was er wissen wollte. Nicht so Rita, alias Lara. Ihre Taktik begann ihn zu stören, zu verstören. Er beschloss, sich zurückzuziehen. Würde sie sich nicht mehr melden, würde er den Kontakt einschlafen lassen.

Mittwoch. Abends ging eine E-Mail von Lara ein.

*Lieber Cornelius,
ich weiß gar nicht, wie ich dir vermitteln soll, wie wundervoll ich unsere Gespräche finde, und wie sehr mich der Klang deiner Stimme und die Berührungen auf dem Sofa noch immer aufwühlen. Seit unserem Wiedersehen kann ich entweder kaum schlafen oder falle vor Erschöpfung in einen Tiefschlaf. Es geht inzwischen so weit, dass mir heute in der Schule eine gravierende Verwechslung unterlaufen ist. Gottlob ohne Folgen. So sieht meine Lage aus.*

Darf ich auf ein Wiedersehen hoffen? Und bald! Es würde mich sehr freuen. Und wenn ich darf, freue ich mich jetzt schon darauf. Ist das nicht alles eine rasante Entwicklung?

Liebste Grüße

Lara

Wieder so eine Botschaft am Ende. Diesmal nicht als P. S. verpackt.

Und „liebste“, statt „liebe“ Grüße, hatte Lara geschrieben. Spürte sie seine Verstimmung? Würde sie sich künftig zu öffnen?

Liebe Lara,

was hältst du davon, wenn wir gemeinsam über alles sprechen? Wollen wir uns am Freitagabend treffen?

Einen Treffpunkt schlug er nicht vor. Er wollte abwarten und sehen, ob sie ihn einlädt, zu ihr zu kommen. Er fand, die Zeit war reif dafür. Er wollte Lara in ihrer Welt erleben.

*Lieber Cornelius,
dein Vorschlag für Freitag ist wunderbar. Dann kann ich mich ab sofort freuen. Um neunzehn Uhr bin ich bei dir.*

Seine Hoffnung platzte. Lara entschied – und nie in seinem Sinn.

Dann bis Freitag, neunzehn Uhr, lautete sein knapp Antwort.

Er sah auf die Uhr. Jeden Augenblick würde es neunzehn Uhr sein. Es läutete. In einen schwarzen Mantel gehüllt, trat Lara ein. Während sie an ihm vorbeiging, sog er den ihr so eigenen und ihm inzwischen vertrauten Duft ein. Er nahm ihr den Mantel ab – diesmal trug sie ein Kleid. Es lag eng an. Für eine Begrüßung, vielleicht mit Küssem auf die Wangen, nahm sie sich keine Zeit, sondern ging direkt ins Wohnzimmer.

Das Kleid war rot wie ihre Lippen und rot wie der Sessel, in dem sie ihm wenige Augenblicke später gegenüber saß. Um den Hals trug sie eine Perlenkette – mit zwei kurzen Schlaufen eng um den Hals und einer langen, deren Ende zu einem Knoten geschlungen war. Die schwarzen Strümpfe schimmerten. Dazu schwarze High Heels. Ihr Haar glänzte. Sie war nicht nur schön wie immer. Sie sah umwerfend aus. Etwas Magisches umgab sie. Er schob seine aufwallenden Phantasien von sich.

Er hatte etwas zum Essen vorbereitet. Auch diesmal hatte Lara das nicht gewollt. Doch er hatte darauf bestanden. Salat mit, auf ihr Nachgeben hin, Streifen von gebratener Hühnerbrust.

„Lass mich das machen“.

Unbefangen stellte sie sich mit dem Kleid vor dem Herd. Gerade noch rechtzeitig, bevor das Öl in der Pfanne zischte, konnte er ihr eine Schürze umlegen.

Zum Essen tranken sie Rotwein. Lara hatte eine Flasche mitgebracht.

„Der Wein reicht nicht an den heran, den wir zuletzt getrunken haben.“

Er zuckte mit den Schultern, stimmte ihr aber stumm zu. Nach dem Essen wechselten sie vom Esszimmer wieder ins Wohnzimmer. Lara nahm in dem roten Sessel Platz, er auf dem weißen Sofa. Im Kamin brannte kein Feuer.

„Soll ich Feuer machen?“

„Mir ist nicht nach noch mehr Hitze.“

Er überging ihre Bemerkung – oder sollte das eine Anspielung gewesen sein? Sie sprachen über vieles, nur nicht über ihre Situation. Während sie über den Standort für den geplanten neuen Konzertsaal diskutierten, sah er Lara plötzlich in ihrer Handtasche kramen. Nach dem sie ihr Handy gefunden hatte, setzte sie sich damit zu ihm auf das Sofa.

„Ich möchte dir Fotos von der Hochzeit meines Sohnes zeigen.“

Hatte das Thema des neuen Kulturzentrums sie nicht interessiert, das Gespräch sie gar gelangweilt? Er war irritiert. Jetzt sollte er sich Bilder der Familienfeier ansehen – aber nur einzelne, von Lara ausgesuchte.

„Es ist noch zu früh, als dass ich dir alle Fotos zeigen kann.“

Keines der Bilder ließ ihn vermuten, dass auf der Feier etwas Unangemessenes vorgefallen war, weswegen er nur einzelne Bilder zu sehen bekam. Was ihn aber mehr als Laras Zensur bewegte, war die Frage, warum er sich die Aufnahmen überhaupt ansehen sollte? Was wollte Lara ihm mitteilen?

Er wandte sich vom Display ab und ihr zu. „Lara. Ganz ehrlich. Ich habe keine Lust auf diese Taktik, auf dein System des Ausweichens und Ablenkens.

Es bereitet mir fast schon Unbehagen. Warum umgibst du dich mit einer geheimnisvollen Aura, statt mir Klarheit über dich und dein Leben zu gewähren?“ Eigentlich hatte er von einer „undurchsichtigen Rolle“, statt von einer „geheimnisvollen Aura“ sprechen wollen. „Ist es nicht unfair, dass du vieles von mir weißt, ich von dir aber nur spärliche und teils sogar zensierte Informationen erhalte?“

Nach einem Moment des Zögerns stand Lara auf, kehrte zu dem roten Sessel zurück, und ließ das Smartphone in ihre Handtasche gleiten. Mit dem roten Kleid war sie fast eins mit dem roten Sessel geworden.

„Kannst du mein Unbehagen verstehen?“

Sie sah ihn ruhig, beinahe schon gelassen an. Oder war es Gleichmut?

„Es stimmt, dass ich mit Auskünften zu mir zurückhaltend bin.“

Ihre Stimme hatte apathisch geklungen.

„Und warum?“

„Vor gut einem Jahr gab es einen Vorfall, der mich veranlasst, mit Angaben zu meinem Leben vorsichtig zu sein.“

Welch kryptische Erklärung. Er wurde noch ärgerlicher. Oder sollte das eine Art Entschuldigung sein? Und: Was hatte er damit zu tun?

Warum bewegte sich Lara auf einem Partnerportal, wenn sie in einer scheinbar nicht aufgearbeiteten Geschichte steckte, vielleicht darin gefangen war? Das alles wollte er sie eigentlich fragen. Er ließ es aber. Nicht einmal die Frage, ob sie sein Unbehagen verstand, hatte Lara beantwortet. Und auch ihr Geburtsdatum kannte er weiterhin nicht. Vielleicht hatte Lara gar nicht demnächst Geburtstag, und das Sternzeichen Skorpion war genauso unsicher wie ihr tatsächlicher Vorname?

„Kannst du nicht damit leben, nicht meinen Nachnamen, meinen Wohnort und meine Lebensumstände zu kennen? Genüge ich dir nicht einfach so, wie ich dir gegenüberstehende und wie ich bin?“

Die Frage erschütterte ihn. Sollte er Laras Frage raffiniert oder schlichtweg dreist finden? Steckte eine Warnung, gar eine Drohung dahinter? Würde Lara gehen, wenn zur Abwechslung er einmal nicht antwortete? Kurz erzog er, Lara zu bitten zu gehen und für sich zu klären, ob sie ihm vertraute. Er sprach die Gedanken nicht aus.

„Noch komme ich mit deiner Zurückhaltung zurecht. Noch habe ich eine Basis für das Zusammensein mit dir.“

Hatte er ihren Respekt eingebüßt? In welchem Netz möglicher und fragwürdiger Wahrheiten irrte er umher?

Er ließ Lara nicht aus den Augen – und sie hielt seinem Blick stand. Plötzlich nickte sie. Anders als vor einer Woche stand sie wortlos auf, kam zu ihm und setzte die Knie links und rechts von seinen Beinen auf das Polster. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und begann, ihre Leidenschaft zu entladen.

Erneut hauchte sie „Du bist ein toller Mann“. Und dann: „Lass uns hochgehen“.

Die schwarzen Strümpfe entpuppten sich als halterlos. Die Farbe der Wäsche war auf das Rot des Kleides abgestimmt. Die Perlenkette behielt sie an.

Irgendwann nachts wollte Lara nach Hause und zog sich ihr Kleid über. Während er ihr zusah, wie sie die Dessousteile in ihrer Handtasche verstautete, sagte er

„Lass uns Montag oder Dienstag treffen. Mittwoch muss ich verreisen und komme erst in der Nacht von Freitag auf Samstag zurück. Es wäre schade, wenn bis zu einem Wiedersehen eine ganze Woche verstreichen würde.“

„Mal sehen.“ Es hatte absichtslos geklungen. „Ich muss zu Hause im Kalender nachsehen.“ Dann ging sie. Obwohl es zwei Uhr morgens war, bot er ihr erst gar nicht an, sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Wie schon zuvor sah er ihr von der Haustür aus nach, bis sie wieder eins wurde mit der Dunkelheit.

Samstag. Weder schrieb er ihr eine Mail oder WhatsApp-Nachrichten, noch erhielt er eine Botschaft von Lara.

Sonntag. Nachmittags rief er sie an.

„Wie sieht es mit einem Treffen, morgen oder am Dienstag aus?“

„Darüber kann ich nur kurzfristig entscheiden“, wiederholte Lara ihren Tenor von vorgestern Nacht. „Und dann bist du ja erst einmal verreist: Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Immerhin drei Tage.“

Die Aufzählung der Tage seiner Abwesenheit erschien ihm wie eine Anklage. War ihr Zögern hinsichtlich einer Verabredung am Morgen oder Dienstag eine Revanche?

„Schon seit langem habe ich keinen richtigen Urlaub mehr gemacht“, war Laras nächster Satz.

Was für ein Themenwechsel. „Wieso das denn? Als Lehrerin hast du doch ausreichend Möglichkeiten, um Urlaub zu machen. Und als Gymnasiallehrerin verdienst du doch auch gut.“

Sollte er ihr für ihren bevorstehenden Geburtstag ein Wochenende in einem Wellnesshotel vorschlagen? Oder war die Erwähnung des überfälligen Urlaubs eine Aufforderung, dass er mit ihr verreisen sollte? Er verwarf beide Überlegungen. Solange er nicht erkennen konnte, dass Lara sich öffnete, sah er keinen Grund, die Vorschläge auszusprechen. Und nach einer weiteren Absage, einer weiteren Abfuhr war ihm nicht zumute. In der Gewissheit, Lara in den kommenden beiden Tagen nicht zu sehen, beendete er das Gespräch. An keinem der Tage suchte er Kontakt zu ihr. Lara hatte klargemacht, über ein Wiedersehen nur kurzfristig entscheiden zu können. Also sollte sie sich auch kurzfristig melden, war sein Standpunkt.

9

Mittwoch. Der Zug fuhr früh ab. Nach einem Termin am Nachmittag und einem Treffen mit einem Freund zum Abendessen betrat er gegen dreiundzwanzig Uhr das Hotelzimmer. Erst da stellte er den Klingelton an seinem Smartphone wieder ein. Auf der Liste der entgangenen Anrufe waren auch drei von Lara vermerkt – und schon im nächsten Augenblick läutete es: LARA, las er. Er zögerte. Es war nicht nur spät und er müde.

Lara hatte auch die beiden von ihm für ein Treffen vorgeschlagenen Tage ohne Antwort verstreichen lassen. Er wollte jedoch nicht den Beleidigten mimen und drückte auf das grüne Feld mit dem weißen Hörer. Lara sprudelte sofort los.

„Wo bist du eigentlich? Und warum bist du verreist? Ich dachte, du arbeitest nicht mehr wirklich. Oder bist du gar nicht geschäftlich, sondern privat unterwegs?“

Dass sie sich darüber freuen würde, seine Stimme zu hören, erwähnte Lara ebenso wenig, wie sie danach fragte, wie es ihm ginge. Weder verspürte er Lust, noch sah er Veranlassung, ihr den Grund der Reise zu erklären. Dafür vernahm er eine innere Stimme, die ihn ermahnte, nicht auszusprechen, was ihm auf der Zunge lag – aber er tat es dennoch.

„Was hältst du von einem Wochenendtrip anlässlich deines Geburtstags, oder einem Urlaub in deinen nächsten Ferien?“

„Darüber muss ich nachdenken.“

Ihre Reaktion überraschte ihn nicht. Sein Vorschlag entsprach nicht dem, was Lara wollte, jedenfalls nicht von oder mit ihm.

„Aber was hältst du“, fuhr Lara fort, „von einem Wiedersehen am Samstag, fünfzehn Uhr? Schließlich kommst du am Freitag erst spät nachts nach Hause. Wie immer wäre ich pünktlich da – bei dir.“

Damit war alles geregelt. In ihrem Sinn. Seine Fragen, die gestellten und die unausgesprochenen, waren weiterhin unbeantwortet. Besserung schien ihm nicht in Sicht.

Donnerstag. Nach zwei Terminen den Tag über, einem langen Spaziergang entlang des Flusses, und dem Abendessen alleine, saß er im Dunklen in seinem Hotelzimmer. Lara hatte sich den Tag und auch den Abend über nicht gemeldet. Er sich auch nicht bei ihr. Durch das bodentiefe Fenster schaute er aus dem achten Stock hinunter zum Hafen und beobachtete volle und leere Schuten, kraftstrotzende Schlepper und Containerschiffe, groß wie umgelegte Wolkenkratzer. Er liebte den Ausblick auf den Hafen, besonders nachts, wenn die Kaianlagen, Kräne und das Containergebirge auf der anderen Seite beleuchtet waren.

Während er dem Treiben zusah, überlegte er, was Lara wirklich wollte, und wo sein Platz dabei wäre. Er wusste es nicht. War die Nacht mit ihm für sie enttäuschend gewesen? Den Eindruck hatte sie nicht gemacht. Und hätte sie dann gestern mehrfach versucht, ihn zu erreichen und schließlich übermorgen, Samstag, fünfzehn Uhr, für ein Wiedersehen vorgeschlagen? Ging es ihr vielleicht gar nicht um eine klassische Partnerschaft? Was für eine Beziehung suchte Lara? Er war ratlos.

In drei Tagen, am Sonntag, würden es vier Wochen her sein, seit sie erstmals Kontakt hatten, per Mail. Abermals schwebten ihm Warnhinweise zu Kontaktaufnahmen über das Internet durch den Kopf – mit dem Ziel, Personen und ihre Lebensumstände auszuspähen. Er erinnerte sich daran, wie Lara sich bei ihrem ersten Aufenthalt bei ihm im Haus umgesehen hatte. Verstohlen waren ihm die Blicke vorgekommen. Gab es in seinem Haus Gegenstände, die Lara interessierten? Sie wusste, dass er seit gestern früh verreist war und nicht vor morgen Nacht zurück sein würde. Wenn Lara mit ihm verreist wäre, während Komplizen bei ihm einbrechen würden, hätte sie ein perfektes Alibi. Aber sie zeigte nie Interesse daran, mit ihm zu verreisen. Nein: Lara war keine Betrügerin. Oder wollte er ihr das nicht unterstellen? Für die Rolle der Ganovin erschien ihm Lara als zu gepflegt. Zudem verfügte sie über Bildung und gute Umgangsformen. Bei den Gedanken wurde ihm klar, wie naiv er war. Trickbetrüger operierten gerade mit Vertrauen stiftenden Auftritten, mit vermeintlicher Seriosität – und Frauen mit Anmut. War sie überhaupt wirklich Gymnasiallehrerin? Was sollte er antworten, wenn die Polizei ihn nach einem Einbruch fragen würde, ob er etwas beobachtet oder einen Verdacht hätte?

Sollte er erklären, dass er über das Internet eine Frau kennengelernt hatte, die ihn wiederholt besucht und mit ihm geschlafen hatte – während er sich weder hinsichtlich ihres Vornamens sicher sein konnte, noch ihren Nachnamen kannte und auch nicht wusste, wo sie wohnte? Gut, er hatte Laras Mailadresse. Die war aber vermutlich gefakt. Und er hatte ihre Handynummer. War es eine dubiose Prepaid-Nummer? Wenigstens könnte er mit ihrer DNA aufwarten. Das Laken, auf dem sie sich geliebt hatten, lag noch im Wäschekorb.

Er brach die Gedankenspirale ab. Alles Unsinn. Er musste realistisch bleiben und fair. Für keinen seiner Zweifel, keine der Verdächtigungen hatte er auch nur den geringsten Anhaltspunkt. Was wollte Lara also von ihm? Und welche Gründe veranlassten sie, ihre Lebensumstände zu verbergen? Hingen die Dinge zusammen? Oder war Laras Geheimniskrämerei einfach Teil ihrer Persönlichkeit? Er erinnerte sich, dass das anfangs anziehend auf ihn gewirkt hatte.

Er stand auf und holte sich ein Bier aus der Minibar. Mit der Flasche in der Hand stellte er sich dicht an das Fenster. Die Tiefe, die vor seinen Fußspitzen abstürzte, löste Schwindel in ihm aus. Er musste die Situation anders betrachten – aus Laras Sicht. Welche Art von Beziehung mochte sie suchen?

Welche Rolle erwartete sie von ihm? Er fühlte sich wie ein geködertes, ein dressiertes Tier, mal an der kurzen Leine geführt, mal auf Distanz gehalten. Er haderte. Wieder wurde ihm bewusst, dass Lara vieles von ihm wusste, er aber nicht einmal ihren vollständigen Namen kannte. Wie hatte es nur soweit kommen können? War Laras Wahrheit so abgründig, dass sie nicht darüber sprechen konnte? Laras Geheimnis hatte eine mysteriöse Kraft angenommen.

Oder war alles ganz anders, viel einfacher? Wollte Lara statt Offenheit in einer Beziehung eine offene Beziehung? War er für Lara einfach ein Mann zum Spaßhaben – freitagabends, samstagnachmittags? Ein Mann, für den sie halterlose Strümpfe anzog? Warum nicht? Das könnte auch ein Konzept sein. Solange die Beteiligten die Regeln kannten, war das in Ordnung. Ihm dachte an die Frau, die er kürzlich in einer Kneipe kennengelernt hatte: Sie war in seinem Alter gewesen – und mit einem deutlich jüngeren Mann unterwegs. Das sei ihre „F-Beziehung“ hatte sie das Arrangement mit ihrem Begleiter genannt – wozu sie sich für einige Stunden, eine Nacht oder manchmal für ein ganzes Wochenende trafen.

„Mein Sternzeichen ist Skorpion“, hatte sie ergänzt. „Der Mann unter den Frauen – selbstbewusst, ehrgeizig, leidenschaftlich und gierig.“

Die beiden kannten ihre Regeln.

War Laras Sternzeichen vielleicht doch Skorpion?

Während er hinuntersah, spürte er plötzlich einen inneren Ruck. Ihm wurde klar, Laras Regeln nicht mehr kennen zu wollen, und Lara begann sich zu entfernen, aufzulösen – so wie jedes Mal, nach dem sie sein Haus verlassen hatte.

Seine plötzliche Leere begann sich mit einer unbestimmten Leichtigkeit zu füllen.

10

Freitagnacht. Auf der Rückfahrt überlegte er, wie er Lara seinen Entschluss, keinen Kontakt mehr mit ihr zu wollen, mitteilen sollte. Das sollte er persönlich tun. Aber wo? Eine Begegnung mit ihr bei ihm zuhause kam für ihn nicht in Betracht. Bei einem Spaziergang – wie zu Anfang?

Er dachte nach und ihm wurde bewusst, dass der Spaziergang nicht der Anfang war, sondern die Partnerplattform. Wäre es folglich nicht konsequent, auf elektronischem Wege „Adieu“ zu sagen?

Während er die Vibrationen des durch die Nacht rasenden Zuges spürte, wurde ihm klar, dass es nur ein Abschied, aber keine Trennung sein würde. Einer Trennung hätte eine Beziehung vorausgehen müssen.

Laras Gedichtzeilen fiel ihm ein: Vielleicht war ihr Faible für das Gedicht das einzig Wahrhaftige, das sie je zu sich selbst preisgegeben hat – nicht exklusiv für ihn, wie die Mitteilung, dass ihr echter Name Lara wäre, sondern für Jedermann, der ihr Profil las.

Er formulierte Abschiedsworte und schickte sie ab.
Nie mehr hörte er etwas von Lara, alias Rita.

Die Mailadresse, die er für Kontakte, die sich aus der Partnerbörse ergeben sollten, eingerichtet hatte und Laras Handynummer löschte er bald darauf.

E N D E

Landzunge

1

Die Maschine befand sich im Sinkflug, als die Stewardess ihn ansprach.

„Herr Seemann. Nach der Landung erwartet Sie ein Kollege an der vorderen Tür und holt Sie ab.“

Der Mitarbeiter der Airline begrüßte ihn, hielt seitlich die Tür der Brücke auf und begleitete ihn die Treppe zum Vorfeld hinunter. Dort stand eine Limousine, die ihn zum Bereich für den Allgemeinen Luftverkehr, zu den Privatflugzeugen brachte. Der Wagen hielt neben einem weißen Hubschrauber an. Auf der Tür des Helikopters erkannte Moritz ein dezent angebrachtes Wappen mit einer Krone darüber. Beides war auch in den Briefbogen geprägt gewesen, der vor einem Monat in seinem Büro eingegangen war. Es war die Anfrage für den heutigen Termin gewesen.

So reiste man also dieser Tage standesgemäß, dachte er. Der Pilot bat ihn, schräg hinter ihm Platz zu nehmen und sich anzuschnallen. Die Innenausstattung war ebenfalls weiß. Moritz spürte das feine Leder der Sitzbank. Er hatte schon so manch illustre Anreise zu exzentrischen Bauherren erlebt. Aber diese war fraglos eine Klasse für sich.

Er machte es sich bequem und dachte daran, wie vor rund dreißig Jahren alles angefangen hatte. Nach dem Architekturstudium hatte er es gerademal ein halbes Jahr als angestellter Architekt ausgehalten – und sich anschließend selbstständig gemacht. Das Wagnis hatte sich gelohnt. Sein Architekturbüro gehörte heute zu den ersten Adressen für Großprojekte – Flughäfen, Hotelkomplexe, Bürotürme, Businessparks. Seine Entwürfe wurden in Europa, dem Nahen und Mittleren Osten und in Asien realisiert. Erst kürzlich hatte er eine Niederlassung in Abu Dhabi eröffnet. Und nie hat er Teilhaber in die Firma aufgenommen, wollte immer Herr der Lage bleiben. Zu viele solcher Partnerschaften hatte er im Streit untergehen sehen. Anlässlich seines bevorstehenden fünfundfünfzigsten Geburtstags würde eine Retrospektive seines bisherigen Schaffens in einem renommierten Architekturmagazin erscheinen. In der wenigen Zeit, in der er nicht arbeitete – wie er diese Unterscheidung verabscheute, sein Beruf war ihm nie Arbeit – spielte er Golf. Mit den beiden immer selben Freunden ging er über den Platz. Gedanken an eine eigene Familie und Avancen für Beziehungen ging er seit Jahren aus dem Weg.

Heute zur Abwechslung also mal kein Großprojekt, sann er, sondern eine Planungsanfrage für ein Privatrefugium der Extraklasse.

Er sah hinunter zum tiefblauen Meer und beobachtete Segelyachten auf ihrem Kurs. Eine Fürstenfamilie wollte auf einer Landzunge eine zeitgemäße Sommerresidenz errichten. Eine Ann-Sophie war in dem Schreiben als Kontakterson vor Ort genannt gewesen. Sie würde ihn herumführen und mit allen erforderlichen Informationen versorgen.

Nach vierzig Minuten setzte der Hubschrauber in freiem Gelände auf. Abseits sah er eine Frau neben einem Geländewagen stehen. Das musste besagte Ann-Sophie sein.

„Willkommen. Ann-Sophie“, stellte sich die Frau vor. „Vielen Dank, dass Sie den Termin einrichten konnten.“

„Moritz“, antwortete er, und ließ den Seemann weg. „Und gerne.“ Ann-Sophie war jünger als er erwartet hatte. Vielleicht Mitte dreißig? Sie schien sich viel an der Luft aufzuhalten, stellte er fest. Ihr Teint war dunkel. Drei Stunden lang, fuhr sie ihn auf der Landzunge umher, während derer er sich die Erwartungen an die Planung anhörte. Ann-Sophie war bestens instruiert und verstand es, ihm die Wünsche der Fürstenfamilie plastisch zu vermitteln. Sie sprach selbstbewusst, fast schon resolut und sah ihn wiederkehrend mit prüfendem Blick an, so als ob sie sich vergewissern wollte, dass er auch alles verstand.

Anschließend stiegen sie in den Hubschrauber und nahmen die Topographie des Areals in Augenschein. Am späten Nachmittag hatte er die Planung im Kopf. Es würde sein Meisterstück werden. Bevor er sich aber an die Details machen würde, musste er mit den künftigen Nutzern dieses Hideaways sprechen. Ohne deren Erwartungen von ihnen persönlich erfahren zu haben, wäre jeder Strich sinnlos. Den Zugang zur Familie würde er über Ann-Sophie bekommen. Er musste aber vorsichtig sein, um ihr nicht das Gefühl zu vermitteln, sie umgehen zu wollen.

„Mit wem sind die Pläne abzustimmen?“

„Sie können alle Fragen mit mir besprechen und mir die Pläne zur Freigabe vorlegen. Mehr ist nicht erforderlich.“

„Und die Fürstenfamilie. Möchte sie über ihren künftigen Sommersitz nicht mitentscheiden?“

Ann-Sophie legte Moritz eine Hand auf den Arm.
„Ich bin die Fürstin.“

Augenblicklich spürte er Wut in sich aufsteigen. Zum ersten Mal hatte er darauf verzichtet, Erkundigungen über einen potentiellen Bauherrn einzuziehen. Eine Bauherrin, korrigierte er seine Gedanken. Das tat er sonst immer. Bei privaten Auftraggebern war er besonders vorsichtig. Die waren oft kapriziös und wankelmüsig in ihren Vorstellungen.

Und sie wurden ärgerlich, wenn ihre spontanen Änderungswünsche zu Verzögerungen und Kostensteigerungen führten. Für Pfaue hatte er keine Zeit. Für das Gespräch mit der genannten Ann-Sophie waren ihm Erkundigungen nicht nötig erschienen, da er den Termin mit einer Zwischenlandung auf dem Weg nach Abu Dhabi verbinden konnte. Er hatte nicht nur eine seiner Grundregeln gebrochen, sondern sich auch blamiert.

„Verzeihen Sie. Ich hätte mich besser vorbereiten müssen. Wie ist die richtige Anrede für Sie?“

„Einfach weiterhin Ann-Sophie. Darf ich damit rechnen, dass Sie den Auftrag übernehmen?“

„Wie sieht Ihr Zeitplan aus?“

„Von mir aus kann es sofort losgehen.“

Er hatte es geahnt. Die Fürstin, das Ann-Sophie erschien ihm auf einmal unpassend, war eine entscheidungsfreudige Macherin.

„Geben Sie mir ein paar Tage. Jetzt, da ich die Dimension Ihrer Überlegungen kenne, kann ich prüfen, wie sich das Vorhaben mit den anderen Projekten vereinbaren lässt.“

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es an der Zeit war, sich auf den Weg zum Weiterflug zu machen. Wie verabschiedet man sich von einer Fürstin? Er erinnerte sich nur, gelernt zu haben, dass ein Handkuss unter freiem Himmel unschicklich sei.

Kaum gewann der Helikopter an Höhe, blickte er zu dem sicherlich hundert Hektar großen und von drei Seiten von Meer umspülten Gelände herunter. Er sah die Fürstin winken.

2

Noch nie war ihm ein ähnlicher Auftrag angetragen worden. Das Projekt würde eine Herkulesaufgabe sein und zugleich eine reizvolle Herausforderung. Auch finanziell wäre das Vorhaben lukrativ. Aber etwas hatte ihn zögern lassen, der Fürstin sofort zuzusagen.

Während er im Flughafenterminal auf den Weiterflug wartete, lud er Berichte zu dem Fürstenhaus und ein Portrait der Fürstin Ann-Sophia auf den Laptop. Es waren nicht viele Informationen, die er fand. Man achtete auf Diskretion, konstatierte er. Kaum hatte der A380 abgehoben, begann er das Wenige durchzugehen. Er las, dass die beiden Brüder der Fürstin bei einem Segelunfall ums Leben gekommen und die Eltern vor einigen Jahren kurz hintereinander gestorben waren. Und die Fürstin selbst: Sie war siebenunddreißig. Wo und wie sie lebte, ob sie Familie hatte und einen Beruf ausübte, war nicht ersichtlich. Sein einziger Anhaltspunkt zu einem möglichen Wohnort war die Anfrage für den heutigen Termin.

Die war aus London gekommen. Wohnte die Fürstin in Großbritannien? Durch den Tod der Eltern und Brüder war sie zur Alleinerbin eines offenbar sagenhaften Vermögens geworden. Das war alles. Kein Klatsch über extravagante Hobbies, kein Prahlen mit wohltätigem Engagement.

Während der Gespräche war er ganz auf ihre Ausführungen konzentriert gewesen. Jetzt wandte er sich den wenigen Fotos zu und meinte, dass die Fürstin ihn an jemanden erinnerte. Ihm fiel aber nicht ein, an wen. Auf den Bildern waren ihre dunklen gewellten Haare immer nach hinten gekämmt oder hochgesteckt. Und immer lagen das gleiche Lächeln und ein zarter Glanz auf ihren Lippen. Das war auch heute so gewesen. Ihr scharfer Blick verlieh ihr einen leicht distanzierten Ausdruck.

Er überdachte die Gespräche während sie durch das Gelände gestreift waren, ihre präzise Ausdrucksweise, die selbstbewussten Gesten und ihre sicheren Bewegungen in dem teils unwegsamen Gelände. Und da wusste er, an wen die Fürstin ihn erinnerte. An Katharine Hepburn. Szenen des Films The African Queen, in dem Katharine Hepburn die weibliche Hauptrolle gespielt hatte, stiegen vor ihm auf. Seine Gedanken begannen zu kreiseln und plötzlich flatterten seine Gefühle. Er erkannte ihn wieder, diesen wabernden Zustand.

Seit Dagmar hat er ihn immer von sich ferngehalten. Dagmar. Seine erste große Liebe. Und die einzige. Er wusste, die Verletzung hatte ihn nie wirklich losgelassen. Dagmar war aus der DDR geflüchtet, ohne ihm je verraten zu haben, wie. Sie hatte vor Erlebnishunger nur so gesprüht und war gleich mit ihm zusammengezogen, kaum dass sie sich im Studium kennengelernt hatten. Sie hatte schnell gelernt und als sie begriffen hatte, wo es langging, war alles genauso schnell vorbei gewesen. Über Nacht hatte sie ihn für Heinz sitzengelassen, beeindruckt von dem Cabrio, dessen familiärer Herkunft und dem Familienanwesen in Südspanien. Glück hat ihr das nicht gebracht. Die Ehe war bald gescheitert.

Viele Jahre hatte er damit gekämpft, das alles hinter sich zu lassen. Nach Dagmar war das Gefühl noch ein paar Mal wieder aufgeschwellt. Er hatte es dann jedes Mal im Keim erstickt, und irgendwann hatte er geglaubt, fortan immun dagegen zu sein. Jetzt war es zurück. Während der Begehung auf der Landzunge war es ihm nicht aufgefallen, aber nun breitete sich das Gefühl in ihm aus. Das konnte er in keinem Fall zulassen – und verstand jetzt seinen Widerstand gegen den Auftrag. Er musste absagen, um dem Spuk ein Ende zu setzen. Das Projekt würde Unruhe in sein Leben bringen und das konnte er nicht brauchen.

Nachdem er aus Abu Dhabi zurück war, bat er Mischa, seinen Büroleiter, der Fürstin in seinem Namen abzusagen. Ihre Antwort kam prompt. Sie bedankte sich für die inspirierenden Stunden mit ihm und schloss die Nachricht mit dem Hinweis ab, dass ihr jetzt nichts Anderes übrigbliebe, als ein Architekturbüro aus der Schweiz mit dem Vorhaben zu beauftragen. Moritz wusste, welches Büro die Fürstin meinte. Für so einen Auftrag kam in der Schweiz nur eines in Betracht. Nachdem er die Mail zweimal gelesen hatte und beide Male an den ‚inspirierenden Stunden‘ hängengeblieben war, fühlte er sich in seiner Ehre als Stararchitekt und als Mann betrogen. Er hatte es aber nicht anders gewollt. Er wollte sich nicht nochmals in einem ihm fremden Terrain verirren und sich abermals so hilflos fühlen wie nach Dagmar.

In den folgenden Wochen raufte er sich immer wieder die Haare und fragte sich, wie das hatte passieren können? Mehrmals geschah es, dass er erst auf der Fahrt ins Büro beim Blick in den Rückspiegel bemerkte, vergessen zu haben, sich zu rasieren. Es schmeckte ihm nichts mehr. Er bekam mit, dass die Mitarbeiter munkelten, er mache eine späte Midlife-Krise durch.

„Moritz“, hörte er Mischa eines Tages rufen, „da ist wieder diese Ann-Sophie an Telefon. Du weißt schon, die mit der Sommerresidenz auf der Landzunge.“

Es war fast Mittag und Moritz sah in die fahle Februarsonne.

„Wieso wieder?“

„Vor einigen Tagen hat sie schon einmal angerufen, wollte aber nicht, dass ich etwas ausrichte. Sie wollte es selbst nochmals versuchen. Ich stell sie dir durch.“

Moritz war überrascht. Zugleich widerstrebte ihm der Anruf. Seit der Ortbesichtigung war ein halbes Jahr vergangen und er hatte inzwischen das Gefühl, seine Gefühle wieder im Griff zu haben. Hatte die Fürstin ein neues Projekt? Bei dem Gedanken fiel ihm die Frage ein, die ihn nach dem Tag auf der Landzunge bewegt hatte. Wozu benötigte eine einzelne Person eine Sommerresidenz in dem geschilderten Ausmaß? Aber gut, er musste nicht alles verstehen, hatte er sich selbst geantwortet. Was wollte sie jetzt?

„Hallo. Hier Moritz.“

„Guten Morgen. Hier Ann-Sophie. Ich hoffe, nicht zu stören und mache es kurz. Nächste Woche Dienstag komme ich für die Joaquín Sorolla-Ausstellung zu euch rüber und möchte einen gemeinsamen Besuch vorschlagen, mit anschließendem Abendessen, als Wiedergutmachung.

Sie haben mir Ihren Aufwand im letzten Sommer nie in Rechnung gestellt.“

Was für ein Einstieg. Binnen Sekunden hatte sie alles gesagt – nein, festgelegt. Die Fürstin hatte nicht den geringsten Raum für eine Abstimmung zugelassen. In Windeseile überdachte er die Logik ihres Vorschlags. Außer einige Stunden an Zeit in schöner Natur hatte ihn der Termin nichts gekostet. Außerdem interessierten ihn solche Projekte immer und die Gesellschaft der Fürstin war sehr angenehm gewesen. Für den Hubschrauber und den Geländewagen hatte sie selbst gesorgt. Die Einladung war gar nicht nötig. Und sie hatte Abendessen gesagt, nicht einfach Essen, etwa zum Lunch.

Was wollte die Fürstin also wirklich? Er klickte den Kalender auf. Wie hatte sie das gedeichselt? Der Dienstagnachmittag und Abend war das einzige freie Zeitfenster in der kommenden Woche.

Obwohl die Nummer in der Anruferliste gespeichert sein würde, schrieb er sie aus alter Gewohnheit vom Display ab.

„Moritz?“, hörte er ihre Stimme.

„Ja. Kann ich Sie irgendwo abholen?“

„Danke. Nicht nötig. Um sechzehn Uhr werde ich mit Eintrittskarten im Foyer des Museums warten. Ich freue mich.“

„Ich mich auch. Bis Dienstag.“ Er legte auf und spürte ein leichtes Zittern. Beim Klang ihrer Stimme hatte er wieder das Flackern im Bauch gespürt. Ein Gefühl von Verlorenheit überfiel ihn. Zugleich fühlte er sich von einer unsichtbaren Kraft bemächtigt.

4

Vor sechzehn Uhr ging er auf die Eingangshalle des Museums zu. Er wollte vor ihr da sein, wollte nicht, dass sie alleine warten und umherstehen musste. Als er eintrat erwartete sie ihn bereits und winkte mit Eintrittskarten. Während er auf sie zugegangen war, fragte er sich nochmals: Was will sie?

Zur Begrüßung reichte sie ihm die Hand und er spürte wieder den festen Händedruck.

„Schön, dass es klappt. Ich habe mir erlaubt, uns eine Führung, nur für uns zwei, zu organisieren. Die Kunsthistorikerin erwartet uns am Eingang zum ersten Saal. Und noch etwas. Zu Ann-Sophie gehört bitte ein du. Ich hoffe es passt, wenn wir uns duzen?“

Power ohne Ende, immer einen Schritt voraus, und aufregend schön, rauschte es in seinem Kopf. Er spürte das Flattern.

„Auch zu Moritz gehört ein du.“

Noch immer hielt sie seine Hand. Er beugte sich zu ihr, und gab ihr auf jede Wange einen Kuss. Ihm schien, als habe sie darauf gewartet.

Nur mit Mühe gelang es ihm, sich auf die Erläuterungen der Kunstabexpertin zu konzentrieren. Dennoch bewunderte er die lichtdurchfluteten Bilder Sorollas. Beim ‚Spaziergang am Meer‘ blieb er länger stehen und sah Ann-Sophie in dem Gemälde – an einem der abgelegenen Strände ihrer Landzunge.

Nach dem Besuch der Ausstellung nahmen sie ein Taxi zu ihrem Hotel, in dessen Sterne-Restaurant ein Tisch für sie reserviert war. Während Ann-Sophie sich kurz auf ihr Zimmer verabschiedete, ging er an die Bar und trank ein Bier. Eine viertel Stunde später spürte er eine Hand auf seinem Arm. Er kannte Ann-Sophie inzwischen gut genug, um zu wissen, dass diese Geste eine Mitteilung war. Er deutete ihr an, vorauszugehen. Jetzt trug sie nicht mehr den Hosenanzug, sondern ein schwarzes Etui-Kleid. Er fand es atemberaubend, ihr zu folgen. Im Restaurant wurden sie an einen ruhigen Tisch geführt, den Ann-Sophie offensichtlich expliziert ausgewählt hatte. Der Tisch war über Eck gedeckt, was ihm besser gefiel, als einander gegenüber zu sitzen. Nach dem sie bestellt und eine Weile über dies und das geplaudert hatten, wollte er seinen gekränkten Stolz trösten.

„Und. Wie kommst du mit der Projektierung für deine Sommerresidenz voran? Gefallen dir die Pläne der Kollegen?“

„Oh. Das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt. Nachdem du mir abgesagt hattest, kam ich ins Grübeln. Ich fragte mich, was ich eigentlich mit so einer Residenz machen soll. Mir fiel auf, dass ich dabei war, blind einem Plan zu folgen, der nicht meiner war. Das Vorhaben war immer eine Vision meines Vaters und meiner Brüder gewesen. Mein Vater unterhielt eine über fünfzig Meter lange Yacht und meine Brüder segelten Rennmaschinen, wie ich ihre Trimarane nannte. Der Hafen, über den wir ja auch gesprochen hatten, sollte die Flotte aufnehmen und die Werft die Boote warten. Aber diese Pläne waren ja längst hinfällig. Ich bin dir so dankbar. Viele deiner Fragen und Anmerkungen während des Rundgangs haben mich zum Nachdenken gebracht und deine Absage hat mich vor einer Dummheit bewahrt. Das Büro in der Schweiz habe ich nie angerufen.“

Moritz war überrascht und fühlte sich geschmeichelt. „Und was wird jetzt aus dem Areal?“

„Ich denke daran, einen Teil für den Bau eines Ferienressorts an einen Hotelkonzern zu verpachten. Gespräche laufen.“

Die Landspitze behalte ich aber, um dort ein schnuckeliges Sommerareal für mich zu schaffen. Einzelheiten habe ich mir noch nicht überlegt.“

„Mit dir hier zu sitzen, freut mich sehr“, wechselte er das Thema. „Dein Anruf war eine wirkliche Überraschung. Aber du weißt selbst, dass eine Einladung in dieses Restaurant, quasi als Wiedergutmachung für den nicht in Rechnung gestellten Aufwand im letzten Sommer, wie du es genannt hastest, nicht nötig ist. Was ist der tatsächliche Anlass für deine Einladung?“ Er sah sie an, sah ihre tiefblauen Augen und ein Meer an Lichtreflexen ihrer Ohrringe. Wieder spürte er ihre Hand sich auf seinen Arm legen.

„Wenn du mit einem Namen wie dem meinem lebst, musst du das Leben in die Hand nehmen und Entscheidungen treffen. Sonst passiert nie etwas. Nachdem du abgesagt hastest und ich erkannt hatte, einer Fata Morgana nachgelaufen zu sein, wurde mir klar, seit Jahren mit keinem Mann mehr ein so aufrichtiges Gespräch geführt zu haben, wie mit dir. Die meisten Männer knicken bei Frauen wie mir ein. Die einen machen idiotische Witze über mein Vermögen, die anderen verhalten sich dämlich devot. Du bist souverän geblieben. Dass du charmant und gutaussehend bist, brauche ich dir nicht zu sagen. Verzeihe mir, wenn ich dir auch gestehe, dass ich ausfindig hatte machen lassen, ob du gebunden warst.“

In keinem Fall hätte ich versucht, mich in eine Beziehung zu drängen. Mit gemischten Gefühlen habe ich dann die Mitteilungen aufgenommen, dass du ein eiserner Single und ein Workaholic bist. Gegen Besessenheit ist schwer anzukommen. Aber schließlich dachte ich mir, dass ich nichts zu verlieren habe und rief dich an. Du siehst, ich nehme die Dinge des Lebens in die Hand.“

Weiterhin spürte er ihre Hand auf seinem Arm.

„Was soll ich sagen. Mir ist es ähnlich ergangen. Meine Gefühle nach unseren Gesprächen waren der tatsächliche und tatsächlich der einzige Grund, für meine Absage. Ich habe Zeit gebraucht, um über unsere Begegnung hinwegzukommen. Als eiserner Junggeselle verfüge ich zwar über Verdrängungsmechanismen. Bei dir ist es mir aber schwergefallen. Irgendwann fand ich dann in ruhige Fahrwasser zurück.“

„um über unsere Begegnung hinwegzukommen‘. Kannst du nicht einfach sagen: über dich. Also über mich?“

„Ja. Über dich. Es hat gedauert.“

„Dann gibst du uns keine Chance?“

Er zuckte mit den Schultern. „Du lebst in einer Welt, die nicht meine ist, und umgekehrt.“

„Jetzt verfällst du in ein Jammertal, das deiner unwürdig ist.

Du bist ein gefeierter Architekt und wiederkehrend in den Medien präsent. Nichts dergleichen kann ich aufweisen. Meine einzige Aufgabe besteht darin, das seit Jahrhunderten im Besitz meiner Familie befindliche Vermögen zu verwalten und es eines Tages weiterzureichen. Dabei weiß ich nicht einmal, an wen. Und in der Öffentlichkeit bin ich ein fast unbeschriebenes Blatt – was gut so ist.“

Er nickte und stimmte ihr stumm zu.

„Ich glaube“, hörte er Ann-Sophie in seine Gedanken hinein sagen, „für mich ist es an der Zeit, zu Bett zu gehen. Mein Rückflug geht morgen sehr früh. In jedem Fall ist es schön, dich heute wiedergesehen zu haben. Mal sehen, ob sich unsere Wege nochmals kreuzen.“ Sie rückte den Stuhl zurück.

Vor der offenen Aufzugtür legte sie einen Arm um seinen Nacken und gab ihm einen langen Kuss auf die Wange. Dann stieg sie ein und entchwand seinem Blick.

Benommen von der Offenheit des Abends und ihrem Kuss fuhr er durch die Nacht nach Hause.

Am nächsten Morgen setzte er sich noch zuhause hin und schrieb Ann-Sophie eine Mail.

Er bedankte sich für den Ausstellungsbesuch, die Überraschung mit der professionellen Führung.

Er lobte das exzellente Essen und den hervorragenden Wein, den sie ausgewählt hatte.

Dann erwähnte er nochmals, wie großzügig es von ihr gewesen sei, ihn unnötigerweise in das Sterne-Restaurant eingeladen zu haben, und den diskreten Tisch, den sie extra ausgewählt hatte. Er führte jede Einzelheit auf, um seinem Dank Gewicht zu verleihen. Schließlich überlegte er, wie er enden sollte. Sollte er ein mögliches Wiedersehen erwähnen? Er speicherte die Mail unter ‚Entwürfe‘ ab.

Als er abends heimkam, tippte er: Nun habe einen schönen Abend. Herzliche Grüße, Moritz. Das ‚und schlaf gut‘, löschte er, bevor er die Mail abschickte.

5

Die Spätsommersonne schien in das Flughafengebäude hinein, als er Richtung Ausgang lief und ihm jemand auf die Schulter tippte. Cornelia. Er freute sich, sie so zufällig zu treffen. Sie kannten sich seit Studentagen und waren noch immer gut befreundet. Cornelia hatte Betriebswirtschaft studiert, war Wirtschaftsprüferin geworden und betreute heute als Partnerin einer internationalen Wirtschaftsprüfungs-gesellschaft Großkonzerne.

Cornelia war geschieden, drei Mal. Sie kokettierte mit ihrem Motto, lieber zu heiraten und sich wieder scheiden zu lassen, als wie ne‘ olle Jungfer unbenannt durchs Leben zu stolpern.

Warum Cornelia immer gleich heiraten musste, hatte er nie verstanden. Sie fand jedenfalls, dass das dazugehörte. Ihr vierter und vorläufig letzter Mann war deutlich älter gewesen und bald gestorben. Er hatte ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Moritz wusste, dass Cornelia nicht mehr arbeiten müsste. Er wusste aber auch, dass es ihr wichtig war, wichtig zu sein. Also turnte Cornelia weiter auf den Vorstandsetagen ihrer Mandanten umher. Noch immer sah sie jugendlich aus, mit den Sommersprossen, die auf ihrem Gesicht zu tanzen schienen. Nie hatte es Begehrlichkeiten zwischen ihnen gegeben. Sie verstanden sich gut und er wusste, was sie aneinander hatten.

„Mann, du siehst mitgenommen aus. Solltest mal Urlaub machen. Richtig ausspannen. Ich hab's auch nötig.“

Heute Morgen, vor dem Spiegel, hatte er noch gefunden, ganz passabel auszusehen. Aber Cornelia hatte vermutlich recht. Sein letzter Urlaub lag über ein Jahr zurück.

„Lass' zusammen in den Süden abhauen, in die Wärme.

Noch etwas Spätsommersonne tanken. Golfspielen und Tagesausflüge mit einem Mietwagen machen“, schlug Cornelia ihm vor. Sie spielte besser Golf als er. Das wäre eine echte Challenge.

„Eine gute Idee. Ich ruf dich an.“ Aber schon während er das sagte wusste er, dass er sie nicht anrufen würde. Jedenfalls nicht, um einen Urlaub abzustimmen. Nachdem er drei Tage nicht angerufen hatte, erwischte sie ihn auf dem Handy.

„Zick nich‘ rum. Lass‘ abhauen. Du hast n‘ Tape-tenwechsel bitternötig,“ überrumpelte sie ihn, kaum hatte er das Gespräch angenommen.

Vielleicht hatte sie recht? „Aber nur eine Woche. Mehr ist nicht drin.“

Cornelia schlug ein Hotel vor und bot an, alles zu buchen. Kaum hatte er aufgelegt, überlegte er, ob er so eine Reise Ann-Sophie hätte vorschlagen sollen? Seit seiner Dankesmail nach ihrer Einladung in die Ausstellung und zum Abendessen hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt. Warum auch, hätten sie das tun sollen? Ann-Sophie hatte sich ihm weit geöffnet und er war nicht darauf eingegangen. Stattdessen hatte er nach dem Wiedersehen abermals Wochen gebraucht, um Ann-Sophie aus seinen Gedanken zu verbannen. Und dass Ann-Sophie keinen neuerlichen Vorstoß unternahm und sich nicht anbiederte, verstand er nur zu gut.

Es war schon richtig, mit Cornelia zu verreisen. Das würde eine unbedenkliche Woche werden, motivierte er sich.

Sie landeten nachmittags. Nach einer Stunde Autofahrt erreichten sie mit dem Leihwagen die Zufahrt auf die Landzunge, an deren Ende das Hotel lag. Die Auffahrt war gesäumt von mächtigen buntfleckigen Platanen. Das Erdreich um die Stämme glühte in der Abendsonne lavarot. Moritz fuhr im Schritttempo und sah die Sonne wie einen Feuerball über dem Meer stehen.

„Was für ein Ausblick. Das wird ein grandioser Sonnenuntergang. Sieh nur!“

„Das Schauspiel wirst du die kommende Woche jeden Abend erleben. Unter anderem dafür, hab' ich dich hierher gelotst.“

Fünf Minuten später betraten sie die Halle des schlossartig anmutenden Hotels. Es war der Beginn der Abendessenszeit. Gäste waren auf dem Weg ins Restaurant und ihm fiel auf, wie elegant sie gekleidet waren. Man grüßte sich freundlich und schien vertraut und wechselte zwischen verschiedenen Sprachen hin und her. Der Anblick der Prozession in Abendrobe und das freudige Palaver überraschten ihn.

Kultivierte Geisteshaltung, statt zivilisierte Geselligkeit. Ressentiments schien es hier keine zu geben.

Cornelia hatte von einem unkomplizierten Hotel gesprochen.

Auf das hier war er nicht vorbereitet. Mit seinen leichten Sommerhosen, Polos und Leinenhemden konnte er jedenfalls nicht mithalten. Zum Glück hatte er wenigstens ein dunkelblaues Jackett dabei. Dann stellte er fest, sich mit eben fünfundfünfzig geworden, am unteren Ende der Alterspyramide zu befinden.

Gerade als er mit Cornelia an die Rezeption gehen wollte, ließ sie ihn unverhofft stehen. Er sah sie auf eine Frau zueilen, die ihrerseits auf Cornelia zustrebte. Beide blieben kurz vor einer Umarmung stehen, umfassten einander an den Armen und taten, als küssten sie sich auf die Wangen. Luftküsse. Cornelia verdeckte die Fremde und dennoch erkannte er, dass die Frau sehr groß war und mit ihrem langen Hals Cornelia überragte. Er taufte sie Giraffe. Und sie war deutlich jünger als die übrigen Gäste.

Wenige Augenblicke später kam Cornelia zu ihm zurück.

„Entschuldige bitte. Komm, lass uns an die Rezeption gehen, uns anmelden.“

Sie bekamen die Zimmerschlüssel ausgehändigt. Ihre Zimmer waren durch ein Zimmer dazwischen, getrennt.

„Ich brauch zwanzig Minuten“, meldete Cornelia an. „Holst du mich dann ab?“

Er nickte, ging in sein Zimmer und packte aus. Es war ein Doppelzimmer mit Kingsize Bett. Von der Terrasse aus hatte er Meerblick.

Mit einer Chino Hose, weißem Hemd und Jackett klopfte er bei Cornelia. Sie trat mit einem langen Sommerkleid heraus und sah toll aus. Während sie den Flur entlangliefen, studierte er die Innenausstattung. Die hohen doppelflügeligen Zimmertüren, die bunt verglasten Fenster, die Kristalllüster an den Wänden verrieten ihm, dass das Hotel um 1920 eröffnet worden sein musste. Ein Grand Hotel einer verblassten Epoche. Im Geiste hörte er Swing. Sicher wurde hier einst Charleston getanzt. Aus dem Augenwinkel erfaspte er einen mächtigen Goldrahmen mit einer vergilbten Photographie von Enrico Caruso – aufgenommen hier in der Halle. Hatte Caruso hier gesungen? Während sie die Lobby durchquerten, weckten Einrichtungsstücke aus den 1970er Jahre sein Interesse. Aber außer diesem Facelifting war hier nichts modernisiert worden, aber alles perfekt instandgehalten. Er schmunzelte. Die Mehrzahl der Gäste des Hauses waren mit dem Ambiente in die Jahre gekommen und hielten dem Flair die Treue. Das hatte Stil und Charme.

Im Restaurant wurden sie von einem älteren, freundlichen Ober auf die Terrasse und an ihre Plätze geführt. Es war der letzte freie Tisch. Sie saßen nicht

in der ersten Reihe an der Steinbalustrade. Dort hätte er gerne gesessen. Der Blick hinaus aufs Meer würde überwältigend sein, auch wenn die Sonne schon untergegangen war. Der Himmel war in ein gerade noch durchsichtiges Mittelblau getränkt und er genoss die Temperatur. Am liebsten hätte er das Jackett ausgezogen. Aber ein Blick um sich herum hatte ihm bereits gezeigt, dass dies unpassend gewesen wäre. Die Szenerie erinnerte ihn an Filme aus vor seiner Zeit, in blassen Farben und mit Frauen in wehenden Kleidern. Die Herren trugen leichte Anzüge. Außer diskretem Gemurmel, leisem Klappern von Besteck und Geschirr, gelegentlich klingenden Gläsern und vereinzeltem Lachen hörte er nur das Zirpen der Zikaden. Auf den Tischen standen Windlichter mit brennenden Kerzen.

„Was bin ich froh“, murmelte er Cornelia zu, „dass kein Stehgeiger von Tisch zu Tisch schleicht. Gib es zu. Das würde zu dieser Atmosphäre hier passen.“

Cornelia verpasste ihm einen leichten Knuff.

„Warum hast du mir nicht gesagt, welcher Dresscode, welches Tenue hier herrscht? Ich habe nichts Adäquates zum Anziehen dabei.“

Und neben dir, in dem tollen Kleid, falle ich endgültig aus dem Rahmen. Wie ich dich kenne, hast du für mehr als nur einen Abend elegante Robe dabei.“

„Hab's vergessen. Tut mir leid. Du hast mich aber auch nicht gefragt. Und du hätt'st ja auch mal selbst die Website ansehen und dir ein Bild machen können. Außerdem haben wir besprochen, nur den ersten Abend hier zu essen und an den weiteren auswärts essen zu gehen.“

Cornelia lachte ihn an, erhob das Glas und forderte ihn auf, mit ihr anzustoßen. Ja, sie hatten besprochen, nur das Frühstück im Hotel einzunehmen und ansonsten auswärts zu essen. Darüber wurde er wehmütig. Die Atmosphäre auf der Terrasse gefiel ihm. Er erwiderte Cornelias Lächeln und stieß mit ihr an.

7

Während der Vorspeise plauderten sie über Belanglosigkeiten, bis er sie die Steinbrüstung ein Stück weit entlang entdeckte. Die Giraffe. Sie saß im Profil zu ihm. Ihr Blick war aufs Meer gerichtet. Mit am Tisch saßen ein Mann und eine Frau.

Die andere Frau war von dem Mann, dessen kahler Schädel in fleischige Wülste überging, fast vollständig verdeckt. Er musste ein Riese sein.

Die Giraffe saß kerzengerade, das blonde Haar hochgesteckt, da. Ihre Haltung erinnerte ihn an Portraits der Renaissance, als die Würde der

abgebildeten Damen durch einen strengen Habitus widergespiegelt wurde. Das schwarze Kleid umfasste die Giraffe wie ein Schlauch und reichte bis zu den Knöcheln. Die freien Schultern und Arme konnten nicht verhindern, dass ihre Pose ernst wirkte. Keinerlei Schmuck zierte ihre Silhouette. Er war fasziniert. Die Giraffe hatte seine ganze Aufmerksamkeit eingenommen. In diesem Moment drehte sie sich ihm zu. Hatte sie gespürt, dass er zu ihr gesehen hatte? Er wandte sich ab und nahm das Gefühl mit, etwas Trauriges, etwas Verlorenes läge in ihren Augen. Er sah zu Cornelia und in ihr fragendes Gesicht.

„Gefällt sie dir? Könnte ich gut verstehen. Seit Jahren kennen wir uns. Eine tragische Geschichte umgibt Fleur. Fleur. So heißt sie, deine Angebetete. Die Geschichte besteht aus zwei Teilen. Fleur kennt aber nur den einen Teil. In jedem Fall sind beide Ereignisse von Geheimnissen umgeben. Der Mann neben Fleur ist ihr Bruder Stanislaw. Die andere Frau am Tisch ist Georgine, seine Frau. Georgine und Stanislaw betreiben ein Weingut im Rhonetal. Seit den Ereignissen von damals lebt Fleur in einem winzigen Château unweit des Weingutes.

Und seit damals kommen die drei alljährlich um den Jahrestag der Vorkommnisse für eine Woche hierher zurück. Eines sage ich dir aber gleich, mein

lieber Moritz. Schlag dir Fleur aus dem Kopf. Keine Chance.“

Sie stockte. „Verzeih mir. Ich hatte vergessen, dass du immun gegenüber solchen Verlockungen bist.“

Der Kellner trat an ihren Tisch, servierte den nächsten Gang und schenke die Gläser nach, erst den Wein, dann das Wasser. Alles lief ohne jede Hast und ohne jedes Geräusch ab – und das machte ihn rasend. Schließlich wollte er augenblicklich alles zu dem Drei-gestirn wissen. Der Kellner stand aber weiter prüfend am Tisch und erkundigte sich schließlich, ob die Speisen und Getränke soweit zu ihrer Zufriedenheit seien. Erst nach dem sie ihm zugenickt hatten, ging er endlich, und endlich konnte er seine Neugier stillen.

„Du machst es ganz schön spannend: Eine tragische Geschichte, die aus zwei Teilen besteht; die Ereignisse sind von Geheimnissen umgeben; Fleur kennt nur eines der beiden Ereignisse. Und: seit damals. Wann war dieses damals, und was ist damals passiert?“

Cornelia rückte mit dem Stuhl näher zu ihm. „Sieh jetzt bloß nicht rüber. Bitte. Sie sollen nicht merken, dass wir über sie sprechen. Ich erzähle es dir.“

Fleur und Stanislaw stammen aus Nordfrankreich. Nach dem tödlichen Arbeitsunfall des Vaters verließ ihr Leben in großer Bescheidenheit. Ihre hervorragenden Schulleistungen bescherten ihnen aber

Stipendien. Fleur studierte Musik und verfolgte eine Karriere als Sologeigerin. Nach Jahren täglichen Übens wurden die Bühnen der größten Konzerthäuser der Welt ihr Zuhause – bis zu jenem Vorfall vor acht Jahren: Fleur und ihr Mann Andre verbrachten wieder einmal Urlaubstage hier im Hotel. Andre war Dirigent. Aber anders als Fleur war er als Chefdirigent an London gebunden. Wenn Fleur auf Tournee war, sahen sie sich wochenlang nicht. Sie führten zwei gefeierte, aber sicherlich auch zwei einsame Leben. In London unterhielten sie einen eleganten Wohnsitz. Der war ihnen aber nie zu einem gemeinsamen Zuhause geworden. Zwei, drei Mal im Jahr trafen sie sich hier im Hotel. Im Sommer, wenn die großen Häuser spielfreie Zeit hatten, meist für drei Wochen. Die Suite im Dachgeschoss, mit der riesigen Terrasse, wurde dann ihr Zufluchtsort für einander. Gelegentlich haben sie mich eingeladen, auf einen Drink hinzukommen. Die Suite ist atemberaubend und die Terrasse bietet einen weiten Blick über die Schirmpinien hinweg und hinaus aufs Meer. Dort oben waren sie unsichtbar für die Welt – bis es passierte.

In der zweiten Nacht nach ihrer Ankunft wachte Fleur auf und bemerkte, dass Andre nicht neben ihr lang. Sie rief nach ihm, suchte nach ihm, erst in der Suite, dann auf der Terrasse. Vergeblich.

Darauf hatte sie vermutet, dass Andre nicht hatte schlafen können und auf einen Spaziergang gegangen wäre. Sie legte sich wieder hin. In der Morgendämmerung wurde sie vom Klingeln des Telefons geweckt. Jemand von der Rezeption bat sie herunterzukommen. In der Halle erwarteten sie eine Polizistin und ein Polizist. In einem Nebenraum erfuhr Fleur, dass der Leichnam ihres Mannes an einem nahegelegenen Strand angeschwemmt worden war. Auf einem Tablet musste sie Andre an Hand eines Fotos identifizieren. Sie erkannte die Bucht, an der Andre lag, sofort. Die war abgelegen und nur mit einem Boot oder für sehr guter Schwimmer zu erreichen. Einmal waren sie zu einem Picknick dort gewesen. Auf dem Tablet, das die Polizistin ihr hingehalten hatte, war ihr Andre unverletzt erschienen. In jedem Fall war er aber nackt gewesen.

Von da war alles sehr schnell gegangen. Fleur schaffte es noch, ihren Bruder zu informieren und erlitt dann einen Zusammenbruch. Ein Arzt gab ihr ein Beruhigungsmittel. Stanislaw und Georgine reisten an. Am nächsten Tag identifizierte Fleur in der Gerichtsmedizin offiziell Andres Leichnam.

Gemeinsam mit ihrem Bruder und Georgine erfuhr sie, dass Andre ertrunken war. Vielleicht war die Strecke zur Bucht zu weit gewesen oder er hatte einen Krampf erlitten, lauteten die polizeilichen

Mutmaßungen. Fleur nahm die Details in einem Schockzustand zur Kenntnis. Alles weitere regelte Stanislaw. Danach nahmen er und Georgine Fleur mit auf ihr Weingut. Eine Woche später wurde Andre in dem Dorf in den Midlands, in dem er aufgewachsen war, im Familiengrab beigesetzt. Fleur kehrte nie in das Domizil in Kensington zurück. Sie löste den Wohnsitz auf und ließ sich das Inventar nach Frankreich liefern. Seither lebt sie zurückgezogen in einem kleinen Château nahe dem Weingut von Georgine und Stanislaw. Konzerte gibt sie keine mehr. Ich weiß nur, dass sie alljährlich um Andres Todestag für eine Woche hierherkommt, immer in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin.“

Nachdenklich hing er Cornelias Schilderung nach und ließ den Blick schweifen – bis er Fleur streifte. Unverändert saß sie da, den Blick hinaus auf das Meer gerichtet. Sie sah würdevoll aus. Zugleich umgab sie eine Aura von Unnahbarkeit und Einsamkeit. Als Sologeigerin gelangte man nur durch eiserne Disziplin an die Weltspitze. So ein Leistungspensum machte etwas mit Menschen, sann er. Langsam wandte er sich wieder Cornelia zu.

„Waren das jetzt schon beide Vorkommnisse, oder nur das eine, jenes, das Fleur kennt?“

„Gut aufgepasst. Also: Ich erzähle dir jetzt etwas, was außer der Staatsanwaltschaft, dem Hoteldirektor

und mir niemand weiß. Es gibt Grund zur Annahme, dass die Geschichte mit dem Auffinden von Andres Leiche nicht zu Ende war. Vielmehr ergibt die Geschichte überhaupt erst mit einem zweiten Vorkommnis, das bis heute genauso rätselhaft wie Andres Tod geblieben ist, einen Sinn.

Am Morgen, an dem Andres Leiche gefunden worden war, erschien die langjährige Chefin der Rezeption nicht zur Arbeit und wurde fortan vermisst. Ich habe Olivia noch genau vor Augen. Sie war so genial wie umwerfend. Immer organisierte sie drei Dinge gleichzeitig und hatte dabei alles im Griff. Sie war eine Mischung von sprühender Herzlichkeit und bezaubernder Sanftmut. Olivias Gesicht war von wilden schwarzen Haaren umrahmt, ihre Augen schienen ständig zu glühen, und immer lag ein Lächeln auf ihrem Antlitz. Ihre Lippen waren stets kirschrot. Sie war eher nur mittelgroß, ihr Teint dunkel und seidig und ihre Figur von weicher, blühender Üppigkeit. Rundheraus: Olivia war durch und durch sinnlich, ein stummer Schrei der Wollust. Aber nie habe ich erlebt, dass sie sich auf Avancen eingelassen hatte.

Bei allem Charme, den sie mit jedem Wort und mit jeder Geste versprühte, wahrte sie stets Abstand. Vielleicht war sie damals Ende dreißig gewesen.

Am Tag der Abreise von Fleur, Georgine und Stanislaw wurde Olivia von Fischern tot aus dem Meer gezogen. Wie Andre war auch sie nackt gewesen. Ob Andres und Olivias Tod etwas miteinander zu tun gehabt haben, ist bis heute ungeklärt. Es kann nur gemutmaßt werden. Sicher bin ich dagegen, dass Fleur von diesem zweiten Ereignis nie etwas erfahren hat. Andernfalls würde sie nicht jedes Jahr um das Unglücksdatum herum hierher zurückkehren. Wie ich schon erwähnt habe, tritt Fleur seit damals nicht mehr auf. Und seither ist auch kein Mann mehr in ihrer Nähe gesehen worden. So. Jetzt kennst du die tragischen Ereignisse.“

„Woher weißt du die Details um Olivias Tod?“

Cornelia zuckte mit den Schultern und zwinkerte ihm zu. Er verstand. Cornelia war diskret. Auch dafür schätzte er sie. Vorsichtig sah er abermals hinüber. Trotz der Strenge, die von Fleur ausging, war sie attraktiv. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als er, einer der wenigen jüngeren Hotelgäste. Und: Seit damals war kein Mann mehr in ihrer Umgebung gesichtet worden, hatte Cornelia erwähnt. Na und. Auch er war seit Jahren solo, und lebte gut damit.

Als sich das Trio vom Tisch erhob, sah er zum ersten Mal auch Georgine. Ihr Kopf, ihre Backen, ihre Locken, ihre übergroßen Brüste, sogar ihr Rumpf hatten etwas Kugelförmiges. Sie war klein und stämmig,

und lief vorneweg. Die hochgewachsene und gerten-schlanke Fleur folgte ihr und ließ Georgine noch gedrungener, fast schon ulkig aussehen. Als Schlusslicht schritt Stanislaw einher. Er war wirklich groß. Fast ein Hüne. Wie ein stolzer Hahn, schien er seine Hühner vor sich herzutreiben. Alle drei winkten Cornelia beim Verlassen der Terrasse zu.

„Lass uns auch zu Bett gehen“, schlug Cornelia wenig später vor. „Ich bin todmüde.“

Er stimmte zu.

8

Das Zimmer verfügte über eine Verbindungstür zum Nachbarzimmer. Vermutlich, um eine Familiensuite zu ermöglichen. Obwohl er sich sicher war, dass sich auf der anderen Seite eine Gegentür befand, vernahm er ein sonores Brummen von nebenan. Auch in den beiden folgenden Nächten hörte er das Schnarchen und ließ sich davon in den Schlaf tragen.

Die ersten zwei Tage verbrachten sie am Hotelstrand um sich erst einmal zu erholen, bevor sie mit dem aktiven Teil des Urlaubs beginnen würden.

Liegestühle und Sonnenschirme standen bereit. Alle Stunde kam eine junge Frau und erkundigte sich nach Getränkewünschen. Ein durchtrainierter Strandmeister fragte regelmäßig nach, ob er die

Liegen verrücken sollte, damit sie wieder im Schatten liegen würden. Moritz verstand zunehmend, was Cornelia an dem Hotel schätzte. Während sie las, schwamm oder döste, beobachtete er gelegentlich die anderen Damen und machte eine überraschende Enddeckung. Die Jahre waren nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen und dennoch war so manche von ihnen äußerst attraktiv und einige verströmten zudem eine sinnliche Aura. Sie bewegten sich anmutig und strahlten natürliche Heiterkeit und Souveränität aus. Poetische Schwärmereien erfassten ihn und er spürte ihre tiefgründige Sinnlichkeit. Aber er verspürte keinerlei Begehrten. Sollte ihn das beunruhigen? „Lass uns Mittagessen gehen“, schlug er Cornelia vor. „Es ist schon bald halb zwei Uhr.“ Er wollte den Gedanken entrinnen.

Durch den Sand liefen sie zum Strandrestaurant, das zurückgesetzt und erhöht lag. Unter weißen Segeln, die das Holzdeck überspannten, nahmen sie Platz. Von hier oben aus blendeten ihn der fast weiße Sand und die silbrigen Reflexe auf dem türkisfarbenen Wasser. Sie bestellten Fisch und Gemüse vom Grill, eine Flasche Rosé und eine Flasche Wasser.

Zum Abschluss tranken sie Espresso. Gedankenverloren rührte er den Zucker, bis ihm auffiel, weder Fleur, noch Georgine oder Stanislaw beim Frühstück oder am Strand gesehen zu haben. Als sie nach dem

Essen zu den Liegen zurückkamen, entdeckte er Fleur. Sie lag allein und abseits nahe der Wasserlinie, trug einen weißen Bikini und lag auf einem weißen Handtuch. Sie stützte sich zur Seite ab und las.

„Sie gefällt dir wirklich. Ich sehe es doch.“

Er grinste und musste Cornelia nicht ansehen, um zu wissen, dass sie amüsiert war.

„Das will ich gar nicht leugnen.“

Er tat sich schwer, sich auf seine Lektüre zu konzentrieren. Verstohlen sah er wieder und wieder zu Fleur. Jedes Mal war sie mit etwas Anderem beschäftigt. Mal las sie. Mal lag das aufgeschlagene Buch auf ihr, während sie auf dem Rücken lag und zu schlafen schien. Irgendwann ließ sie Sand zwischen den Fingern hindurchrieseln. Immer wieder griff sie in den Sand. Die Wiederholung hatte etwas Meditatives.

Als er das nächste Mal nach ihr sah, rollte sie den Rücken hoch, bis sie, ohne sich abzustützen, stand. Er sah zu, wie sie mit ihren langen Beinen und mit weiten Schritten ins Wasser ging. Eine Giraffe eben. Ihre grazile Gestalt strahlte Verletzlichkeit aus. Er verkniff sich einen Blick um sich, wollte nicht wissen, wie viele Männer Fleur gerade nachsahen.

Seit damals war kein Mann mehr in Fleurs Umgebung gesichtet worden, klangen ihm Cornelias Worte in den Ohren. Während er Fleur beobachtete, wie sie hinausschwamm, erschrak er. Er hatte die nackten

Leichen von Andre und Olivia vor seinem inneren Auge.

Am zweiten Tag war es Cornelia, die zum Mittagessen blies. Kaum hatten sie unter den Sonnensegeln platzgenommen, sah er, wie sich eine Hand auf Cornelias Schulter legte. Er schaute auf und blickte in Fleurs Augen. Er nickte ihr zu und senkte den Blick wieder.

„Hallo Cornelia. Lasst euch bitte nicht stören. Ich möchte nur fragen, ob wir uns morgen, nach dem Abendessen, in der Hotelbar treffen wollen? Es ist Jazz-Night. Ich würde mich freuen.“

Er spürte, wie sich Fleur ihm zuwandte.

„Guten Tag. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Fleur. Cornelia und ich kennen uns seit vielen Jahren.“

Er stand auf und ergriff die ihm entgegenstreckte Hand.

„Guten Tag. Moritz. Es freut mich, Sie kennenzulernen. Cornelia und ich kennen uns auch schon seit langem, genaugenommen seit der Studienzeit.“

Während er ihr gegenüberstand wurde ihr Handgriff schlagartig so fest, dass er den Eindruck gewann, Fleur suche Halt. Mit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an und er glaubte etwas wie einen Schreck, oder war es ein Schock?, in ihrem Gesicht wahrzunehmen. Zugleich sah er aus dem Augenwinkel, wie Cornelia

die Hände vor den Mund nahm und ihren Kopf senkte. Mein Gott. Was war los? Er hörte Cornelia sagen: „Fleur. Möchtest du dich zu uns setzen?“

Verzweiflung hatte in Cornelias Stimme gelegen. Der Satz löste dafür Fleur aus ihrer Versteinerung, und sie sah zu Cornelia, die sitzengeblieben war. „Danke dir. Aber du weißt ja, ich habe hier meinen festen Platz und esse mittags immer alleine.“

Cornelia nickte und Moritz bemerkte ihre Resignation.

Fleur wandte sich wieder ihm zu. „Der Vorschlag für das Treffen zur Jazz Night gilt natürlich auch für Sie, beziehungsweise für dich. Wir können uns gerne duzen.“

Während sie das sagte, löste sie den Griff ihrer Hand. Kurz winkte sie Cornelia zu.

Er sah Fleur nach, wie sie davonging.

„Sie ist weg. Du kannst dich wieder setzen“, holte Cornelia ihn zurück in diese Welt.

„Was war das denn? Was ist passiert?“

„Hast du nicht gemerkt, wie Fleur dich angesehen hat? Regelrecht angestarrt hat sie dich.“

Ihr ist wohl fast das Herz stehengeblieben. Sie muss die Ähnlichkeit zwischen euch, Andre und dir, erkannt haben. Ich habe das schon gesehen, als ich Andre zum ersten Mal gegenübergestanden hatte. Ich glaube, Fleur sieht Männer nie wirklich an. Aber eben

ist sie nicht umhingekommen. Andre und du, ihr hätten eineiige Zwillingsbrüder sein können.“

„Dann lass uns morgen Abend nicht in die Hotelbar gehen. Oder geh du alleine. Ich möchte mich nicht mit Komplikationen befassen müssen.“

Cornelia winkte ab. „Lass‘ bestellen.“

9

Am folgenden Tag unternahm er mit Cornelia ab dem Nachmittag einen Ausflug in die Provinzhauptstadt. Dort aßen sie auch zu Abend. Es war nach dreißig Uhr als sie ins Hotel zurückkehrten. Kaum betraten sie die Halle, vernahmen sie Jazzmusik aus der Bar. Sie nickten sich zu und gingen zur Bar. Während sie am Tresen lehnten und auf die Getränke warteten, beobachtete Moritz die umhersitzenden Grüppchen. Alle saßen vor Longdrinks, Cocktails oder Champagnergläsern. Er freute sich auf ein Bier. Niemand achtete auf die Jazzband, die auf einer kleinen Empore spielte. Er erkannte auch Stanislaw und Georgine.

Fleur sah er nicht – und war erleichtert. Cornelia knuffte ihn und machte eine Kopfbewegung, die ihm bedeutete, ihr zu den beiden zu folgen.

„Geh du vor. Ich komme gleich nach.“ Er wusste, er würde nicht nachkommen, und dass Cornelia das ahnte.

Er sah Georgine aufspringen und sich strecken, um Cornelia zur Begrüßung die Arme um den Hals zu legen. Georgines Schultern, Arme und der Rücken waren unbedeckt. Sofort sah er die Bilder aus Helen Wolffs Erzählung ‚Hintergrund für Liebe‘. Sie hatte sie anlässlich eines langen Sommers in Saint-Tropez zu Beginn der 1930er Jahre geschrieben und jenes knappe Kleidungsstück beschrieben, das Georgine trug. „... ein dreieckiges Busentuch, notdürftig an einer Halskette befestigt. Manchmal sieht das schön aus, manchmal abscheulich. Je nach Inhalt.“ Bei Georgine waren die anderen beiden Enden des kanariengelben Dreiecklatzes am Rücken verknotet und es quoll.

Er wandte sich ab. Es war Zeit, auf sein Zimmer zu gehen. In diesem Moment spürte er eine Hand auf seiner Schulter und vernahm eine fremde Stimme.

„Guten Abend. Darf ich mich vorstellen. Ich bin Stanislaw. Kommen Sie doch bitte zu uns an den Tisch.“ Er drehte sich um.

Fleurs Bruder. Jetzt kam er nicht mehr aus. Wenigstens war Fleur nicht da, dachte er und folgte Stanislaw.

Die Begrüßung durch Georgine verlief schwingungsfrei. Georgine, er schätzte sie auf Fleurs Alter, sprach ihn auf Deutsch an und duzte ihn. Wenig später registrierte er, wie ein Kühler mit einer Flasche Champagner und fünf Gläser auf den niedrigen Tischchen in ihrer Mitte gestellt wurden – und noch ehe er begriff, für wen das fünfte Glas war, stand sie da. Fleur. Sie sah atemberaubend aus. Wie am ersten Abend trug sie Schwarz und lang. Das Kleid stand ab der Hüfte bis zum Boden wie eine Glocke ab. Zarte, leuchtendgrüne Stiele mit weißen Blüten rankten vom Saum bis auf Kniehöhe auf. Feine Träger verliefen über die freien Schultern. Es war zu aufwändig für die Bar, aber toll. Ihm fielen Fleurs zarte Arme auf. Wie hatte sie mit so filigranen Gliedern mehrere Sätze lang eine Geige halten und spielen können? Er stand auf und bot ihr seinen Stuhl an. Sie setzte sich. Er setzte sich zwischen Cornelia und Stanislaw. Fleur saß weit genug weg, als dass er sich bei dem herrschenden Geräuschpegel mit ihr hätte unterhalten konnten. Er war froh. Fleur vermutlich auch, mutmaßte er.

Cornelia flüsterte ihm zu, Fleur habe das Kleid an, dass sie bei ihrem allerletzten Auftritt überhaupt, in Sydney, getragen hatte.

Bald stand ein neuer Kühler und irgendwann ein dritter mit Champagner da.

Moritz unterhielt sich mit Stanislaw, auf Französisch, und beobachtete, wie Cornelia, Fleur und George die Köpfe zusammensteckten. Irgendwann tanzten einige Gäste. Als sie sich nach der dritten Flasche erhoben, um zu gehen, war die Bar noch gut besucht. Ihm fielen neue Gesichter. Den Altersdurchschnitt senkten sie aber nicht.

Nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, stellte er fest, dass das sonore Schnarchen von nebenan, das ihn die letzten Nächte in den Schlaf getragen hatte, fehlte. Ihm fiel das Clean&Safe-Siegel ein, das er mittags am Türknauf des Nachbarzimmers bemerkt hatte. Die Gäste waren abgereist. Er wälzte sich und fand nicht in den Schlaf. Plötzlich hörte er von nebenan Lachen. Hell und heiter. Dann Stille, dann ein Kichern. Die Stimme gehörte einer Frau. Das Nachbarzimmer war doch wieder belegt. Ihm fielen die neu angekommenen Gäste in der Bar ein. Plötzlich ein Schrei. Aufwallung. Stöhnen. Rufe. In einem Hotel für Hochzeitspaare hätte er sich das erklären können. Aber hier, bei dem Altersdurchschnitt. Wo war sie geblieben, seine Lust, seine Freude an Sinnlichkeit?

Sein Arzt hatte ihn anlässlich der letzten Vorsorgeuntersuchung in berufsständischer Beiläufigkeit nach seiner Libido gefragt. Er hatte nur mit den Schultern gezuckt.

Er versuchte sich zu erinnern, wer sich in der Bar aufgehalten hatte, als sie gegangen waren. Welcher Frau gehörte die Stimme? Stimmen sind trügerisch. Wie oft hatte er auf Flügen Gespräche in der Reihe vor oder hinter ihm mithören müssen, und war dann beim Aussteigen überrascht gewesen, wenn er die Gesichter sah. Zugleich waren Stimmen unverwechselbar. Würde er die Frau entlarven, morgen beim Frühstück, am Strand an ihrer Stimme identifizieren? Besser nicht, dachte er, und überlegte, warum er sich nie mehr auf eine Beziehung eingelassen hatte? Würde er das noch einmal erleben? Sein Alter, dem Umtrieb im Nebenzimmer nach zu schließen, schien kein Hinderungsgrund zu sein. Bis in die Morgenstunden lag er wach da.

Als es dämmerte, zog er sich an und verließ das Zimmer. In der Hoffnung auf einen Kaffee, ging er Richtung Restaurant. Aber statt jemanden zu finden, der ihm einen Cappuccino bringen würde, traf er Fleur. Sie stand in dem Kleid, das sie in der Bar angehabt hatte, da. Hatte sie nicht geschlafen? Er trat neben sie, legte wie sie die Hände auf die Steinmauer der Terrasse und sah auch aufs Meer hinaus.

„Guten Morgen.“ Seine Stimme klang belegt, befand er. Aber nicht deshalb fragte er Fleur nicht, ob sie nicht geschlafen hatte. Vielmehr wollte er nach ihrer Entdeckung der Ähnlichkeit zwischen Andre und ihm kein schwermütiges Gespräch auslösen.

„Danke. Dir auch einen guten Morgen. Bist du ein Frühmensch oder konntest du nicht schlafen?“

„Beides.“ Er vermied es, Fleur anzusehen.

„Dieser Ort hier war einst voller Magie. Dann wurde er zum Gravitationspunkt meines Lebens – und ließ mir lange keine Ruhe. Jahr um Jahr zog es mich mit Macht hierher zurück. Seit vorgestern ist es vorbei. Du wirst es gleich verstehen.

Wegen meiner Reaktion auf die Ähnlichkeit zwischen dir und Andre, gestand Cornelia mir gestern in der Bar, dass sie dir von den Ereignissen von vor acht Jahren erzählt hat. Ich weiß aber nicht, ob sie die ganze Geschichte erzählt hat. Cornelia glaubt nämlich, dass ich von den Vorkommnissen von damals nur den einen Teil, den von Andres Tod kennen würde, aber nichts von einer möglichen Affäre zwischen ihm und Olivia ahnen. Dabei wusste ich schon vor dem Tod der beiden von ihrer Beziehung.

Bis heute wird darüber spekuliert ob Andre und Olivia durch eine Liebschaft verbunden waren, und ob ich von der Mutmaßung weiß. Tatsächlich kennt außer mir niemand die ganze Wahrheit.“

Warum erzählte Fleur ihm das? Weil er Andre ähnlich sah? Das ergab keinen Sinn. Erwartete sie, dass er jetzt etwas dazu sagen würde?

„Ich habe Andre sehr geliebt. Aber ich hatte meine Karriere über unsere Liebe gestellt. Er war ein begnadeter Dirigent und sah in London den Mittelpunkt seines musikalischen Wirkens und Lebens. Ich hingegen bin als Sologeigerin mit unterschiedlichen Orchestern aufgetreten und war ständig rund um die Welt auf Tourneen. Immer wieder hat er mich gebeten, Anfragen abzulehnen oder wenigstens häufiger nur in Europa aufzutreten, um anderntags wieder zuhause zu sein. Aber die vibrierenden Städte, Auftritte in den bedeutendsten Konzerthäusern der Welt, der tosende Beifall, der Glanz, der mich umgab, waren ein Rausch. Ich gestehe, irgendwann gemerkt zu haben, dass wir dabei waren, uns zu verlieren. Ich habe aber nicht reagiert. Andre und ich benutzten das gleiche Tablet Modell und dasselbe Passwort. Eines Abends, Andre dirigierte in der Royal Albert Hall, griff ich zum Tablet, gab das Passwort ein, und öffnete den Mailaccount.

Spätestens in dem Moment erkannten wir, wenn wir nicht das eigene Tablet in Händen hielten und wechselten es. Aus der Betreffzeile der obersten Mail sprang mich aber eine mehr als ungewöhnliche Aufforderung an und nach wenigen Zeilen begriff ich, was das zu bedeuten hatte. Ich las weiter.

Der Mailverlauf reichte Monate zurück. Er las sich wie ein Liebestagebuch. Wenn ich auf Tournee ging, kam Olivia nach London und sie sind an die Küste gefahren. Andere Male war Andre zu ihr geflogen. Ich stellte Andre nicht zur Rede, sondern dachte nach und entschied, um unsere Ehe zu kämpfen. Ich beschloss, in dem bevorstehenden Urlaub, natürlich wie immer hier, damit zu beginnen. Aber Andre entzog sich mir vom ersten Moment an. Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, dass er sich schon in der zweiten Nacht aus dem Hotelzimmer davonstehlen würde, um sich mit Olivia zu treffen. Vermutlich hatte er längst den Schlussstrich gezogen. Das Olivia seit dem Morgen, an dem Andre tot aufgefunden worden war, vermisst und ihr ebenfalls nackter Körper zwei Tage später aus dem Meer geborgen wurde, erfuhr ich Wochen später zufällig.“

Sie machte eine Pause, aber er war sich sicher, dass Fleur gleich weitererzählen würde und schwieg.

„Einfach tragisch, das alles. Seither komme ich jedes Jahr um Andres Todestag für einen Bußgang hierher zurück, für eine geistige Selbstgeißelung.“

Wenn ich früher auf Andre und auf meine innere Stimme gehört hätte, würde er noch leben. Und Olivia auch. Als Strafe für meinen Egoismus habe ich aufgehört, zu spielen.“

Noch nie hatte er eine vergleichbar surreale Geschichte gehört. Sie musste aber wahr sein. So etwas dachte sich niemand aus. Und sollte das ein Geständnis gewesen sein? Wem gegenüber? Ihn jedenfalls, ging das doch alles gar nichts an. Ihm war danach, zu gehen. Aber er wollte Fleur mit ihren Erinnerungen nicht alleine stehenlassen. Und wegen ihrer Freundschaft mit Cornelia wollte er sie auch nicht brüskieren. Gerade, als er etwas sagen wollte, fuhr Fleur fort, worüber er froh war. Er hätte nichts Brauchbares zu sagen gehabt.

„Nach einschneidenden Erfahrungen schützt sich jeder auf eigene Weise. Auch vor Wiederholungen. Cornelia hat mir angedeutet, dass du dich seit einer gewissen Dagmar vor Beziehungen verschanzt. Das kenne ich. Seit Andres Tod verweigere ich mich nicht nur der Musik, sondern verstecke mich auch vor Kontakten, aus denen eine Beziehung erwachsen könnte. Und was ist das Ergebnis?“

Ein leeres Leben und, wie ich jetzt erkannt habe, die Missachtung und Vergeudung einer Gabe, eines großen Geschenks. Du bist deinen Fähigkeiten und deinem Beruf treu geblieben. Dafür bewundere und beneide ich dich.“

Was hatte Cornelia veranlasst, Fleur von Dagmar zu erzählen? Cornelia war sonst immer so diskret.

Aber gut. Cornelia hatte auch ihm Fleurs Geschichte anvertraut.

Hatte Cornelia eine Brücke zwischen Fleur und ihm schlagen wollen?

Fleur stand regungslos da, an die steinerne Brüstung gelehnt, den Blick in die Ferne gerichtet. Wo war sie mit ihren Gedanken? Er hätte es gerne gewusst.

„Außer mir, bist du jetzt der Einzige, der die ganze Wahrheit kennt. Ich überlasse es dir, sie Cornelia zu erzählen. Die Ereignisse sind lange her. Seit zwei Tagen gehören sie der Vergangenheit an. Sie spielen keine Rolle mehr. Das ist mir klargeworden, nachdem ich dir im Strandrestaurant gegenübergestanden hatte. Für dich ist das vermutlich schwer nachzuvollziehen. Ich bin jedenfalls unendlich froh über unsere zufällige Begegnung und dir dankbar, dass ich dir eben alles erzählen durfte und du mir zugehört hast.“

Fleur drehte sich zu ihm und sah ihn an.

„Ich werde nicht nochmals hierher zurückkommen. Es ist vorbei.“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und lehnte sich an ihn. Was war jetzt wieder los? Er verstand die Welt nicht, umfasste Fleur aber dennoch. Lange verharrte sie in seinen Armen. Dann löste sie sich.

„Mach's gut.“

Er sah ihr nach und sah, wie sie die Tür zur Hotelhalle öffnete. Noch einmal drehte sie sich ihm kurz zu, winkte, und verschwand in die Lobby.

11

Was für ein bizarrer Tagesanbruch nach einer schlaflosen Nacht. Unter dem Schirm der ausladenden Pinien lief er zum Strand hinunter. Aus dem Strandrestaurant hörte er Geklapper. Er ging hin und bekam einen Kaffee. Mit dem Becher setzte er sich nah am Wasser auf einen Stein. Der Sand unter seinen Fußsohlen fühlte sich noch kühl an. Erwartet Fleur tatsächlich, dass er Cornelia die Wahrheit erzählen würde? Er beobachtete das Morgenlicht, wie es die Küstenlinie immer stärker ausleuchtete. Aus Schattierungen wurden Konturen, die allmählich Farbe nahmen. Ihm fiel ein, sich vor zwölf Monaten schon einmal auf einer Landzunge aufgehalten zu haben. Mit Ann-Sophie. Wie es ihr ging? Und wie sah die Planung für eine Sommerresidenz an der Landspitze nur für sie allein aus?

142

Bei den Gedanken spürte er wieder etwas von dem Flattern, das ihn nach der Ortsbesichtigung und dem Wiedersehen anlässlich der Ausstellung und des Abendessens malträtiert hatte.

Mit der leeren Tasse ging er am Strandrestaurant vorbei, stellte den Becher ab und lief hoch auf sein Zimmer. Auf dem Smartphone fand er Cornelias Nachricht. Um halb neun ging sie zum Frühstück.

Er duschte nochmals, zog sich an, ging zwei Türen weiter und klopfte an.

„Guten Morgen. Danke, dass du mich abholst. Nach der letzten Nacht habe ich einen Bärenhunger.“

Er überging ihre Bemerkung. Am Frühstückstisch fasste Cornelia nach.

„Wie hast du mit der Geräuschkulisse von nebenan geschlafen?“

Er erinnerte sich daran, dass Cornelia erwähnt hatte, es gebe auch in ihrem Zimmer eine Verbindungstüre zu dem Zimmer zwischen ihnen.

„Nach all dem Rotwein zum Abendessen und dem Champagner in der Bar habe ich nichts mehr mitbekommen“, log er und fragte sich, ob Cornelia wusste, dass er log? Die Frage, was denn überhaupt losgewesen wäre, verkniff er sich vorsichtshalber.

Den Tag verbrachten sie beim Golf, mit atemberaubenden Blicken in die Landschaft und über das Meer. Cornelia ließ ihm keine Chance.

Auf den letzten vier Löchern spielte sie je ein Birde. Wieder einmal war er von ihrem Spiel beeindruckt. Erschöpft von der Runde in der Wärme entschieden sie, auf der Terrasse des Hotels Abend zu essen.

Der Kellner führte sie an die Steinbalustrade, zu dem Tisch in der ersten Reihe, an dem sonst immer Fleur, Georgine und Stanislaw gesessen hatten. Sie sahen sich mit fragenden Blicken an.

Kaum hatten sie Platz genommen, brachte der Keller Cornelia einen Umschlag mit ihrem Namen drauf. Cornelia öffnete das Kuvert und er beobachtete, wie sie die Zeilen mit unbewegter Miene las. Darauf reichte sie ihm den Brief und er las die Nachricht.

*Liebe Cornelia,
nachdem ich im Strandrestaurant Moritz gegenübergestanden hatte, habe ich begonnen, manches mit neuen Blicken zu betrachten, und seither geht eine für mich quälende Phase zu Ende. Moritz wird dir alles erzählen. Noch heute Vormittag reisen wir ab.*

Künftig werde ich nicht mehr in das Hotel zurückkommen. Ich würde mich aber freuen, wenn wir unserer Freundschaft eine neue Basis geben könnten. Du bist jederzeit in meinem Haus willkommen. Auch das Weingut von Georgine und meinem Bruder ist eine Reise wert, und auch sie würden sich über ein Wiedersehen mit dir freuen.

*Richte bitte Moritz aus, dass unsere Türen auch ihm immer offenstehen, wenn seine Wege ihn ins Rhonetal führen.
Nun gehab dich wohl und sei umarmt. Ich freue mich auf ein hoffentlich baldiges Wiedersehen.*

Deine Fleur

Nach dem er den Brief ein zweites Mal gelesen hatte, faltete er ihn langsam zusammen und reichte ihn Cornelia. Er sah ihrem Blick an, dass er nun alles erzählen musste.

12

Sein erster Gedanke am nächsten Morgen war eindeutig: Blos keinen weiteren Tagesausflug. Cornelia erklärte sich damit einverstanden, den letzten Urlaubstag am Strand zu verbringen. Nach dem Frühstück, das sie fast schweigend verbracht hatten, gingen sie hinunter an den Strand. Auf der Sonnenliege dachte er bis Mittag über die Nachrichten und Ereignisse der letzten Tage nach. Dann stand er auf, ging in sein Zimmer und griff nach dem Tablet. Zurück auf der Liege, suchte er in den alten Mails nach der Mailadresse von Ann-Sophie und kopierte sie. Darauf öffnete er in seinem privaten Mailaccount, den er schon seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt hatte, eine Mail, fügte die Adresse ein und schrieb.

145

*Liebe Ann-Sophie,
hast du zwischenzeitlich begonnen, dein Land's End zu bebauen? Oder bist du noch im Planungsstadium? Ich wäre jetzt soweit, mich darauf einzulassen.
Sei herzlichst begrüßt, Moritz*

Als er und Cornelia vom Mittagessen im Strandrestaurant zu ihren Liegen zurückkamen, fand er eine Mail von Ann-Sophie im Posteingang vor.

*Lieber Moritz,
nach dem mir mein Wunschpartner mir für das Projekt abgesagt hatte, habe ich in dem Fall nichts mehr unternommen. Dabei träume ich weiterhin von einem verborgenen Sommerhaus an der Landspitze. Wenn du dich also jetzt darauf einlassen möchtest ☺, wäre ich überglücklich.
Sei auch du herzlichst begrüßt,
Deine Ann-Sophie*

Er spürte das Flattern im Bauch – wehrte sich aber nicht.

*Liebe Ann-Sophie,
wo wollen wir uns treffen – vor Ort, bei dir (wo wohnst du eigentlich?), bei mir im Büro? Und wann?
Dein Moritz*

Lieber Moritz,

vielleicht fangen wir bei mir in London an. Wann? Heute Nachmittag, morgen? Mehrmals täglich gehen Flüge von dir hierher an die Themse. Was schlägst du vor?

Deine Ann-Sophie

Ann-Sophie konnte nicht wissen, dass er im Urlaub war. Von dem kleinen Flughafen, auf dem sie gelandet waren, würde es vermutlich nicht täglich, und schon gar nicht mehrmals Flüge nach London geben. Und Cornelia alleine im Hotel zurückzulassen kam für ihn nicht in Betracht. Aber wenn es morgen einen Flug nach London gäbe, könnte er statt mit ihr nachhause zu fliegen, zu Ann-Sophie reisen. Er prüfte die Verbindungen, fand einen Flug und buchte seinen Rückflug um. Cornelia erklärte er, kurzfristig für einen Termin nach London zu müssen. Er wusste, dass sie nur mit den Schultern zucken würde, waren Terminänderungen bei ihr doch auch an der Tagesordnung.

Liebe Ann-Sophie,

morgen, 16.30 Uhr, lande ich in London-Stansted. Gegen 18.30 h Uhr könnte ich in meinem Hotel in Knightsbridge sein. Wo wollen wir uns treffen?

Liebe Grüße, Dein Moritz

Lieber Moritz,

ich wohne in Kensington und habe ein großes Gästezimmer mit einem bequemen Bett und eigenem Bad. Du bist herzlich willkommen. Adresse siehe unten.

Liebe Grüße, Deine Ann-Sophie

Liebe Ann-Sophie,

woher weißt du, dass das Bett in deinem Gästezimmer bequem ist 😊?

Er brach ab. Die Frage war unpassend. Und wollte er das – bei Ann-Sophie übernachten? Er löschte den Satz und haderte. Aber er wollte nicht mehr hadern und schrieb.

Danke dir für deinen Vorschlag. Ganz bei dir um die Ecke kenne ich ein wunderbares Indisches Restaurant. Isst du gerne Indisch? Darf ich dich dorthin einladen?

Liebe Grüße, Moritz

Lieber Moritz,

kein ‚Dein‘ Moritz mehr? Ich interpretiere deine Nachricht dennoch als Zusage, hier, statt im Hotel zu nächtigen.

Und: Ich liebe indische Küche. Gerne lasse ich mich von dir in das Restaurant verführen.

Habe eine gute Reise und bis morgen Abend,

Deine Ann-Sophie

Er ging den Mailverlauf durch. Keine fünf Minuten waren zwischen seiner Antwort nach dem Mittagesen und Ann-Sophies letzter Nachricht vergangen.

*Liebe Ann-Sophie,
danke dir. Und ich freue mich.
Bis morgen, dein Moritz.*

Er lehnte sich auf der Liege zurück, sah auf das glitzernde Meer hinaus und spürte dem Flattern in seinem Bauch nach.

E N D E

Viktoria und die Enge

1

Mir wurde erzählt, es sei ein heißer Tag gewesen, an dem mich meine Mutter im Frühsommer 1945 alleine zur Welt brachte. Sie stammte aus einem Nest nahe Rovereto. Dorthin, in den Trentino, hatte es meinen Vater im vorletzten Kriegsjahr verschlagen. Ich entstand wohl schon bei ihrer ersten Begegnung. Gerade noch rechtzeitig vor der Niederkunft erreichten sie den Hof meines Vaters in Südtirol. Sie gaben mir den Namen Viktoria. Niemand außer mir hieß so. Hatten sie mich so genannt, weil der Krieg eben vorbei war? Vermutlich nicht. So haben meine Eltern nicht gedacht. Später erfuhr ich, dass mein Vater meiner Mutter von Anbeginn an unterstellt hatte, ihn mit der Schwangerschaft, sozusagen mit mir, aufs Kreuz gelegt zu haben. Wie er darauf gekommen war, ist mir ein ewiges Rätsel geblieben. Absolut nichts war bei meinem Vater zu holen gewesen.

Das Seitental, in dem der Hof oberhalb und fernab vom Dorf gelegen hatte, war eng gewesen. In den Sommermonaten erreichten die Sonnenstrahlen den Hof erst gegen Vormittag. Nachmittags lag er schon bald wieder im Bergschatten.

Im Winter spürte ich die Strahlen der Sonne nur, wenn ich zwischen den mächtigen Fichten, Lärchen und Kiefern durch den tiefen Schnee zur Anhöhe hinter der Einsiedelei hinaufstapfte. Zurück im Hof, sorgte das Feuer im Holzherd in der Küche für etwas Wärme. Mein Zimmer verfügt über keinen Ofen. Im Winter schlief ich in der Kuchl. Warmwasser gab es aus dem Schiff am Herd. Waren keine Scheite gemacht oder der Herd nicht eingeschürt, gab es kein warmes Wasser und nichts Warmes zum Essen. Das Licht der Glühbirne über dem Küchentisch flackerte meist. War die Rechnung mal wieder nicht bezahlt, gab es kein Licht.

Ich war keine fünf Jahre alt, als die Mutter im Gasthof im Dorf Arbeit als Küchenhilfe annahm. Die Region profitierte vom einsetzenden Fremdenverkehr, im Sommer Wanderer, im Winter Skifahrer. Bei Schneefall kam fortan der Schneepflug bis zu uns hinauf. Meist aber erst, wenn die Mutter längst zur Arbeit losgelaufen war. Tagsüber waren die Hühner und das Mastschwein meine Gesellschaft. Wenn die Mutter abends heimkam, brachte sie Essensreste aus dem Gasthof mit. Wenn sie keine mithatte, öffnete sie ein Glas mit in Sülze eingelegtem Schweinefleisch. Manchmal gab es eine Tomate aus dem Garten dazu. Manchmal einen Apfel als Nachtisch. Manchmal kam sie nicht nachhause.

Auch nach dem die Mutter angefangen hatte, da-zuzuverdienen, blieb das Geld knapp. Gelegentlich beobachtete ich sie, wie sie etwas vom Lohn ab-zweigte und heimlich Scheine hinter einer losen Wandtäfelung versteckte. Den Vater sah ich selten. Wo er schlief, wenn er tagelang im Wald war, Holz-machen, wusste ich nie. Wenn er zuhause war, saß er stumm am Küchen-tisch. Die Hände lagen dann ge-faltet vor ihm auf dem mit Reiszwecken befestigten Wachstuch. Die Mutter brachte ihm den Selbstge-brannten.

Als ich in die Schule kam, erkannte ich allmählich wie armselig wir lebten – und ich lerne ein neues Ge-fühl kennen. Zum ersten Mal empfand ich Scham. Anfänglich begleitete mich die Mutter die fünfund-vierzig Minuten Fußweg zur Schule im Dorf. Nach drei Wochen lief ich alleine. Für den Rückweg berg-auf, brauchte ich länger. Winters nochmals länger. Mit der Schule entdeckte ich noch vieles andere, was mir bis dahin unbekannt gewesen war. Und bald wollte ich wie die anderen Mädchen auch, auch eine Freundin haben. Aber keines von ihnen wollte mir eine Freundin sein. Ich sei eine Schande, eine Sünde, sagten manche von ihnen, ein uneheliches Kind von einer, die nicht aus dem Tal war. Von einer Fremden aus dem Trentino.

Von einer Italienerin, die einen der ihren aufs Kreuz gelegt hatte. Getauft war ich auch nicht.

2

Nach acht Jahren Schule fand der Vater, dass es für mich an der Zeit sei, meinen Beitrag zu leisten. In dem Gasthof, in dem die Mutter arbeitete, wurde ich Zimmermädchen. Eine Ausbildung und einen Vertrag bekam ich nicht, den Lohn für die zurückliegende Woche jeden Montag ausgezahlt. Immer die gleiche Summe. Mehrarbeit fielen unter den Tisch. Wenn ich der Mutter im Dienst begegnete, grüßten wir uns wie Fremde. Zuhause sprachen wir nie über die Arbeit.

Es war nicht allzu viel, was ich in acht Jahren Schule vermittelt bekommen hatte. Aber das wenige, vor allem Lesen und Schreiben, hatte ich schnell begriffen. Und ich verrechnete mich nie. Für meine Schrift bekam ich immer einen Stern. All das fiel der Wirtin des Gasthofs bald auf und so half ich, kaum war ich sechzehn, am Empfang, wenn Pensionsgäste eintrafen. Ich überwachte, dass sie sich vollständig im Gästebuch eintrugen. Darauf führte ich sie auf die Zimmer und schleppte das Gepäck hoch. Bei der Abreise stellte ich die Rechnung zusammen. Manchmal steckten Gäste mir Trinkgeld zu.

Es war Anfang Mai, als ein Stammgast, so wie jedes Jahr um die Jahreszeit, eintraf. Er trug sich in das Gästebuch ein. Ich hatte mir angewöhnt zu prüfen, dass die Einträge vollständig waren, sobald die Gäste und das Gepäck auf den Zimmern waren. Das tat ich auch diesmal und las Antonio Conte, Via per Albisano, Torri del Benaco. Dann sah ich das Geburtsdatum. Ich musste nicht rechnen, das tat mein Gehirn von selbst, um zu wissen, dass er fünfundzwanzig Jahre älter war als ich. Ich hätte ihn für deutlich jünger geschätzt, so drahtig und braungebrannt wie er war. Herr Conte war Fotograf, das wusste ich. Frühmorgens, wenn ich zur Arbeit kam, war er immer schon seit der Dämmerung mit seiner Kamera und einer Brotzeit im Rucksack unterwegs. Meist kehrte er mittags zurück, verbrachte den Nachmittag im Liegestuhl im Garten und las. Gelegentlich sah ich ihn zur Bar gegenüber gehen und telefonieren. Wenn ihm das Licht günstig erschien, ging er auch am frühen Abend nochmals auf kurze Touren. Wenn wir uns im Haus über den Weg liefen, wechselten wir einige Sätze.

Eines Abends traf ich den Stammgast auf meinem Heimweg. Er war unterwegs zu einer Tour im Dämmerlicht. Wir gingen ein Stück weit zusammen.

Als wir vor unserem Hof standen, wünschte ich ihm einen schönen Abend und einen weiterhin sicheren Weg. Statt sich zu verabschieden, fragte er, ob ich nicht mitgehen, ihn begleiten wollte. Das war nicht nur ein ungewöhnlicher Vorschlag, sondern verboten. Dem Personal war es untersagt, Umgang mit Gästen zu pflegen. Aber ich überlegte, dass er es doch gewesen war, der mich aufgefordert hatte mitzukommen. Und nichts und niemand würde im Haus auf mich warten. Im Gegenteil. Der Vorschlag erlöste mich von meiner Angst vor dem, was mich zuhause erwarten könnte. Schon zwei Mal hatte ich den Vater vom Strick, an dem er sich erhängen wollte, schneiden müssen. Jedes Mal noch rechtzeitig. Warum also nicht mitlaufen?

Tags darauf und auch am folgenden Tag gingen Antonio und ich auf weitere Anhöhen. Er hatte mich aufgefordert, ihn Antonio zu nennen, hatte gesagt, beim Wandern würde man sich beim Vornamen anreden und duzen. Unterwegs machte er mit einer merkwürdigen Kamera Fotos. Er hielt sich den Apparat nicht vors Auge. Vielmehr hing ein Lederriemen um seinen Hals, an dem ein schwarzer Kasten mit zwei Linsen an der Vorderseite befestigt war. Zum Fotografieren sah er von oben in den Kasten.

„Das ist eine 6 x 6 Spiegelreflexkamera.“

Ich verstand nichts.

Erst Jahre später wurde mir klar, dass die Unterhaltungen, die wir auf den Touren geführt hatten, die ersten echten Gespräche meines Lebens waren – echte Gespräche, statt Anweisungen entgegenzunehmen und zu bestätigen, oder auf Fragen zu antworten. Nicht ein einziges Mal spürte ich bei Antonio Abschätzigkeit über das, was ich in meiner Unbedarftheit von mir gab. Antonio selbst, erzählte mir von seinen Foto-Safaris rund um die Welt.

Für mich waren unsere abendlichen Ausflüge Flucht. Flucht vor dem, was mich zuhause erwarten würde: Leere. Oder erwarten könnte: Ein baumelnder Vater.

Im letzten Tageslicht begleitete er mich zu unserem Hof.

Nachts dachte ich über die Gespräche nach und mir dämmerte, in meinem Leben noch nie selbst eine Entscheidung von Wichtigkeit getroffen zu haben. Immer hatten andere für mich oder über mich entschieden. Diese Erkenntnis wühlte mich auf und ließ mich kaum Schlaf finden.

Tags darauf fragte Antonio mich, was ich vom Leben erwartete und wie es für mich weitergehen solle. Ich wusste es nicht.

Noch nie hatte ich mir Gedanken über meine Zukunft gemacht, und sagte es ihm. Darauf fragte er, ob ich eine Ausbildung machen wollte. Er fügte hinzu, mir helfen zu können, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. In Brixen oder Verona, ganz wie ich wollte.

Als ich an diesem Abend von der Tour nachhause kam, hörte ich meinen Vater rufen. Ich suchte ihn, folgte der Stimme und fand ihn auf dem Tennenboden liegen. Der Balken hoch oben im Dachstuhl, zu dem er geklettert war, um sich daran zu erhängen, war morsch gewesen und gebrochen. Er konnte nicht aufstehen. Mit Mühe schaffte ich den Vater auf eine Handkarre und rollte ihn mit noch größerer Mühe zum nächsten Bauern. Der hatte Telefon. Wir forderten einen Krankenwagen an.

Wieder einmal war einer seiner Selbsttötungsversuche missglückt. Warum er das immer wieder versuchte, wusste ich nicht und fragte nicht. Einer der nächsten Versuche würde ihm glücken, war ich mir sicher und zum ersten Mal sah ich keinen Sinn mehr darin, mich dem häuslichen Stumpfsinn und der Leere meines Alltags auszusetzen. Vielleicht hatten die Gespräche mit Antonio etwas in mir angestoßen? Ich wusste es nicht. Dafür spürte ich, dass es an der Zeit war, in meinem Leben selbst Entscheidungen zu treffen.

Ich klammerte mich an den Vorschlag einer Lehre, egal wo, nur nicht unten im Dorf oder sonst wo im Tal. Ich wollte, nein, ich musste der allgegenwärtigen Enge entfliehen.

Die Nacht über wälzte ich mich hin und her und die Hoffnung wurde mein Ziel. Ich hatte nichts zu verlieren. Bei Anbruch des Tageslichts hatte ich schon den halben Weg ins Dorf hinter mir. Ich wollte rechtzeitig am Gasthof sein und mit Antonio sprechen, bevor er aufbrechen würde und ich mit der Arbeit beginnen musste. Ich traf ihn vor dem Haus. Er saß auf der Bank, den Rucksack mit der Kamera und der Brotzeit neben sich und schnürte die Stiefel. In knappen Worten schilderte ich, wie ich den Vater auf dem Tennenboden aufgefunden hatte und dass es nicht sein erster Versuch war. Und dann fragte ich ihn nach der Ausbildungsstelle und wie schnell ich dort anfangen könnte und erklärte, keine weitere Nacht auf unserem Einsiedlerhof verbringen zu wollen.

Er bat mich, ihn nachdenken zu lassen. Wir verabredeten uns für achtzehn Uhr am gewohnten Treffpunkt. Den Tag verbrachte ich in einem Ausnahmezustand. Am Abend hätte ich nicht sagen können, was ich tagsüber gearbeitet hatte. Nur ein Gedanke war unaufhörlich in meinem Kopf gekreiselt: In keinem Fall würde ich auch nur noch eine Nacht auf dem Hof verbringen.

Abends erläuterte Antonio, dass es in dem Betrieb eines Freundes, ein Unternehmen für Baustoffe, eine Ausbildungsstelle zur Bürokauffrau geben würde.

Das war mir recht. Alles wäre mir recht gewesen. Die Stelle wäre ab September vakant, ergänzte Antonio. Ich fragte, flehte, ob ich eventuell schon vorher als Aushilfe arbeiten könnte, oder ob er mir bis dahin eine Stelle als Zimmermädchen am Gardasee wüsste. Ich wiederholte, in keinem Fall noch für eine Nacht auf unseren Hof zurückkehren zu wollen.

Plötzlich fragte er mich nach meinem Alter.

„Siebzehn.“

Darauf schwieg er.

„Morgen ist mein Urlaub vorbei und ich fahre zurück nach Torri. Wenn du achtzehn wärst, würde ich sagen, du kommst mit, wohnst bei mir im Haus, und wir sehen uns nach einer Überbrückungsstelle für dich um. Ich möchte aber nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen.“

Zum ersten Mal kam ich auf die Idee, mich zu fragen, ob Antonio vielleicht Familie hatte, eine Frau, Kinder. Wohl nicht. Sonst hätte er nicht vorgeschlagen, dass ich bei ihm wohnen könnte, wäre ich achtzehn gewesen. Aber würde ich das wollen? Mit einem Mann unter einem Dach leben, von dem ich nicht viel mehr wusste, als dass er jedes Jahr um die gleiche Zeit allein zu Wanderferien in den Gasthof kam?

Mir schwante, einiges nicht gründlich überlegt, nicht bis zu Ende durchdacht zu haben.

„Egal“, sagte er plötzlich. „Statt morgen, reise ich noch heute ab. Sobald ich meine Sachen zusammengepackt und bezahlt habe, komme ich zum Hof hoch und hole dich ab. Der Rest findet sich.“

Ob ich damit einverstanden wäre, fragte er nicht. Ich war es.

So schnell ich konnte, lief ich nachhause. Ich hatte Glück. Weder die Mutter noch der Vater waren da. Rasch raffte ich einige Habseligkeiten zusammen, langte in das Geldversteck der Mutter und nahm ein Bündel Scheine heraus. Meinen Lohn für die letzten fünf Tage würde ich nicht mehr bekommen. Die Mutter würde ihn aber bestimmt eintreiben. Auf dem Küchentisch hinterließ ich einen Zettel mit der Nachricht, in einem anderen Tal eine neue Stelle angenommen zu haben, und mich bei Gelegenheit zu melden. Sie werden mich nicht vermissen und keine Nachforschungen anstellen, war ich mir sicher. Dann hörte ich ein Motorengeräusch.

Während der Fahrt herunter zum Dorf und entlang der Häuser sah ich mich ein letztes Mal um. Es dämmerte, niemand erkannte mich. Dann schliefl ich ein.

Erst als wir vor Antonios Haus standen und er mich an den Schultern berührte, wachte ich auf.

Ohne mich umzusehen, ließ ich mich in ein Zimmer führen, dessen abgestandene Luft mich ahnen ließ, dass es schon lange nicht mehr in Benutzung gewesen war. Ich öffnete das Fenster und die Läden und sah die Lichter der Orte, die das Seeufer unter mir und gegenüber säumten.

Von dem Tag an nahm mein Leben einen neuen, gänzlich anderen Verlauf.

6

Der Ausbildungsvertrag traf eine Woche, nachdem ich der Enge meiner Kindheit entflohen war, ein. Ein Vorstellungsgespräch hatte nicht stattgefunden. Mein künftiger Chef, Antonios Freund, vertraute auf dessen Empfehlung. Ich zeigte Antonio den Vertrag und zum ersten Mal seit er mich von der Einsiedelei abgeholt hatte, erkannte ich, wie sich Entspannung auf sein Gesicht legte.

„In zehn Tagen wirst du achtzehn.“ Seiner Stimme war die Erleichterung anzuhören. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Tags zuvor hatte ich eine Stelle als Zimmermädchen unten im Ort gefunden. Ein Schild, wonach eine Aushilfe gesucht wurde, war am Gartenzaun einer Pension befestigt gewesen.

Anfänglich wusste ich mit den vielen Veränderungen nichts anzufangen und fühlte mich überfordert.

Ich vermisste aber auch nichts, nicht die Mutter, nicht den Vater, den Hof, die Arbeit im Gasthof. Eine Mischung aus Leere und Erschöpfung, aber auch Erlösung wühlte in mir. Nach zwei Wochen begann ein Gefühl in mir aufzusteigen, dass mir bis dahin unbekannt war und mir befremdlich erschien. Während ich in der Pension im Ort Betten bezog und putzte, freute ich mich darauf, nachmittags zurück in das Haus auf der Anhöhe zu kommen. Ich begann, eine Ahnung davon zu bekommen, was ein Zuhause war. Allmählich wandelte sich die Ahnung in ein mir bisher unbekanntes Glücksgefühl, das schließlich in purer Euphorie gipfelte. Und als ich an diesem Tag nachhause kam und Antonio nicht da war, erfuhr ich noch etwas zum ersten Mal: Mir fehlte jemand. Noch nie hatte ich jemanden vermisst. Plötzlich tat ich es. Ich vermisste Antonio.

An meinem achtzehnten Geburtstag lud Antonio mich in Lazise zum Abendessen ein. Zum ersten Mal hielt ich mich in einem Restaurant auf, um als Gast an einem Tisch zu sitzen, Bestellungen aufzugeben, bedient zu werden und zu genießen.

An diesem Abend erzählte mir Antonio von seinem Leben – wie er am Gardasee aufgewachsen war, dass er früh geheiratet hatte, und dass er über seine Frau zur Landschaftsfotografie gekommen war. Sie war Bergführerin gewesen, bis sie eines Tages vom Himalaja nicht mehr zurückgekehrt war. Laut den örtlichen Behörden hatte sie sich in großer Höhe im Nebel verirrt und sei dann vermutlich in einer Gletscherspalte verunglückt. Jahre später hatte Antonio ein Anwaltsschreiben aus Kanada erhalten. Seine Frau war mit einem kanadischen Bergführer durchgebrannt und wollte die Scheidung. Ich hatte mich schon die ganze Zeit gewundert, warum es in Antonios Leben keine Beziehung gab, traute mich aber nicht zu fragen. Ich wusste nur, was ich sah.

In den weiteren Wochen durchlebte ich, was andere Frauen zwischen ihrem sechzehnten und achtzehnten Geburtstag erleben. Ich erfuhr Geschmäcker, von denen ich nie gehört hatte, lernte Wein und Spumante zu genießen und zwei Mal besuchte ich ein Konzert.

An einem freien Tag fuhr ich mit dem Bus nach Verona. Ichbummelte entlang Auslagen mit schicker Mode. Unsicher betrat ich einen Laden. Als mich die Verkäuferin aufforderte, die Hose, die ich ansah anzuprobieren, tat sich es. Während ich mich umzog, reichte sie mir eine passende Bluse in die Kabine.

Erst traute ich mich nicht, schlüpfte aber dann doch hinein. Ich genoss das Gefühl, umsorgt zu werden. Ich sagte, es mir zu überlegen und ging. In einem anderen Geschäft probierte ich zwei Kleider. Wieder war es ein tolles Gefühl, Kundin zu spielen. Aber auch in dieser Boutique kaufte ich nichts. Ich hatte nicht genügend Geld.

In einem Straßencafé bestellte ich eine Limonade und beobachtete die Passanten. Ich sah Paare Hand in Hand umhergehen, vor Schaufenstern stehenbleiben und sich besprechen. Andere saßen auf den Stufen am Brunnen und amüsierten sich. Als ich ein Paar sich küssen sah, erinnerte ich mich daran, Entscheidungen treffen zu wollen, und fasste den nächsten wichtigen Entschluss. Ich wollte die Liebe erfahren. Aber außer Antonio kannte ich niemanden, mit dem ich mich auf das Abenteuer hätte einlassen können. Und da wurde mir klar, dass ich genau mit ihm den Weg zur Entdeckung der Liebe beschreiten wollte. Er war immer ehrlich zu mir gewesen und hatte jeden meiner Schritte gerade soweit begleitet, wie ich es gewollt hatte. Meine Rationalität erschreckte mich und ich hegte Zweifel, dass mich Antonio auch auf dieser Entdeckungsreis begleiten würde? Es war dann viel einfacher, Antonio den Vorschlag nahezubringen, als ich es geglaubt hatte.

Fotos aus dieser Phase meines Lebens zeugen von meiner Befreiung und Erlösung. Antonio hatte sie eines Nachmittags auf der Terrasse seines Hauses geschossen.

Über alle diese Ereignisse war es schließlich Ende August geworden. Am Tag vor dem Beginn meiner Ausbildung setzte mich Antonio in Verona vor dem Haus ab, in dem ich ein Zimmer angemietet hatte. Wohl auch ihm war in dem Moment klar, dass der Abschied für immer sein würde. Die Rollen, die das Schicksal für uns beide vorgesehen hatte, waren in diesem Moment zu Ende gegangen. Ich habe Antonio nie mehr wiedergesehen, auch nicht zufällig.

Einmal noch, bin ich in das enge Tal und zu unserem Hof zurückgekehrt. Mein Vater hatte es geschafft, sein Leben zu beenden. Als ich ankam, war meine Mutter bereits verschwunden. Warum und wohin, konnte mir niemand sagen. Und um ein Erbe musste ich mich auch nicht kümmern. Der Hof hatte gar nicht, wie ich immer geglaubt hatte, meinem Vater gehört. Bei einem Gang durch die Räume meines Aufwachsens erkannte ich, wie brüchig alles war, immer gewesen war.

Auf der Rückfahrt mit dem Postbus nach Verona suchte ich nach einem Gefühl, nach etwas wie Verbundenheit – mit der Mutter, dem Vater, dem Hof, dem Dorf, der Heimat. Nichts von alle dem fand ich.

Mein Leben hatte ich erst mit siebzehn, mit meiner Flucht begonnen.

Während der Ausbildung erkannte ich die Beschränktheit meines Wortschatzes und wie unbeholfen ich mich immer wieder ausdrückte. Dabei war es gleichgültig ob ich deutsch, wie ich mit meinem Vater, oder Italienisch, wie ich mit meiner Mutter gesprochen hatte, redete. Für meine holprige Ausdrucksweise genierte ich mich. Tatsächlich brauchte ich die drei Jahre Lehrzeit um meine Defizite aufzuarbeiten. Am Ende war es erstaunlich, wie viel Sicherheit mir die Ausbildung gegeben hat.

Als im Frühjahr neunzehnhundertsechsundsechzig die Abschlussprüfung bevorstand, schlug mir der Chef vor, im Anschluss zu seinem Verkaufsagenten in München zu wechseln. So zog ich mit einundzwanzig Jahren im August um. Abermals bezog ich ein Untermietzimmer. Bald lernte ich einen Mann kennen. Ich zog zu ihm. Zwei Jahre später heirateten wir.

Die Arbeit bescherte mir zunehmend Erfüllung. Ich machte meine Sache gut, gewann Anerkennung, und der mir entgegengebrachte Respekt stärkte mein Selbstbewusstsein. Nach einigen Monaten rief mich mein Chef aus Verona an und fragte, wie es mir ginge. Zunächst verstand ich seine Frage nicht. Dann begriff ich ihn. Es war Fürsorge. Ich war gerührt. Als ich abends heimging, breitete sich plötzlich schmerzhafte Wut in mir aus. Dann erfasste mich Zorn. Nichts der gleichen hatte ich zuhause je erfahren. Ich hatte nicht gewusst, zu welch tiefem Schmerz ich fähig war. Ich erzählte meinem Mann davon. Er meinte, ich solle mich nicht so haben, jetzt sei doch alles gut.

Ich schloss Freundschaften mit anderen Frauen. Wir trafen uns nach Büroschluss und diskutierten. Und ich begann, die gesellschaftlichen Veränderungen zu beobachten. Ich erahnte Perspektiven, gewann Zuversicht und wurde mutig. Mir wurde klar, im Leben etwas erreichen und erleben zu wollen. Ich dachte an meinen ersten Stadtbummel durch Verona und daran, nicht einmal ausreichend Geld gehabt zu haben, um wenigstens eine Hose oder Bluse bezahlen zu können. Diese Erfahrung schwelte in mir fort.

Eines Tages stand im Büro die Nachbesetzung einer Stelle als Gruppenleitung an. Ich entschied, mich um die Posten zu bewerben. Abends wollte ich meinem Mann von meinem Plan erzählen.

Aber noch bevor ich es tat, traf es mich wie der Blitz. Ich hatte geglaubt, es sei Liebe, wusste in dem Moment aber, das es ein Irrtum war. Er würde immer mit dem zufrieden sein, wie es war. Stumm gestand ich ihm seine Zufriedenheit zu. Seine Trägheit war mir in dem Augenblick aber unerträglich geworden. Ich konnte ihn nicht länger respektieren, und schon gar nicht als meinen Mann akzeptieren. Ich spürte Bitterkeit, sagte nichts, und erinnerte mich daran, dass ich in meinem Leben selbst Entscheidungen treffen wollte. Ich entschied, mich zu trennen.

Darauf bezog ich zum ersten Mal eine eigene Wohnung. Mit Wohnzimmer und Schlafzimmer, mit einer geräumigen Küche, einem Bad mit Fenster, einem Balkon. Alles für mich allein. Jeden Abend, wenn ich nachhause kam, überwältigte mich das Gefühl von Freiheit. Der Beruf rückte in die Mitte meines Lebens und ich wurde als erste Frau im Unternehmen Gruppenleiterin.

Heimlich probierte ich zwei Beziehungen aus. Beide waren von kurzer Dauer.

Monate nach dem ich die Wohnung bezogen hatte, war die Einrichtung noch immer spärlich. Es war ein Samstagvormittag, als ich in meinem nur mit einem weißen Bett und Sessel eingerichteten Schlafzimmer stand und eine Idee hatte. Im Keller durchwühlte ich meinen Verschlag, bis ich die Mappe fand.

Die Mappe mit den Negativen der Fotos, die Antonio von mir an jenem Nachmittag binnen Minuten gemacht hatte. Nie hatte ich jemandem die Bilder gezeigt – nicht einmal meinem Mann. Das stimmte mich euphorisch und ich drückte die Mappe an mich.

Aus den über hundert Negativen wählte ich zwölf aus, ließ davon Farbabzüge im Format DIN A1 anfertigen und mit weißem Passepartout in weißen Rahmen hinter Glas fassen. Wie einen Fries hängte ich die Bilder entlang der Schlafzimmerwände auf.

Wenn ich mich morgens anzog oder abends zu Bett ging, dachte ich beim Anblick der Photographien oft daran, wie Antonio sie gemacht hatte. Auf einer Matte auf der Terrasse seines Hauses hatte ich in der Sonne gedöst. Ich lag auf dem Bauch, als er mit seiner Rollei vor mir stand und erste Fotos schoss. Ich lachte ihn an. Darauf gab er mir Anweisungen. „Stütz dich auf die Unterarme und drück den Oberkörper hoch.“, „Winkle die Knie an.“, „Die Fußspitzen in den Himmel.“, „Schau in die Kamera.“, „Jetzt komm hoch und setz' dich auf die Fersen.“, „Streck den Rücken.“, „Den Kopf zurück.“, „Und in den Schneidersitz.“ „Beweg dich schneller.“, „Lass deine Mimik tanzen.“

Dazwischen immer wieder „Sieh in die Linse.“

Ich schnellte hin und her und hatte Spaß an den Posen.

Beim Anblick der Bilder spürte ich oft der Zeit meiner Flucht und meines Aufbruchs nach. Auf jedem Foto lachte mich dieselbe junge Frau an. Die blauen Augen strahlten. Die blonden Haare waren sommerlich ausgeblühten. Jeder Blick barg ein Geheimnis, eine unergründliche, hingebungsvolle Botschaft – Heiterkeit, Erregung, ein scheuer Augenaufschlag, ein herausfordernder Blick, ein unbekümmertes Strahlen, ein freches Grinsen, schelmische Freude, sehnsüchtiges Verlangen.

Die Grübchen der Schultern betonten meine gazellenhafte Figur. Schon auf dem ersten Bild – den Oberkörper hochgestützt, die Unterschenkel und Fußspitzen in den Himmel gerichtet – war zu sehen, dass ich nichts angehabt hatte, nackt gewesen war.

Bei jedem Bild hörte ich Antonios Stimme, seine Kommandos und mein Lachen. Es war ein unvergleichliches Lebensgefühl, das ich nie vergessen habe.

Im Rückgebäude der Wohnanlage, in der sich meine Wohnung befand, wohnte im Souterrain ein junger Mann, Student. Aus irgendeinem Grund freundeten wir uns an und ich lud Jacob gelegentlich zu mir ein.

Ich erzählte ihm von der Enge meiner Kindheit, meiner Befreiung durch die Flucht an den Gardasee, von der Ausbildung in Verona, und dem Umzug nach München. Ich erzählte ihm sogar von meiner gescheiterten Ehe. Diese Episode schwieg ich sonst tot. Aber Jacob hatte etwas, das mich veranlasste, ihm das alles zu erzählen. Vielleicht wollte ich auch einfach über mein Leben sprechen. Jacob verfügte über viele Qualitäten – auch über die eines guten Zuhörers.

Eines Tages bat ich Jacob, nach meiner Post und den Blumen zu sehen, während ich einige Tage verreist sein würde. Nach meiner Rückkehr erkundigte ich mich bei ihm, ob alles in Ordnung gewesen sei. Darauf überraschte er mich mit einer erstaunlichen Geschichte. Er offenbarte mir, dass ihn mein Schlafzimmer – weiße Wände und Decke, weißer Teppichboden, mit weißem Bett und Sessel, und dem Bilderrahmen – wie eine Klosterzelle vorkam. Jacob verglich den Raum mit der Klause einer Nonne, die nach überstandenem Martyrium, ihrer Via Mala, zum Dank für die überwundene Not und ihre Befreiung, Bilder der Stationen der Erlösung aufgehängt hatte – um damit den Neuanfang zu huldigen. Wieder einmal hatte mich Jacob mit seiner Fantasie und seiner Gabe, Beobachtungen in lebendige Bilder zu fassen, überrascht.

Dass Jacob und ich in meiner Zelle alsbald einen ganz anderen Anfang huldigen würden, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt erst noch nur.

E N D E

Viktoria und... ... Leopardenmuster

1

Viktoria ist neun Jahre älter als ich. Das ist sie auch heute noch. Bei unserer ersten Begegnung war ich zwanzig. Damals vertrat Viktoria allerdings die These, das Leben erst zu spüren, als sie vor zwölf Jahren dem engen Tal, in dem sie aufgewachsen war, entkommen sei. Somit sei sie erst zwölf und somit um acht Jahre jünger als ich. Mich hatte die krude Rechnung amüsiert. Tatsächlich hat mich Viktorias Alter nie interessiert.

Zu Beginn des Studiums hatte ich eine winzige Souterrainwohnung in einem Rückgebäude im Uni-Viertel bezogen. Wenig später zog Viktoria im Vorderhaus in den zweiten Stock ein. An den Briefkästen in der Durchfahrt zum Hinterhaus waren wir uns das erste Mal begegnet und tauschten stumme Blicke aus. Bald wechselten wir erste Worte, wenig später kurze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Ich spürte Magie und Zauber, und bei jeder Begegnung auch eine leichte Beklommenheit.

Nach einer Weile ließen wir uns aufeinander ein – sie sich auf mich, ich mich auf sie.

Wenn sie aus dem Büro heimkam, hielten wir uns bei ihr im zweiten Stock auf. Wir diskutierten endlos und sahen Spielfilme, am liebsten französische. Sie zeigte mir die Liebe. Es war, sie war der Himmel auf Erden. Was ich für sie war, wusste ich nicht, habe nie gefragt. Niemandem erzählten wir von unserer Liebe. Nie gingen wir zusammen aus. Manchmal verreisten wir zusammen klammheimlich für ein paar Tage. Nach acht Semestern war Viktoria plötzlich weg, fortgezogen. Ohne Ankündigung und ohne eine Nachricht hinterlassen zu haben.

2

Viele Jahre später, ich saß gerade mit einem Kollegen beim Mittagessen, betrat sie, eingehakt bei einem Mann, das Lokal. Der Kollege stand auf, begrüßte den Mann, ein Mandant, wie ich annahm, und dann Viktoria. Schließlich trat mein Kollege zur Seite und stellte mich vor.

Als Viktoria nach all den Jahren so unverhofft mir gegenüberstand, spürte ich einen Rest der Beklommenheit, die mich einst jedes Mal erfasst hatte, wenn ich ihr gegenübergetreten war. Aber mehr als Beklommenheit spürte ich Bewunderung.

Die Jahre hatten nicht an Viktoria gelehrt. Im Gegenteil.

Und das Blau ihrer Augen erschien mir leuchtender als damals, als ich glaubte, Strahlen blauen Lichts zu spüren, wenn sie mich ansah. Eine Corona aus Licht schien sie zu umgeben.

Sie begrüßte mich herzlich, stellte mich ihrem Mann vor und erwähnte, dass wir Nachbarn gewesen wären. Mehr sagte sie nicht. Der Mann war eine charismatische Erscheinung, braungebrannt, groß, drahlig – und gut zwanzig Jahre älter als Viktoria. Außer Worte der Begrüßung sagte er nichts zu mir.

Auf dem Weg zurück ins Büro erwähnte mein Kollege die fünf Kinder des Mandanten – aus zwei früheren Ehen und einer Beziehung.

3

Jahre später schaute eines vormittags der Kollege bei mir im Büro vorbei und informierte mich, dass der Mandant, dessen Frau ich kennen würde, gestorben war. Beiläufig erwähnte der Kollege Ort und Zeit der Trauerfeier.

Ich blockte den Tag im Kalender. Auch wenn das überraschende Zusammentreffen mit Viktoria und ihrem Mann in dem Mittagslokal eine Ewigkeit zurückliegt, stand es für mich außer Frage, nicht auf die Beerdigung zu gehen.

Der Tag ist grau, aber nicht kalt. Trotzdem friere ich. Das tue ich immer auf Beerdigungen. Die Wolken hängen tief. Der Friedhof liegt am Dorfrand. Der See in der Senke spiegelt wie Quecksilber. Ich stelle mich an das Ende der langen Reihe der Trauergäste. Von einer angrenzenden Wiese höre ich Kuhglockengeläut. Das irritiert mich. Der Sarg ist von Kränzen und Gebinden umrahmt. Viktoria steht allein auf der weiten Kiesfläche, dem Wind und gelegentlichem Nieselregen ausgesetzt. Keiner steht ihr bei, steht neben ihr. Hinter ihr der mit einem Bukett aus weißen Blüten geschmückte Sarg. Die Reihe der Trauergäste rückt allmählich voran, auf sie zu, um zu kondolieren, jeder einzeln für sich. Vom Kollegen weiß ich, dass sie später alle in der Dorfwirtschaft bewirten wird. Leichenschmaus.

Während die Reihe allmählich näher rückt, lese ich die Trauergrüße auf den Schleifen. Bekannte, Kunden und Lieferanten, die Bank, ein Fischereiverein, der Musikverein, der Bürgermeister im Namen der Gemeinde haben des Verstorbenen gedacht und Kränze geschickt.

Auch jedes seiner fünf Kinder hat einen eigenen Abschiedsgruß aufstellen lassen. Vom Kollegen weiß ich, dass die Geschwister heillos zerstritten sind.

Selbst zum Abschied von der vielleicht einzigen und jetzt letzten Gemeinsamkeit, ihrem Vater, haben sie sich nicht verständigen und nicht einigen können. Vom Kollegen weiß ich auch, was im Testament steht, und dass es die Kinder noch nicht wissen und auch nicht ahnen. Der letzte Wille wird nicht zur Befriedung der Beteiligten beitragen.

Trauergäste greifen nach Viktorias Hand wie nach der einer Marionette. Ihr Blick ist starr. Sie wirkt hölzern, ihre Bewegungen mechanisch. Sie hört wohl die Worte, ich bezweifele aber, dass sie deren Trost vernimmt. Trauergäste legen die Hand zurück.

Ein schwarzer Schleier bedeckt das Haar und ihr Gesicht und reicht Victoria weit über die Schultern. Dennoch spüre ich ihren Blick, der jetzt auf mir ruht. Und während ich den Blick erwidere, zieht Spannung in ihre Haltung ein. In der Sekunde erinnere ich mich an weitere Begegnung mit ihr nach der Episode in dem Lokal. Mehrmals sind wir uns zufällig auf der Straße begegnet und haben einige Worte miteinander gewechselt. Jedes Mal haben wir uns nicht die Zeit genommen, oder hatten nicht den Mut gehabt, uns auf ein Gespräch einzulassen. Und jedes Mal, während ich ihr gegenüberstand, habe ich mich gefragt, ob ihr Mann von unserer einstigen Liaison wusste? Oder habe ich sie das sogar gefragt? Ich weiß es nicht.

Ich sehe Viktoria weitere Hände schütteln und glaube zu wissen, woran sie denkt während sie mich weiter im Blick behält. An den französischen Film, in schwarz-weiß, den wir mehrmals angesehen haben. Fragt sie sich, ob auch ich an den Film denke, und daran, was wir damals geglaubt haben? Wir waren uns einig gewesen, dass wir uns anlässlich von Beerdigungen immer an unsere Liebschaft und an den Film erinnern würden – an die Frau in einer Bluse mit Leopardenmuster, die sich in einem Gasthof von einem Fremden ansprechen lässt. Der Mann kennt die Botschaft des Leopardenmusters und weiß was die Frau sucht. Sie erzählt ihm, von einer Beerdigung zu kommen und danach immer mit einem Mann schlafen zu müssen – um sich zu spüren, um zu spüren, dass sie lebt. Um das Leben zu feiern. Erinnert sich Viktoria daran, an den Film und was wir damals geglaubt haben?

Schließlich stehe ich vor Viktoria.

Ich sehe sie an. In ihrer Trauer sieht sie würdevoll aus.

Als Frau umwerfend.

Ihre Sinne sind konzentriert.

Ich halte ihre Hand.

Mit ihrer zweiten Hand umschließt sie unsre beider Hände.

Ihre Augen funkeln durch den schwarzen Schleier und erst jetzt, direkt vor ihr, erkennen ich das Leopardenmuster in dem feinen Tuch.

„Ich rufe dich an“, sind meine einzigen Worte.

„Ja. Mach das“, die ihren.

Sie weiß, dass ich nicht in den Landgasthof kommen werde.

5

Ein halbes Jahr später wähle ich Viktorias Nummer. Niemand hebt ab. Dafür schaltet sich nach sieben Klingelzeichen der Anrufbeantworter ein. Viktorias Stimme fordert mich auf, eine Nachricht zu hinterlassen. Ich zögere. Dann lege ich auf. Sie wird meinen Anruf auf dem Anrufbeantworter erkennen.

E N D E

Viktoria und der Schleier

1

Der Tag ist grau, nicht kalt, aber doch irgendwie kühl. Innerlich friere ich. Ich schlottere. Die Wolken hängen tief über den mir so vertrauten Hügeln. Die Oberfläche des Sees, in dem wir oft Schwimmen waren, liegt bewegungslos in der Senke. Glockengeläut von den auf der angrenzenden Wiese wiederkäuenden Kühen schallt herüber. Der Sarg aus hellem Holz steht hinter mir. Er ruht auf einem mit schwarzem Tuch verhüllten Handwagen, mit dem er später zum Grab gerollt werden wird. Ein Gesteck mit weißen Lilien habe ich obenauf legen lassen. Es sind seine Lieblingsblumen um diese Jahreszeit. Alles ist, wie er es sich gewünscht hatte. Kurz bevor er sich auf den Weg gemacht hatte, hat er mir noch vom geänderten Testament erzählt. Endlos viele Kränze und Gestecke stehen umher. Auch jedes der fünf Kinder aus der Zeit vor mir hat einen eigenen Kranz aufstellen lassen. Sie sind sich nie einig gewesen. Streit ist ihre einzige Gemeinsamkeit.

Mit dem Trauerarrangement um mich herum stehe ich auf der Kiesfläche. Durch die Sohlen der schwarzen Pumps spüre ich jedes Steinchen.

Ich stehe alleine da. Gemeinsame Kinder haben wir nicht. Auch aus meiner ersten Ehe gibt es keine. Ich habe keine Angehörigen, die mir zur Seite stehen könnten. Seine Kinder sind zu sehr von ihren ständigen Zwistigkeiten gefangen, als dass eines von ihnen auf die Idee käme, neben mir vor den Vater hinzutreten. Dass sie mir beistehen würden hatte ich ohnehin nicht erwartet. Ihr Dauerzank wird mit der Testamentseröffnung weiter aufgeheizt werden – und mich künftig einschließen. Ich bin froh, alleine da zu stehen.

Seit drei Tagen befindet sich mich in einem apathischen Zustand. Den meisten Vorschlägen, die an mich herangetragen worden waren, habe ich einfach zugesagt. Jetzt stehe ich da, dem Wind und den gelegentlichen Schauern ausgesetzt. Ich sehe die Reihe der Trauergäste sich in mehreren Kehren über das abschüssige Gelände erstrecken.

Alle rücken langsam vor, bleiben wieder stehen, warten ab, bis der Platz vor mir frei wird und die nächsten Trauergäste zu mir treten und mir kondolieren können. Später werde ich alle im Wirtshaus in der Dorfmitte bewirten.

Ich schüttle Hände, höre Stimmen, vernehme Worte des Trosts, verstehe aber Nichts.

In meiner Trance lasse ich alles geschehen, bis sich plötzlich mein Fokus verändert und sich etwas beginnt, in mir in Bewegung zu setzen. Ich verstehe die Veränderung, die von mir Besitz ergreift, nicht. Jedenfalls nicht gleich. Was ist geschehen? Am Ende der Schlange hat sich jemand neu angestellt, als Letzter. Ich schärfe meine Sinne, fokussiere den Blick. Jacob. Was macht er hier?

Ich schüttle weitere Hände, vernehme Worte, höre aber nicht hin. Vielmehr erinnere ich mich daran, wie ich Jacob zum ersten Mal begegnet war. Ich spüre eine weitere Hand, höre andere Worte und verstehe sie nicht. Ich schaue über die Schulter der Frau, die meine Hand hält und sehe zu ihm. Dunkler Mantel, weißes Hemd, eine gedeckte Krawatte, keine schwarze. Das erkenne ich durch den Schleier. Woher weiß er von der Trauerfeier?

Bilder der flüchtigen Begegnung in dem Restaurant, in dem er mit seinem Kollegen gesessen hatte, als wir eingetreten waren, steigen vor mir auf. Der Kollege war schon damals unser Berater gewesen. Er muss Jacob die Nachricht überbracht haben.

Weitere Erinnerungen ergreifen Herrschaft über meine Gedanken und denke, was ich nicht denken will.

In den zurückliegenden Jahren, wenn ich in die Stadt gefahren war, haben sich Jacobs und meine Wege einige Male gekreuzt. Anlässlich keiner Begegnung nahmen wir uns die Zeit, um ausführlich miteinander zu sprechen. Trauten wir uns nicht? Jedes Mal überlegte ich, ob er vielleicht noch an unsere Liaison dachte, bis er erwähnte, sich gelegentlich zu fragen, ob mein Mann wüsste, dass uns einst mehr als ein nachbarschaftliches Verhältnis verbunden hat? Von unserer letzten Begegnung ist mir in Erinnerung, dass er geschieden ist. Ist er das noch immer? Ich bin jetzt verwitwet.

Ich schaue in weitere Gesichter, die Mitgefühl, vielleicht sogar Trauer, ausdrücken und danke für die Anteilnahme.

3

Die Reihe wird kürzer. Schließlich steht Jacob vor mir. Er sieht mich an, mir in die Augen. Er hält meine Hand. Ich lege meine andere Hand um unserer beider Hände.

Ich erwidere seinen Blick. Unsere Blicke vereinigen sich.

„Ich rufe Dich an“, sind seine einzigen Worte.
„Ja. Mach das“, die meinen.

Ich weiß, er wird nicht zum Leichenschmaus in die Dorfwirtschaft kommen. Auf dem Weg zum dorthin überlege ich, ob er an den französischen Spielfilm in Schwarz-Weiß gedacht hat. Ich sehe die Szene noch immer vor mir – die Frau in der Leopardenbluse, wie sie mit dem Mann den Gastraum verlässt und die Treppe zu den Zimmern hochgeht. Hat Jacob das Leopardenmuster in meinem Trauerschleier erkannt?

4

Ein halbes Jahr später klingelt das Telefon. Jacob, leuchtet es auf der Anzeige. Ich zögere. Dann hebe ich das Telefon aus der Ladestation. Es widerstrebt mir aber, die grüne Taste zu drücken.

Ich will seine Nachricht auf dem Anrufbeantworter abwarten. Er hinterlässt keine Mitteilung. Wird er wieder anrufen?

E N D E

Viktoria und... ... Geständnis und Abbitte

1

Ich habe gelesen, dass Menschen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag lügen. Manche bis zu zweihundert Mal. Trifft das für alle Menschen gleichermaßen zu? Oder lügen zum Beispiel indigene Menschen im Amazonasgebiet häufiger, oder seltener? Wie unterscheiden sich Männer von Frauen beim Lügen, Kindern von Alten. Und ich selbst? Lüge ich, wenn ich einer Freundin verschweige, ihr Kleid scheußlich zu finden? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, einmal in meinem Leben so richtig gelogen zu haben. Das war vor vierzig Jahren. Und seit geraumer Zeit sucht mich diese Lüge heim.

Im Grund wäre damals alles ganz einfach gewesen, alles war so weit nach Plan gelaufen, bis ich es selbst vermasselt habe. Danach glaubte ich, sämtliche Register an Manipulationen und sonstigen Tricks ziehen zu müssen, um alles wieder einzurenken und doch noch ans Ziel zu kommen. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen. Aber das wusste ich da noch nicht.

Natürlich ging es um einen Mann, um eine Beziehung mit ihm. Jakob, hieß er.

Noch immer, Jahrzehnte später, kennt Jacob die Wahrheit nicht. Deshalb ist es mir heute ein Anliegen, Abbitte zu leisten, in dem ich die Wahrheit kundtue. Ich werde Geständnis ablegen und Geheimnisse offenlegen. Sonst wäre ich weiterhin unaufrechtig und die Lüge würde fortbestehen und auf mir lasten. Das möchte ich nicht mehr.

2

Von Anbeginn an war mir klar gewesen, dass unsere Liaison keine Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft haben würde. Dennoch ließ ich mich darauf ein. Jeder Augenblick war mitreisend und ist mir bis heute unvergessen und unvergesslich. Gerade deswegen ist es mir eine Herzenssache, die Ereignisse von einst zu korrigieren und die Wahrheit zu sagen – als Hommage an unsere Leidenschaft.

Jacob und ich wohnten unter derselben Hausnummer. Er, damals Student, bewohnte im Souterrain des Rückgebäudes seine erste eigene Wohnung. Ich stand schon lange im Berufsleben und hatte mich gerade von meinem Mann getrennt, als ich eine Wohnung im zweiten Stock im Vorderhaus bezogen.

Erstmals sah ich Jacob an den Briefkästen in der Durchfahrt von der Straße zum Innenhof mit dem Hinterhaus. Er fiel mir sofort auf.

Er sah gut aus, war schlank, hatte schöne Hände, dichte, fast schwarze Locken, einen leicht dunklen Teint. Dass er mehr als zehn Jahre jünger war als ich, wurde mir erst irgendwann später bewusst. Er nickte mir ein stummes ‚Guten Morgen‘ zu, während er seinen Briefkasten öffnete. Bald wechselten wir beim Leeren der Briefkästen erste Worte, dann ganze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Wenig später stellte ich fest, dass Jacob frech sein konnte, sagte, was er wollte und meinte, was er sagte.

Zu dieser Zeit waren wir beide damit beschäftigt, das Leben zu erkunden. Ich für mich, nach der Scheidung, neu. Jacob ganz grundsätzlich. Zu unseren Erkundungen gehörte auch die Entdeckung der Liebe. Bald sollten wir mit fast nichts anderem mehr beschäftigt sein. Allerdings hatte es eine Weile gedauert, bis ich das Eingeständnis zulassen konnte, Jacob mehr als nur sympathisch zu finden. Schließlich hatte ich mich nicht mit viel Mühe, innerlichen Kämpfen und mit Gewissensbissen aus einer Ehe gestohlen, um mich auf einen deutlich jüngeren, auf einen zu jungen Mann, und damit auf eine aussichtslose Beziehung einzulassen.

Aber der Reihe nach.

Eines Tages lud ich Jacob auf einen Wein zu mir ein. Tage später zum Abendessen. Bald saßen wir häufig zusammen.

Dann schwadronierten wir über das Dasein. Ir-
gendwann gab es keine Tabu-Themen mehr und Ja-
cob nahm kein Blatt mehr vor den Mund. Er begann,
mir Komplimente zu machen, auch für den anliegen-
den Catsuit in der Farbe meiner Augen. Den trug ich
als Hausanzug. Eines Abends offenbarte er mir, mich
in dem Teil noch aufregender zu finden als ohnehin.
Und zu später Stunde machte er mir ein pikantes Ge-
ständnis. Bis heute weiß ich, was ich ihm geantwortet
habe: „Klingt verführerisch. Kann ich verstehen.“

Es war dieser Abend, an dem ich mir eingestand,
in Jacob mehr als nur den freundlichen Nachbarn zu
sehen. Aber auch in dieser Nacht wahrte er den An-
stand und wagte auch bei der Verabschiedung nicht
mehr als eine zaghafte Umarmung und einen flüchti-
gen Kuss auf jede meiner Wangen. Ich dagegen wollte
mehr, war entschlossen, meine Bedenken zu zer-
streuen und es zu riskieren, mich auf Jacob einzulas-
sen.

Ich wartete auf eine passende Gelegenheit.
Abends, wenn ich in meine Wohnung kam, trat ich,
ohne Licht zu machen, an die Balkontür und späte in
der Hoffnung, Jacob würde zuhause sein, über den
Hof in das gegenüberliegende Souterrain.

Am vierten Abend brannte Licht. Statt die Gardinen zuzuziehen, schaltete ich Lampen ein, schlüpfte in den Catsuit und hoffte, Jacob würde, wie er es gelegentlich tat, unaufgefordert klingeln. Ich hatte Glück.

Ich bat ihn herein und merkte, wie er im Vorbeigehen den Duft meines Parfums einsog. Im Wohnzimmer deutete ich auf das Sofa, schenkte Wein ein, und reichte ihm ein Glas. Aber anders als sonst, setzte ich mich nicht gegenüber von ihm in den ausladenden Sessel, sondern zu ihm auf das Sofa und ließ meine Manipulation wirken. Der Reißverschluss meines Overalls stand ein Stückweit zu weit offen und es dauerte nicht lange, bis Jacobs Blick wiederkehrend dorthin gerichtet war, und immer wieder dorthin zurückkehrte. Während wir redeten, wurde seine Stimme unruhig und ich merkte, wie er nervös wurde. Ich ließ ihn zappeln und kostete den Zauber aus. Aber auch ich begann, unruhig zu werden und wartete darauf, dass etwas passieren würde. Ich wusste, dass er wusste, wie es weitergehen könnte. Schließlich hatte er mir seine Fantasien in jener Nacht gebeichtet. Aber nichts passierte. Verunsicherte ihn unser Altersunterschied? Ich wollte aber nicht länger warten.

Im Sitzen machte ich eine Vierteldrehung, legte die Beine über die Sofalehne, rollte den Rücken auf das Polster undbettet meinen Kopf in Jacobs Schoss. Ich schaute ihn an und er verstand. Er beugte sich herunter und küsste mich.

4

Aber noch bevor alles ins Rollen kam, besann ich mich, mich nicht mit viel Mühe, innerlichen Kämpfen und Gewissensbissen aus einer Ehe gestohlen zu haben, um mich auf eine Beziehung mit einem viel zu jungen Mann einzulassen. Der Zauber war verflogen. Mit einem Ruck fuhr ich hoch, wäre beinahe mit dem Kopf gegen Jacob Kinn gekracht, und beendete meine Provokation.

„Das ist zu viel. Das geht nicht.“ Ich zog den Reisverschluss hoch. Damit hatte ich die Tür zugeschlagen.

Fortan ging ich Jacob aus dem Weg. Bei zufälligen Begegnungen in der Durchfahrt zum Rückgebäude forderte ich ihn nicht mehr auf, vorbeizukommen. Wenn ich Licht anhatte, läutete er nicht mehr. Und dann verstrichen Wochen, während derer ich Jacob nicht mehr zu Gesicht bekam. Wann immer ich über den Hof hinübersah, lag seine Wohnung im Dunklen. Was war geschehen?

Anstatt Antworten zu finden, meldete sich mein Verlangen zurück. Und ich vermisste ihn. Aber was genau vermisste ich? Jacob war nicht nur frech, und sagte was er wollte, und meinte, was er sagte. Er war auch eloquent und spielte mit der Sprache. Manchmal war er geradezu wortgewaltig. Er überfiel mich mit Themen, zu denen er meine Meinung wissen oder über die er mit mir diskutieren wollte. Hörte ich ihm zu, lauschte ich einem Mann unbestimmten Alters. Sah ich ihn an, sah ich einen Mann, dessen Jugendlichkeit mich jedes Mal aufs Neue faszinierte.

An solch einem Abende war mir mein früherer Mann in den Sinn gekommen, und ich war froh, dass ich mich von ihm befreit hatte.

Andere Male war Jacob zurückgezogen und hörte nur zu. Seine Augen wichen dann nicht von meinen und ich fragte mich, ob in seinem Blick mehr als Aufmerksamkeit lag. Seine schönen Hände lagen einstweilen vor ihm, und mein Blick darauf ließ meine Gedanken mäandern.

Es war so vieles an Jacob, was ich vermisste, seit ich den Kontakt zu ihm hatte abreißen lassen.

Eines Abends, als ich erwartungslos über den Hof späte, brannte Licht in seiner Wohnung. Sofort hegte ich wieder Hoffnung und spürte innere Unruhe. Drei Abende beobachtete ich die Geschehnisse.

Die Wohnung erhellt sich immer kurz nach zwei- und zwanzig Uhr und ich sah seine Silhouette umhergehen. Am folgenden Abend passte ich Jacob an den Briefkästen ab. Ich tat, als sehe ich verspätet nach meiner Post. Ich begrüßte ihn herzlich, was mir nicht schwerfiel. Er erzählte, für ein Praktikum im Ausland gewesen zu sein und jetzt bis zum Semesterbeginn zu jobben.

„Kommst du dann immer so spät nachhause?“

„Ja. Spätschicht. Das gibt Zulagen.“

„Dann komm doch morgen nach der Schicht auf ein Glas Wein und eine kleine Brotzeit hoch.“

5

Mit Jacobs Rückkehr und meiner Einladung standen brennende Fragen im Raum: Wie wollte ich mit meinem Verlangen umgehen? Und: War unser Altersunterschied für Jacob doch eine Hemmschwelle? Ich kannte sein Alter. Zwanzig. Er meines nicht. Aber auch wenn ich jünger aussah als ich war, musste Jacob klar sein, dass ich um einiges älter war als er. Ich entschied, den Altersunterschied so weit zu kürzen bis er kleiner zehn war und mein Alter unter dreißig liegen würde.

Während Jacob spätabends die Brotzeit aß, tischte ich ihm das Ergebnis meiner Rechenkünste auf. Nicht einen Augenblick zweifelte er das Ergebnis an.

Nach dem das so glatt gelaufen war, präsentierte ich ihm eine zweite, zugegebener Maßen gewagte These. Die war mir während meiner Kürzungen in den Sinn gekommen. Ich erklärte, zwar auf dem Papier neun Jahre älter, im tatsächlichen Leben aber acht Jahre jünger als er zu sein. Auf seinen fragenden Blick hin, erläuterte ich, mein Leben erst zu leben, seit ich vor zwölf Jahren der Enge des Tals, in dem ich aufgewachsen war, entkommen sei. „Daher bin ich erst zwölf und somit acht Jahre jünger als du.“ Jacob nahm mein Zahlenspiel amüsiert zur Kenntnis, und ich hakte den Altersunterschied ab.

Für mich selbst steckte viel Wahrheit in der Gleichung. Ich hatte mein Leben tatsächlich erst begonnen zu spüren und zu leben, als ich dem sonnenarmen Tal, in dem mein Elternhaus stand, im Alter von Siebzehn entkommen war. Dass ich allerdings schon vor mehr als zwölf Jahren geflüchtet war, blieb mein Geheimnis.

Nach dem Jacob fertiggegessen und ausgetrunken hatte, verabschiedete er sich. Wieder spürte ich seine zaghafte Umarmung – die sanfte Berührung seiner Finger durch den Stoff, seine Lippen flüchtig auf meinen Wangen.

Als er gegangen war, lehnte ich mich mit dem Rücken an die Tür und fühlte mich verloren und vergessen.

6

Mir wurde klar, dass es an mir liegen würde, die Tür wieder aufzustoßen. Aber mit einer so billigen Manipulation wie zuletzt auf dem Sofa würde ich diesmal nicht wegkommen. Das vermutete ich zumindest. Hätte ich allerdings da schon gewusst, dass auch Jacob sich ständig Gedanken machte, wie wir zusammenfinden könnten, hätte ich es mir einfacher machen können. Aber so wie es dann kam, war es in jedem Fall raffinierter und eleganter als alles andere.

Aber auch hier der Reihe nach.

Ich suchte nach einer sprühenden Idee, nach einem Feuerwerk. Tatsächlich war es Jacob selbst gewesen, der mich auf den Einfall gelenkt hatte – in jener Nacht, als er mir von seinem Traum vorschwärmte. Ich musste nur der Fährte, die er gelegt hatte, folgen und die Bilder seiner Phantasie zum Leben erwecken. Ich räume es ein: Es war eine neuerliche Manipulation, so wie schon der zu offene Reißverschluss, mein gekürztes Alter, und die skurrile Rechnung, nach der ich um Jahre jünger sei als er. In jedem Fall nahmen die Dinge wenig später ihren Lauf.

Jacob hatte erwähnt, in den kommenden Wochen immer um die gleiche Zeit von dem Ferienjob nachhause zukommen. Genau diesen Augenblick würde ich mir zu Nutze machen. Zunächst würde ich ihm eine vertraute Routine bieten und ihn auf einen Wein einladen. Alles weitere würde sich dann schon fügen.

7

Am folgenden Abend begann ich mich bei Einbruch der Dunkelheit umzuziehen und schlüpfte in die Maskerade meiner Rolle. Ich betrachtete mich im Spiegel und gefiel mir. Und ich war mir sicher, dass ich auch Jacob gefallen werde. Ich malte mir seine Reaktion aus, wenn er das Geheimnis meines Kostüms erkennt. Aber wie sollte ich meinen Auftritt inszenieren, um die gewünschte Wirkung zu entfalten? Mit einer Idee ging ich ins Wohnzimmer und probierte die Vorführung aus. Die Idee funktionierte. Von da an musste ich nur noch warten.

Ich schaltete die Lichter in der Wohnung aus, setzte mich im Dunklen ins Wohnzimmer und hoffte Jacob würde auch heute zur gewohnten Stunde nachhause kommen. Als ich kurz nach zehn einen Wagen einparken hörte, trat ich ans Fenster. Aus dem Schutz der Dunkelheit vergewisserte ich mich, dass es Jacob war, und dass er allein war. Er war es und er war allein.

Jetzt musste ich schnell sein. Rasch legte ich einen extra Spritzer Parfum auf und betrat mit Handtasche und Schlüssel den Hausflur. Ohne Licht zu machen, sperrte ich die Wohnungstür ab, lief im Dunkeln nach unten und stellte mich in der Durchfahrt vor die Tür in mein Treppenhaus. Jetzt drückte ich auf den Knopf für die Beleuchtung. Jacob würde mich gleich sehen wenn er das Tor aufsperrte. Kaum betrat er die Durchfahrt, sah er mich und rief: „Guten Abend, Viktoria.“

Ich tat, als suchte ich den richtigen Schlüsseln am Bund. „Das ist ja eine nette Überraschung. Kommst du erst jetzt von der Arbeit? Möchtest du noch auf ein Glas hochkommen?“ Wie ich vermutet hatte, musste er nicht überlegen, um zu wissen, dass er wollte. Er folgte mir ins Treppenhaus und in die Wohnung. Rasch machte ich im Wohnzimmer zwei Tischlampen an, die dämmriges Licht gaben.

„Nimm Platz“, rief ich, während ich in der Küche Wein einschenkte. Ich fragte ihn nicht, was er trinken wollte. Als ich ins Wohnzimmer kam, saß er auf seinem gewohnten Platz, dem Sofa. Ich reichte ihm das Glas. Aber statt mich zu setzen, blieb ich vor ihm stehen und prostete ihm zu.

Erst jetzt wurde er meiner eleganten Aufmachung gewahr. Ich sah es seinen Blicken an, sah wie er die Augenbraun hochzog. Er kannte mich nur sportlich gekleidet, in Hose und Bluse. Und im Catsuit. Noch nie hatte er mich in einem Kostüm gesehen. Ich sagte nichts, wollte abwarten, bis er etwas sagen würde.

Auf dem ausladenden Sessel ihm gegenüber nahm ich schließlich Platz und schob das rechte Bein über mein linkes Knie. Die Reibung der Strümpfe erfüllte die Stille mit seidigem Rauschen. In dem herrschen- den Dämmerlicht glänzten die Strümpfe verführe- risch. Die zarte Reibung, das Rauschen und der Glanz bescherten mir ein wohliges Prickeln. Hing auch Jacob dem Rauschen nach und sah auch er den zarten Widerschein?

Der Pumps auf meinem schwebenden Fuß hing auf den Zehen. Jacob betrachtete den hohen Absatz, ich konnte es sehen und wusste, was er überlegte: Wie groß würde Viktoria damit sein? Er hatte erwähnt, es zu mögen, wenn Frauen groß, auf Augenhöhe mit ihm sind. Ich ließ den Blick auf ihm ruhen und erin- nerte mich daran, dass er erwähnt hatte das Blau mei- ner Augen wie Lichtstrahlen zu spüren. Noch immer hatte keiner von uns etwas gesagt. Meine Kostümie- rung schien ihn weiter zu beschäftigen. Fragte er sich, für welchen Anlass, für wen ich mich so schick ge- macht hatte?

Ich ließ ihn mit diesen oder ähnlichen Gedanken alleine, ließ ihn zappeln und prostete ihm abermals zu.

„Elegant siehst du aus. Hattest du einen besonderen Anlass?“

Schon schwebten die Gedanken, die ihn umtrieben, im Raum umher.

Aber auch meine stummen Fragen: Bist du eifersüchtig? Wenigstens ein bisschen? Es würde mir schmeicheln. Aber warum fragst du, ob ich einen besonderen Anlass hatte? Warum fragst du nicht, ob ich einen besonderen Anlass habe?

„Das muss sich noch rausstellen.“ Mit der kryptischen Antwort musste er auskommen. Mit etwas anderem konnte ich schließlich nicht aufwarten. Ich versuchte einen vielsagenden Gesichtsausdruck. Jacob fasste nicht nach. Er hatte verstanden, dass es sinnlos sein würde darauf zu hoffen, ich könnte verraten, wo ich gewesen bin, mit wem, und was passiert war?

Noch ein Weilchen genoss ich das Spiel und pirschte mich sehnüchsig an mein Ziel. Dann war es soweit. Ich wollte Jacob und mich nicht weiter auf die Folter spannen. Langsam, mit einem Seufzer der Entspannung und Wohligkeit rutschte ich im Sessel ein Stück nach unten und nach vorne, und hoffte, der Trick würde funktionieren.

Der Stoff des kurzen Rocks blieb am Polster haften und ich sah, dass die Spitze der Strümpfe, eingehakt in den Enden des Strumpfgürtels, zum Vorschein kam. Sofort erkannte ich, dass es Jacob dämmerte, dass sein Traum zum Leben erweckt war. Ich dachte an seinen Satz in jener Nacht zu fortgeschrittener Stunde ,und seither träume ich davon, mit einer Frau in Strapsen zu schlafen.' ,Klingt verführerisch. Kann ich verstehen', hatte ich ihm geantwortet. Seine Augen waren jetzt genauso aufgerissen wie damals. Ich ließ mir nichts anmerken und verharrte bewegungslos. Ich gönnte ihm den Anblick und tat erneut einen Seufzer der Entspannung.

Einen Augenblick später stand Jacob auf. Er kam auf mich zu, nahm mir das leere Glas aus der Hand und ging in die Küche, um nachzuschenken.

Als er zurückkam und sich neben mir hinkniete um mir das Glas zu geben, war er mir in die Falle gegangen. Mit einer Hand nahm ich ihm den Wein ab. Mit der anderen umfasste ich seinen Kopf und zog ihn zu mir. Ein leidenschaftlicher Kuss genügte.

Später nachts, Jacob lag neben mir und schlief, dachte ich daran, wie sich mein Plan auf wunderbare Weise gefügt hatte.

Ich fragte mich aber auch, ob Jacob sich mit der Frage quälte, für wen ich so tief in die Trickkiste der Verführungskünste gegriffen hatte. Nach einigen Überlegungen beschloss ich, dass er kein Recht drauf hatte, eifersüchtig zu sein und ich hoffte, dass er das wusste. Und noch etwas beschloss ich: die Wahrheit als ein Geheimnis zu bewahren, und nicht zu verraten, dass die Inszenierung ausschließlich ihm und uns, gegolten hatte. In den Morgenstunden, ich hörte erste Vogelstimmen, beschlich mich dann noch eine Frage: Sollte, ja musste ich anlässlich meiner neuerlichen Manipulation ein schlechtes Gewissen haben? Ich entschied, dass das unnötig wäre. Für mich fühlte sich alles wunderbar und richtig an, und ich war zuversichtlich, dass es bei Jacob nicht anders war.

Bevor Jacob die Wohnung verließ, gab ich ihm einen Schlüssel und entließ ihn mit den Worten „Nutze ihn, wann immer dir danach ist“.

10

Als Jacob auf das Examen zuging, ahnte ich, dass die Zeit näher rückte, um die Liaison zu beenden. Ich wollte nicht zusehen müssen, wie ich eines Tages von einer Jüngeren ersetzt werden würde.

Ich entschied, dazu die Tage zu nutzen, während derer Jacob nach der letzten Examensprüfung mit Kommilitonen verreisen würde. Monate zuvor begannen die Vorbereitungen. In einem anderen Stadtteil mietete ich eine neue Wohnung. Ohne Erklärung und ohne Jacob eine Nachricht zu hinterlassen, zog ich um und fort, während er verreist war.

Erst Jahre später begegneten wir uns zufällig ein erstes Mal wieder.

11

Damit ist die Wahrheit erzählt. Das zu tun war mir eine Freude und ist mir eine Frage der Ehre. Die Erinnerungen an die einstigen Ereignisse werden mir auf Ewig unvergesslich sein.

E N D E

Lauffeuer

1

Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht verbreitet. Jeden letzten Donnerstag im Monat bittet eine Dame der Gesellschaft zu Drinks in ihr Haus. Jeder, der davon weiß, ist willkommen. Schon zwei Mal bin ich dort gewesen und auch heute werde ich hingehen.

Es ist noch fast heiß, als ich im frühen Abendlicht die Terrasse betrete. Im Hintergrund läuft der Sommerhit Shame, Shame, Shame, der gerade Platz eins der Hitparade abgeben musste. Hundert oder mehr sommerlich gekleidete Gäste stehen umher und unterhalten sich lebhaft. Auch heute sind die meisten wieder älter als ich, teils im Alter meiner Eltern. Inzwischen weiß ich, dass das aber keine Rolle spielt. Hier kommen alle rasch miteinander ins Gespräch. Ich sehe meine Freunde und gehe zu ihnen. Es dauert nicht lange, bis mir etwas zu trinken angeboten wird, auch diesmal verbunden mit der Aufforderung, mich im Weiteren selbst zu bedienen.

Gerade als ich ins Haus gehen will, um mir ein neues Getränk zu holen, spricht sie mich an.

„Entschuldige. Hast du Feuer? Ich habe versäumt, Streichhölzer einzustecken.“

Während ich ihr das Feuerzeug hinhalte, stelle ich fest, wie ungewöhnlich groß sie ist. Die Haare fließen wellig über ihre Schultern. Der Teint ist sonnengebräunt. Etwas Geheimnisvolles liegt in ihren Zügen. Schon während der ersten Sätze spüre ich, wie ihre blaugrünen Augen mein Gesicht abfahren, zu meinen Händen schweifen und zu meinen Augen zurückgleiten. Mein Blick bleibt bei ihren üppigen Lippen hängen. Leuchtend rot umrunden sie den großen Mund. Sanft legen sie sich um den Filter, wenn sie an der Zigarette zieht. Lebhaft bewegen sie sich, wenn sie spricht. Ihre Stimme überrascht mich. Fast rau ist sie. Ich spüre, wie ihre Gegenwart beginnt, meine Atmung, meinen Herzschlag, meine Sprache, meine Stimme zu bestimmen.

Sie weicht nicht von meiner Seite. Das schmeichelt mir. Vor meinen Freunden ist es mir allerdings peinlich. Gern wüsste ich ihren Namen, traue mich aber nicht, sie danach zu fragen.

Noch immer habe ich mir nichts zu trinken geholt. Ich sehe, dass auch ihr Glas leer ist und biete ihr an, etwas für sie mitzubringen.

„Ich komme mit. Mal sehen, was es so alles gibt.“

Ich mache ihr ein Zeichen, vorauszugehen. Während sie vor mir herläuft, fällt mir ihr weißer Overall auf. Blousonartig.

Ein Gürtel aus unterschiedlich großen silbernen Metallringen umfasst die Taille. Mit ihrem ungewöhnlichen Stil unterscheidet sie sich deutlich von den anderen Frauen hier, stell ich fest.

Nachdem wir uns bedient haben, deutet sie auf einen anderen Ausgang in den Garten. Das ist mir recht. Dort hält sich keiner meiner Freunde auf. Beim Überschreiten der Schwelle stolpert sie leicht. Reflexartig halte ich ihr eine Hand hin. Statt nach der Hand zu greifen, umfasst sie meinen Rücken. Und lässt den Arm dort. Ich tue das Gleiche und führe sie an einen der freien Stehtische. Dabei ich weiß, dass sie mich führt, dass sie es ist, die lenkt und bestimmt. Wir lehnen uns an den Tisch.

Ich nenne ihr meinen Vornamen.

„Ein schöner Name.“

Ihrer flachen Abendtasche entnimmt sie eine Karte und gibt sie mir. Fester Karton. Leicht getöntes Weiß. Englische Schreibschrift, gestochen scharf. Ihr Vorname ist Regina. Den Nachnamen kenne ich. Es ist eine bekannte Familie. Über dem Namenszug ist ein Wappen in den Karton geprägt. Am unteren Rand steht Dipl.-Ing. – Innenarchitektin, darunter die Adresse, allerbeste Lage, und die Telefonnummer. Ich stecke die Karte in die hintere Tasche meiner Jeans.

Wie magnetisiert schmiegen sich unsere Schultern und Hüften immer wieder aneinander. Erst nur wie versehentlich, zufällig, gelegentlich, flüchtig. Ich kenne das, dass Mädchen aus der Schule auf mich zugehen. Aber eine Frau wie Regina? Bei ihr ist alles ganz anders. Ihre Fixierung irritiert mich. Meine Freunde fallen mir ein. Beobachten sie uns heimlich? Bekomme ich in den nächsten Tagen schelmische, hämische Kommentare zu hören?

Einige Gin Tonics und Küsse später haucht Regina mir ins Ohr: „Für mich ist es an der Zeit, zu gehen. Hast du Lust, morgen etwas mit mir zu unternehmen? Ich habe eine Idee.“

Ich nicke. Muss die Schule eben einen Tag auf mich verzichten. Seit ich letzte Woche achtzehn geworden bin, kann ich mich selbst entschuldigen. Und bis zu den Sommerferien vor dem Abiturjahr ist ohnehin nur noch eine Woche hin. Ich begleite Regina zu ihrem himmelblauen Auto. Im Schatten der Bäume wage ich es, den Reißverschluss des Overalls ein Stückweit aufzuziehen. Wenig später fährt sie.

Auf dem Weg zu Fuß nachhause überlege ich, wie alt Regina wohl ist? Vielleicht so alt wie meine Tante? Die ist fünfunddreißig, vielleicht sechsunddreißig – glaube ich.

Vor elf Uhr komme ich zum vereinbarten Treffpunkt und sehe das Heck von Himmelblau. Auch Regina ist zu früh. Ich erkenne, dass sie im Rückspiegel zusieht, wie ich auf den Wagen zugehe. Das Beifahrerfenster ist heruntergelassen. Ich beuge mich herab, sehe hinein – und da ist er wieder, der Blick.

Mit einer Geste fordert Regina mich auf, einzusteigen. Ich habe mir nicht überlegt, wie ich sie begrüßen soll. Mit einem Kuss? Auf die Lippen? Als ich sitze, streicht mir Regina mit dem Rücken ihrer Finger über die Wange. Eine Welle des Wohlbehagens durchströmt mich, und ich nehme eine Schwere in Reginas Atmung wahr.

Regina lässt den Motor an und fädelt sich in den Verkehr ein. Sie kurbelt ihre Seitenscheibe herunter und legt den Arm in den Fensterrahmen. Kein Wort haben wir bisher gewechselt.

Plötzlich fragt Regina: „Wie geht es dir?“

Mit dieser sonst so leeren Phrase öffnet sich mir eine Welt voller Hingabe und Neugier, und ich fühle mich unendlich angenommen. Ihre Stimme, mit der sie die Worte gesprochen hat, berauscht mich aufs Neue. Ich glaube zu spüren, dass Regina dringend darauf wartet, zu erfahren wie es mir seit gestern Abend geht.

Reginas Haar fliegt im Wind. Immer wenn sie zu mir herüberblickt, sehe ich ihr in die grünblauen Augen. Plötzlich werde ich ihres Duftes gewahr. Als ich gestern dicht zu ihr getreten war, ihr das Feuerzeug hingehalten habe, und sie mit ihrer Hand die meine, kaum spürbar, berührte, während sie die Zigarette an der Flamme anzündete, habe ich ihre Mischung aus Süße und weiblicher Wärme zum ersten Mal eingesogen. So wie jetzt auch wieder.

3

Regina verrät nicht, wie ihr Plan aussieht. Ich frage nicht. Wir lassen die Stadt hinter uns, passieren Dörfer, fahren durch eine sanfte Hügellandschaft, durch sattes Hochsommergrün und unter einem stahlblauen Himmel hindurch. Ich beobachte Regina, wie sie Kurven schneidet und runterschaltet, wenn sie beschleunigt. Irgendwann hält Regina an einem Feldweg und stellt den Motor ab.

„Aussteigen. Wir sind da.“

Ich wundere mich. Wo sind wir? Was wollen wir hier?

Ich sehe Regina einen Picknickkorb und eine Tasche mit Badetüchern von der Rückbank nehmen. Ich erkläre ihr, nicht auf baden eingestellt zu sein.

„Es ist für alles gesorgt.“ Sie lacht.

Ich nehme den Picknickkorb. Nach kurzer Wegstrecke schwenkt Regina nach links in einen nur zu erahnenden Pfad zwischen zwei Maisfeldern. Die Pflanzen stehen mehr als mannshoch Spalier und neigen sich von beiden Seiten zu einem Gewölbe. Ich folge Regina. Wir sind unsichtbar, wie vom Erdboden verschluckt. Am Ende des Tunnels gelangen wir auf einen Wiesenstreifen, gegenüber gesäumt von einem Waldrand. Meine Verwunderung steigert sich. Dann erkenne ich einen See, nur wenige Schritte zwischen den Bäumen hindurch.

Wir stellen die Taschen auf der Wiese ab. Mit wenigen Handgriffen leert Regina sie. Ich erkenne: keine Badehose für mich. Regina wirft die Badetücher aus.

Dann fasst sie mit beiden Händen in den Stoff ihres Kleides, zieht es über den Kopf und steht nackt vor mir. Ich sehe sie an. Ich bewundere sie. Zum ersten Mal wird mir ihre Haarfarbe bewusst.

Sie streckt mir eine Hand entgegen.

„Komm. Lass uns schwimmen.“

Ihre Worte und ihre Stimme rauschen in meinem Kopf. Außer dem Flüstern der Maisblätter vernehme ich nichts. Nur die Sonne sieht uns.

E N D E

Fremdkörper

1

Dicht und leicht wie Daunen taumelten die Schneeflocken herab. Cecilia war froh, den schweren Mantel und die festen Stiefel anzuhaben. Die Wischerblätter ihres altersschwachen Wagens hatten Mühe, ihr die Sicht freizuhalten. Schemenhaft erkannte sie umhereilende Passanten, die Mantelkrägen hochgestellt, die Köpfe eingezogen. Die Kirche vorne am Platz war vom Schneefall verschluckt. Schade. Sie mochte deren barocke Pracht. Über vier Ampelphasen hinweg war sie nun schon kaum vorangekommen. Wann würde es endlich weitergehen und sie zu ihrem letzten Termin für diese Woche abbiegen können? Das Gespräch war für siebzehn Uhr vereinbart. Das könnte knapp werden. Sie griff nach dem Handy und tippte.

,Hallo Herr Schildkamp, wegen des Schneefalls verspäte ich mich voraussichtlich um 15 Minuten. Sorry.

Grüße, Cecilia König, Fairfood Handels-AG'

Culture Club, Do you really want to hurt me, dröhnte aus den Lautsprechern. Der Kassettenspieler war vermutlich das Einzige an dem Wagen, was noch einwandfrei funktionierte, dachte sie. In jedem Fall war ihr das Gerät die wichtigste Funktion an dem Auto. Sie hörte noch immer die Musik ihrer Pubertät.

Eigentlich ein Jammer, dass die Rostlaube den fälligen TÜV nicht überstehen würde. Welch Glück, dass sie nächste Woche den neuen Wagen bekam. Ihren ersten Dienstwagen. Die Anstrengungen hatten sich gelohnt. Nie hätte sie geglaubt, mit nur einem Hauptschulabschluss und einer Lehre soweit zu kommen. Sie wippte zur Musik und hoffte, in vier Wochen bei solchen Tunes in das Jahr 2000 hineinzutanzen. Die Karosserie schwankte mit. Der Sound wechselte. Sade, Smooth Operator. Bei dem Song hat Felix sie zum ersten Mal geküsst. Leider auch nur dieses eine Mal.

Ungeduldig wartete sie auf Gelb und Grün. Noch bevor es grün wurde, schubste ein Aufprall von hinten ihren Wagen nach vorne. Sofort spürte sie, wie der Sicherheitsgut sie zurückhielt. Der funktioniert also auch noch, stellte sie lakonisch fest. Der Stoß war harmlos gewesen, sie dagegen schlagartig sauer. Jetzt würde sie endgültig zu spät zu Schildkamp kommen.

Noch bevor sie sich abschnallen konnte, klopfte es an der Seitenscheibe. Sie schob das Fensterchen auf. Draußen stand ein Typ der etwas in den Wind rief. Sie verstand ihn nicht. Von hinten hörte sie einsetzendes Hupen. Er trat zurück und ließ sie aussteigen. Sie ging zum Heck und spürte, dass er ihr folgte.

Ihr war bewusst, dass die Heckklappe schon vor dem Aufprall diverse Dellen aufwies.

Sie konnte nicht ausmachen, welche der Beulen gerade neu dazugekommen sein mochte. An seinem Auto sah sie keinen Kratzer. Dafür erkannte sie, dass der Kerl nicht einfach einen Golf fuhr – sondern einen GTI. Dabei war er in ihrem Alter. Das Hupkonzert hielt an. Die Ampel stand auf grün. Schneeflocken umtanzten sie.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“. Der Arme, dachte sie noch, er musste frieren, stand nur im Hemd da und hatte dünne Slipper an.

„Vielen Dank. Das ist sehr großzügig von Ihnen. Darf ich Sie wenigstens auf einen Kaffee einladen?“

„Keine Zeit, hab es eilig. Und ich glaube, wir sollten die Straße freimachen.“ Hörte der GTI-Schnösel die Huperei denn gar nicht?, wunderte sie sich, stieg ein und fuhr davon.

Justus sah zum Beifahrersitz wo die Mappe mit seinen Initialen lag: J. H. In der Zeile darunter stand: Wis-Mit. In der Mappe lag der Sachverhalt. Morgenfrüh erwartete die Anwältin, der er in der Kanzlei als Wissenschaftlicher Mitarbeiter zugeordnet war, den Entwurf eines Schriftsatzes.

Bis zweiundzwanzig Uhr würde er das hinbekommen, war er sich sicher. Anschließend würde er für das zweite Staatsexamen büffeln.

Er schaute in das dichte Schneetreiben, betrachtete den verrosteten roten Wagen vor sich und spürte den Druck, den er jedes Mal verspürte, wenn er an sein neues Auto dachte. Er wusste, was von ihm erwartet wurde. Wenn er schon nicht Arzt, wie beide seine Eltern und seine beiden Großväter wurde sollte er wenigstens ein Prädikatsexamen abliefern. Vor drei Monaten hatten ihn seine Eltern mit dem GTI überrascht. „Vorschusslorbeeren auf dein zweites Examen“, hatte sein Vater zum Besten gegeben. „Es war gerade eine kleine Kapitalanlage frei geworden. Da haben wir gedacht, so ein Wagen ist sicherlich eine gute Investition in deine Zukunft“, hatte seine Mutter ergänzt. Seither lastete der Wagen wie eine Tonne Stahl auf ihm.

Unruhig spielte er mit Kupplung und Gangschaltung, gleich würde es gelb und dann grün werden. Er legte den ersten Gang ein, und schon war er dem Wagen vor ihm draufgefahren. Die Rostlaube hüpfte nach vorne. So ein Mist, fluchte er.

Er schaltete den Motor ab und die Warnblinkanlage ein.

Darauf löste er den Gurt, stieg aus, ging zu dem Wagen vor ihm und klopfte an die Seitenscheibe. Das Fensterchen ging auf.

Er erkannte eine Frau und rief. „Entschuldigung. Ich hoffe, Ihnen ist nichts passiert. Natürlich komme ich für den Schaden auf.“

Er fror, hatte weder Jackett noch Mantel an, und nur dünne Lederschuhe. Die Frau schloss das Fenster. Er trat zurück, damit sie aussteigen konnte. Blonde Haare quollen unter ihrer Wollmütze hervor. Sie trug einen festen Wintermantel und Stiefel.

„Cecilia“, hörte er sie sagen, und: „Wie konnte denn das passieren?“

„Habe mit der Kupplung gespielt“, bibberte er.
„Tut mir leid.“

Sie nickte. Er folgte ihr, als sie zum Heck des Wagens ging. Gemeinsam sahen sie nach dem Schaden. Mit einer Geste winkte die Frau ab.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“.

Er war verblüfft. Sie hätte mindestens tausend Mark herausschlagen können. Wer so eine Kiste fährt, kann einen Tausender gut brauchen.

Obwohl er keine Zeit hatte, bot er ihr einen Kaffee an – quasi als kleine Entschädigung.

Die Frau winkte aber erneut ab, erwähnte es eilig zu haben, rief noch etwas, was er nicht verstand, stieg ein und verschwand im Schneegestöber.

„Freitag“, jubelte Cecilia. Bald würde sie den letzten Termin für die Woche hinter sich haben. Auf der Haut spürte sie die Spätsommersonne, die durch das offene Schiebedach hineinschien, und sah zu den gelben Zwillingstürmen der Kirche vorne am Platz. Vor dem stahlblauen Himmel leuchteten sie wie Gold. Nur zu öde, dass die Straße wieder Mal verstopft war. Dass sich ihre Kolonne an der Fahrzeugreihe links von ihr allmählich vorbeischob – bis auch sie wieder stehenbleiben musste – war ihr nur ein schwacher Trost. Der Fahrer des Wagens, neben dem sie jetzt stand, ließ die Beifahrerscheibe herunter und gestikulierte. Was wollte er? Sie ruckelte an der Tür. Die war fest verschlossen. Dann sah sie ihn eine Kurbelbewegung machen. Sie öffnete das Fenster.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel, aufgefahren.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, fragte er nach dem roten Auto und fügte hinzu: „Einen schicken Wagen fahren Sie da jetzt.“

Cecilia war sich sicher, dass sie ihn im Vorbeigehen nicht erkannt hätte. Aber an seine Stimme konnte sie sich sofort erinnern.

„Hallo. Ja. Ich bin es. Wie geht es Ihnen. Und wie geht es GTI?“

„Beiden geht es gut. Ist das hier Ihre Stammstrecke?“

„Nur jeden zweiten Freitag. Ich bin auf dem Weg zu meinem letzten Termin. Dann ist endlich Wochenende.“

„Darf ich Sie danach zum Abendessen einladen? Die Zinsen auf den ausgefallenen Kaffee im Dezember haben sich sicherlich schon zu einem Abendessen akkumuliert.“

Der GTI-Schnösel war ja richtig spontan, und witzig war er auch. Und irgendwie sah er viel besser aus, als sie ihn in Erinnerung hatte.

„Warum eigentlich nicht.“ Für den Abend hatte sie ohnehin nichts vor. Ihre Kolonne bewegte sich wieder. Sie musste eine Lücke vor sich aufreißen lassen, um auf seiner Höhe zu bleiben. „Ich könnte ab zwanzig Uhr.“

Sie hörte ihn einen Namen rufen und wusste, dass es nicht seiner war, sondern der eines Gartenlokals.

Sie hob den Daumen und schloss zu dem inzwischen vorausgefahrenen Wagen auf. Seinen Namen wusste sie weiterhin nicht.

Die oberste Visitenkarte fühlte sich gut an. Der Stapel lag in einem Kästchen. Justus glitt mit zwei Fingerkuppen darüber. Sein Name stand im oberen Drittel, mittig. Darüber, dezent und elegant das Logo und der Name der Kanzlei. Unter seinem Namen stand Rechtsanwalt. Heute früh hatte er das Päckchen entgegengenommen, zusammen mit dem Arbeitsvertrag. Es hatte sich also gelohnt, während des Referendariats an so manchen Wochenenden in der Kanzlei an Schriftsätze gearbeitet zu haben. Er fand, ein bisschen stolz sein zu dürfen und überlegte, mit wem er sich für heute Abend verabreden könnte, um schon mal anzustoßen. Zugleich freute er sich darauf, morgen in einer großen Sause auf seinen Berufsbeginn anzustoßen und im selben Atemzug das WG-Leben zu beenden. Alles angehende Juristinnen und Juristen würden sie sein. Nur Benedikt, Roxanas Freund nicht, der war Arzt. Aber statt vielleicht bald mit jemandem anzustoßen, stand er im Stau, noch dazu in der falschen Spur. Die Kolonne, rechts, schob sich ständig an ihm vorbei.

Er dachte an morgen. Vormittags würde er die Einkäufe für den Abend erledigen müssen. Getränke für dreißig Leute.

Eine elende Schlepperei würde das werden. Für einundzwanzig Uhr hatte er vierzig Pizzen bestellt. Wenigstens dieser Luxus musste sein.

Er sah nach rechts. Die kannte er doch. Der war er doch im Dezember auf ihre Schrottbeule aufgefahren. Irgendwie war die komisch gewesen, hätte einen Reibach aus der Bagatelle machen können. Den Kaffee hatte sie auch nicht gewollt. Einen schicken Wagen fährt sie jetzt. Dann stellte er fest, dass sie sein Alter war. Er hatte sie älter in Erinnerung. Er drückte auf den Knopf, ließ die Scheibe auf der Beifahrerseite runter und deutete ihr an, ihr Fenster zu öffnen. Stattdessen sah er sie an der Fahrertür ruckeln. Mann, so doof kann man doch gar nicht sein. Er versuchte es mit einer Kurbelgeste. Darauf glitt das Fenster herunter.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel, aufgefahren. Was ist aus dem alten roten Auto geworden? Einen schicken Wagen fahren Sie da jetzt.“

Während sie redeten, beobachtete er, wie Cecilia eine Lücke vor sich aufreißen lassen musste, um auf seiner Höhe zu bleiben. Das schien sie nicht zu irritieren. Seinen spontanen Vorschlag für eine Abendessenseinladung nahm sie ohne Zögern an. Er rief ihr den Namen eines Lokals zu.

Sie hob den Daumen und fuhr los um die Lücke vor ihr zu schließen.

Ganz schön cool, die Lady. Jetzt hatte er jemanden um noch heute Abend auf die Übernahme in die Kanzlei anzustoßen. Er freute sich. Aber nur kurz. Würde es nicht reichlich beliebig sein, mit dieser Cecilia anzustoßen? Sie kannten sich nicht, und würde sie überhaupt kommen?

5

Sie war zu früh, hatte aber keine Lust die Zeit mit einem Spaziergang zu überbrücken. In dem Lokal suchte sie sich einen Tisch im Freien und setzte sich. Kaum saß sie, stand er vor dem Tisch.

„Hi“, begrüßte sie ihn. „Setze dich.“

Er setzte sich.

„Toll übrigens, dass du nach so langer Zeit meinen Namen noch wusstest“. Sie duzte ihn. Warum, wusste ich nicht. „Und wie heißt du?“

„Justus.“

„Und was macht Justus, wenn er nicht gerade Autos demoliert?“ Mit einem unschuldigen Lächeln versuchte sie die freche Bemerkung zu entschärfen.

„Lass uns was bestellen. Dann erzähle ich dir alles,“ schlug Justus vor. Sie stutze. Was Alles? Vielleicht wollte sie dieses Alles gar nicht wissen.

Ohne sie nach ihrem Wunsch gefragt zu haben, bestellte Justus zwei Gläser Champagner.

„Gibt es etwas zu feiern? Immerhin Champagner.“

Der Kellner kam mit zwei Gläsern und einer Flasche und schenkte ein.

6

„Heute war mein erster Arbeitstag nach dem Studium. Darauf stoßen wir an.“

Sie erhoben die Flöten. Cecilia legte den Kopf schräg und nickte ihm zu. „Gratulation.“

Als sie das Glas wieder abgesetzt hatte, lag ein Lächeln auf ihrem leicht geöffneten Mund. Ihre Lippen waren ungeschminkt. Das war anziehend.

„Ich bin frisch gebackener Jurist und seit heute in der Kanzlei angestellt, in der ich während des Referendariats gearbeitet habe. Jetzt bin ich offiziell Teil des Teams. Mit Vertrag und Visitenkarten.“

„Bekomme ich eine?“

„Was eine?“

„Na, eine Visitenkarte. Bekomme ich eine?“

Zum ersten Mal überreichte er eine Visitenkarte und spürte seinen Stolz. Er beobachtete Cecilia die Oberfläche mit schlanken Fingern befühlen. Ihre Nägel waren unlackiert. Auch das gefiel ihm.

Dann sah er, wie sie die Karte kurz wendete und wieder auf die Vorderseite drehte.

„Gehört bei so einer Kanzlei nicht immer ein Doktor-Titel dazu?“

„Stimmt. Drei Jahre habe ich für die Dissertation. Steht so im Arbeitsvertrag. Das sollte klappen.“

Cecilia entschuldigte sich, stand auf und ging ins Lokal. Er sah ihr nach und erkannte, wie groß sie war. Fast einen Meter achtzig musste sie sein. Mit hohen Absätzen vielleicht größer als er selbst. Sie trug weiße Sneaker.

„Und was machst du?“, fragte er, nachdem Cecilia zurückgekommen war und sich gesetzt hatte.

„Etwas eher Bodenständiges. Nichts mit akademischem Hintergrund. Ich bin in einem Heim aufgewachsen. Die Äbtissin gab mir den Namen Cecilia. Das steht für ‚die Himmlische‘ oder auch ‚die Blinde‘, denn meine Herkunft ist unbekannt. In dem Heim wurde nicht viel geredet. Und wenn doch, in kurzen Sätzen und einfachen Worten. Meist waren es Anweisungen oder Tadel. Es war keine liebevolle Welt. Die Schwestern hatten das Bestreben uns baldmöglichst auf eigene Beine zu stellen. Aber immerhin durfte ich den Qualifizierten Hauptschulabschluss machen.

Bei einer Discounterkette habe ich dann eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau durchlaufen und bin anschließend dabeigeblichen. Schritt für Schritt habe ich mich hochgearbeitet.

Seit kurzem bin ich Regionalleiterin Süd. Ich leite eine der umsatzstärksten Regionen. Die anderen Regionen werden von Männern ab Ende dreißig, meist älter und meist mit Studium, geführt.“

Sie sah Justus an. Interessierte ihn das alles überhaupt? Justus machte eine Handbewegung, mit der er sie aufforderte, weiterzuerzählen.

„Mein Arbeitsumfeld ist praktisch geprägt. Tempo und die Gewährleistung der reibungslosen Abwicklung minutiös geplanter Abläufe sind meine Welt. Aus Schwankungen in den Tagesauswertungen ziehe ich Schlüsse auf Sand im Getriebe und reagiere, womit wir wieder beim Tempo und Zeitmanagement sind. An zwei bis drei Tagen pro Woche bin ich in meiner Region unterwegs, in den Märkten. Das alles ist ein ganz anderer Kosmos, als der einer Wirtschaftskanzlei.“

Konnte Justus mit ihren Erklärungen etwas anfangen? Sie kannte die Typen. Säßen in schicken Büros, waren eloquent und hatten zu allen Fragestellungen Lösungen parat. Sie fühlte sich unwohl und fragte sich, was sie hier eigentlich zu suchen hatte.

„Morgenabend feiere ich mit einigen Freunden meine Anstellung in der Kanzlei. Hättest du Lust, da-zuzukommen? Ich würde mich jedenfalls freuen.“

Hatte Justus ihr Unbehagen gespürt und mit dem Themensprung ablenken wollen?

Sie zuckte mit den Schultern. Fortan redeten sie über alles mögliche, nur nicht mehr über ihren und auch nicht über seinen Beruf. Als sie das Lokal verließen, begleitete er sie zu ihrem Fahrrad und wiederholte die Einladung für den nächsten Abend.

„Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn du kämst.“

„O.K. Ich komme gerne.“ Sie reichte ihm seine Visitenkarte. Sie hatte sie den Abend über in Händen gehalten.

„Bitte schreibe mir die Adresse auf die Rückseite.“

Am nächsten Vormittag sah sie sich in einer Buchhandlung um und fragte sich, mit was sie Justus eine Freude machen könnte. Sie wandte sich an einen Verkäufer. Bei dem Hinweis, der zu beschenkende sei Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei, empfahl der Buchhändler *Die dunkle Seite des Mondes*, von Martin Suter. Sie ließ das Buch als Geschenk einpacken.

Justus hatte keine Uhrzeit genannt, nur abends gesagt. Sie entschied, zwanzig Uhr würde passen. Dem Klingelbrett entnahm sie, dass seine Wohnung im dritten Stock lag. Sie drückte den Klingelknopf. Ohne Rückfrage ertönte das Summen des Türöffners. Im dritten Stock orientierte sie sich nach dem Lärm.

Die Wohnungstür war angelehnt. Sie ging hinein. Im Wohnungsflur standen erste Gäste. Die sahen kurz auf, grüßten sie mit einem Kopfnicken oder einem „Hallo“ und führten ihr Gespräch fort. Die Wohnung erschien ihr groß. Mindestens drei Zimmer und eine geräumige Küche erkannte sie. Möbel gab es nur wenige. Justus sah sie nicht. War sie hier richtig? Das Alter der Anwesenden passt jedenfalls zu Justus. Und der herrschende Dresscode entsprach ihren Erwartungen. Sie wusste, dass die Klamotten teuer waren ohne modisch zu wirken. Und fast alle trugen eine Brille. Auch die waren im Trend. Zwei der Frauen trugen wuchtige schwarze Gestelle, die anderen filigrane Fassungen, in Gold, wie Justus, oder randlose. Und noch etwas fiel ihr auf: Mit ihren flachen Ballerinas überragte sie fast alle, in jedem Fall alle anwesenden Frauen.

Auf der Suche nach Justus ging sie in eines der Zimmer. Auch dieser Raum war nur spärlich möbliert, eher unmöbliert.

Sie verstand: Justus hatte die Wohnung, die er sich jetzt als gutverdienender Anwalt leisten konnte, erst jüngst bezogen und die Möblierung stand noch aus. Einstand ins Berufsleben und Wohnungseinweihung in einem. Praktisch.

Justus stand mit Roxana auf dem Balkon, als er durch das große Fenster Cecilia das Zimmer betreten sah. Er freute sich. Cecilia war der letzte Gast, der noch gefehlt hatte. Er hatte sich schon gefragt, ob sie doch nicht kommen würde? Er entschuldigte sich bei Roxana und während er auf Cecilia zuging, fiel ihm auf, wie anders sie auftrat. Das wadenlange Blusenkleid in dunklem schilfgrün floss geradezu an ihr herab und schimmerte seidig. Die unteren Knöpfe waren offen. Bei jedem ihrer Schritte sah er ein schlankes Bein bis übers Knie hinauf zum Vorschein kommen. Das blonde Haar leuchtete wie Weizen. Cecilia sah so ganz anders aus, stach unter all den anderen Frauen regelrecht heraus.

„Willkommen, Cecilia. Schön, dass du da bist.“

Auf jede Wange gab er ihr einen Kuss. „Was darf ich dir zu trinken anbieten? Weißwein? Oder lieber Sekt? Oder ein Bier? Nur Wasser darfst du nicht sagen.“

„Gerne Weißwein.“

„Komm mit.“ Er ging voraus. In der Küche beugte er sich zum Kühlschrank herab und griff nach einer Weinflasche. Als er wieder hochkam und vor Cecilia stand, wurde er abermals ihrer Größe gewahr. Sie waren knapp auf Augenhöhe.

Sie musste hohe Schuhe tragen. Später würde er nach den Absätzen sehen. Er fand ihre Größe anziehend, sehr sogar, ließ sich aber nichts anmerken.

10

Nachdem sie von Justus das Glas Wein überreicht bekommen hatte, sagte er „Lass uns auf den Balkon gehen. Ich möchte dir jemanden vorstellen.“ Sie folgte ihm. Er ging zu der Frau, mit der er auf dem Balkon gestanden hatte, als sie hereingekommen war.

„Cecilia. Darf ich dir meine Kollegin Roxana vorstellen. Die Fairfood Handels-AG gehört zu Roxanas Mandantenkreis.“

„Arbeiten Sie als Juristin in der Rechtsabteilung der Fairfood Handels-AG?“, fragte Roxana?

„Nein. Ich leite eine Region.“

„Ah. Im Vertrieb. Außendienst.“

Roxanas Tonfall sprach Bände.

Während des knappen Dialogs beobachtete sie, wie Justus das Geschenk auspackte.

Er freute und bedankte sich, und erwähnte, von dem Buch schon gehört zu haben.

„Ich hole mir eben ein Glas Wasser“, sagte sie und ging, noch bevor Justus ihr anbieten könnte, das Wasser für sie zu holen. Ihr war nicht danach, weiter neben der Zicke Roxana zu stehen.

Während sie den Balkon verließ, hörte sie Roxana sagen: „*Die dunkle Seite des Mondes*. Für einen Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei. Wie originell.“

In der Küche traf sie auf einen Mann, der nicht zur herrschenden Klasse zu gehören schien. Seine Locken waren zerzaust und seine Kleidung entsprach nicht dem uniformen Stil.

„Du bist kein Anwalt, oder.“ Sie hatte das nicht als Frage gemeint. Sie wunderte sich, ihn geduzt zu haben.

„Nein. Du sicher auch nicht.“

Sie nickte.

Beide lachten sie.

„Ich bin Arzt, heiße Benedikt. Ich bin der Freund von Roxana.“

Der Freund von Roxana. Erstaunlich. Sie hatten sich noch nicht lange unterhalten, als Roxana in die Küche kam. Sie tat, als sehe sie sich um und überlegte, was sie trinken wollte. Sie schenkte sich nichts ein.

Währenddessen hörte sie scheinbar desinteressiert zu – bis sie Benedikt mitten im Satz unterbrach.

„Leider muss ich Ihnen Herrn Dr. Bonenberger jetzt entführen. Ich muss ihn jemandem vorstellen.“ Sie zuckte mit den Schultern und entließ Benedikt mit einem Augenzwinkern. Wenig später sah sie die beiden abseitsstehen.

Roxana gestikulierte heftig und redete auf Benedikt ein. Der schwieg, den Blick zu Boden gerichtet. Ihr wurde klar, dass sie gehen wollte.

Sie kehrte auf den Balkon zurück, um sich von Justus zu verabschieden. Er begleitete sie in Richtung der Wohnungstür. Aber schon auf dem Weg dorthin wurde er von anderen Gästen in ein Gespräch gezogen. Sie ließ ihn zurück und winkte ihm beim Hinausgehen zu.

„Wir sehen uns“, hörte sie ihn ihr in den Hausflur nachrufen.

Das glaubte sie nicht. Hier gehörte sie nicht hin, hier hatte sie nichts zu erwarten. Hier war sie ein Fremdkörper.

Sonntagmittag wachte Justus auf und spürte das Verlangen nach einer Kopfschmerztablette. Die letzten Gäste waren um fünf Uhr gegangen.

Zumindest das wusste er noch. Er stand auf und sah sich um. Gute Geister hatten viele der Gläser in

die Küche gestellt. Die Pizzakartons fand er auf dem Balkon aufgeschichtet vor. Die Aufräumungsarbeiten würden sich in Grenzen halten. Er war erleichtert. Für morgen hatte er einen Transporter gemietet, um die letzten Möbel in seine neue Wohnung zu bringen.

Damit würde das WG-Leben endgültig zu Ende sein, sann er und ging ins Bad.

Ihm fiel Cecilia ein. Sie war früh gegangen. Hatte sie sich nicht wohlgefühlt? Er würde sie anrufen und ein Wiedersehen vereinbaren. Erst da bemerkte er, keine Telefonnummer von ihr zu haben. Auch wusste er nicht, wo sie wohnte und nicht, wie ihr Nachname lautete. Dienstagfrüh rief er bei der Fairfood Handels-AG an. Gottlob war Cecilia die einzige Mitarbeiterin mit diesem Vornamen. Eine Verwechslung war ausgeschlossen. Da er ihren Nachnamen aber nicht wusste, bat ihn der Mann an der Zentrale um seine Kontaktdaten, die er Cecilia für einen Rückruf zuleiten würde. Nach dem Cecilia bis Freitag nicht zurückgerufen hatte, versuchte er es ein zweites Mal. Der Mann an der Zentrale versicherte ihm, das er Cecilia die Nachricht mit der Bitte um Rückruf übermittelt hätte. Cecilia rief ihn nie zurück.

Vier Jahre später sprach Cecilia ihn an, in einem Fairfood-Markt, der kürzlich um die Ecke seines Büros eröffnet hatte.

„Hallo Justus. Wie geht es dir? Ist deine Wohnung inzwischen möbliert?“

Er stutze. Dann begriff er. „Nein und ja. Die Wohnung, in der wir damals gefeiert haben, war unsere Studenten-WG gewesen. Ich hatte sie mit zwei Freunden geteilt. Die meisten unserer Möbel hatten wir schon vor der Feier in unsere jeweiligen neuen Wohnungen umgezogen. Mit dem Fest hatte ich nicht nur meine Anstellung in der Kanzlei gefeiert. Es war auch eine Abschiedsfeier vom WG-Leben gewesen. Seither wohne ich in einer Zweizimmerwohnung. Für mich allein. Übrigens. Nach dem Abend habe ich zwei Mal versucht, dich über dein Büro zu erreichen. Schade, dass du dich nicht mehr gemeldet hast. Du wirst deine Gründe gehabt haben.“ Er sah Cecilia kaum merklich nicken. „In jedem Fall würde ich mich immer noch freuen, dich zu einem gemütlichen Abend zu treffen. Oder würde das bei jemandem zu Fragen führen?“

Er sah sie den Kopf schütteln – langsam und scheinbar nachdenklich.

„Dann wäre es wirklich schön, dich bald wiederzusehen“, bestätigte er seinen Vorschlag, ohne zu wissen wie er ihn genau meinte.

Cecilia schwieg. Lag etwa Skepsis in ihren Zügen? Er wagte einen letzten Vorstoß. „Wie wäre es mit Freitag, zwanzig Uhr? Das hätte Tradition. An einem Freitag bin ich dir aufgefahren.

An einem Freitag waren wir um zwanzig Uhr in dem Gartenlokal verabredet gewesen.“

Jetzt lachte sie und nickte. „Also gut.“

„Gerne bei mir. Magst du Sushi?“

Sie nickte.

Auf die Rückseite einer Visitenkarte schrieb er die Adresse und gab ihr die Karte. Cecilia gab ihm die ihre. Zu ersten Mal erfuhr er ihren Nachnamen.

13

Jetzt also eine Zweizimmerwohnung, Küche, Bad – vielleicht ein Balkon. Für ihn alleine, hatte er gesagt. Auf der Rückseite der Visitenkarte vergewisserte sie sich der Hausnummer. Dann warf sie einen Blick auf die Vorderseite. Das hatte sie bisher nicht getan. Zwei Veränderungen fielen ihr auf. Vor seinem Namen stand ‚Dr. jur.‘, und unter Justus‘ Namen stand ‚Partner‘. Justus hatte sich also an die Klausel zu promovieren, gehalten.

Sie bog in die ruhige Straße in dem hippen Innenstadtviertel, erkannte sanierte Altbauten und dazwischen moderne Häuser in ansprechender Architektur. In so einem wohnte er also jetzt, stellte sie fest, parkte, und sah das Schild Anwohnerparkzone. Hoffentlich kassierte sie kein Knöllchen.

Vorsorglich schickte sie ein Stoßgebet gen Himmel. Sie klingelte und betrat das beige gestrichene Treppenhaus. Im Spiegel im Aufzug streckte sie sich die Zunge entgegen. Warum? Sie wusste es nicht. Im obersten Stock stieg sie aus. Justus erwartete sie, stand an den Rahmen seiner Wohnungstür angelehnt da. Er drückte sich ab und kam auf sie zu. Jetzt freute sie sich doch, gekommen zu sein. Zur Begrüßung hielt sie ihm die Wangen hin. Sie folgte seiner Geste, vorauszugehen. Die Wohnungstür schloss sich mit einem satten Ton. Das Entree war großzügig, mit Natursteinboden und Einbaugarderobe, in der Justus ihre Jacke aufhängte. Eine schmale Tür war das untrügliche Zeichen für die Gästetoilette. Mit einer Handbewegung bat Justus sie, durchzugehen. Sie betrat einen offenen Raum – Wohnzimmer und Esszimmer in einem. Auf den zweiten Blick erkannte sie im Hintergrund einen Tresen, der die in Dämmerlicht getauchte dahinterliegende Küche abtrennte. In die andere Richtung sah sie hinter einem deckenhohen Regal als Raumteiler einen Schreibtisch.

Darauf Bluetooth-Maus und -Tastatur, und ein Bildschirm. Dahinter ein Lederdrehstuhl mit hoher Rückenlehne. Im Neunziggradwinkel ein Sideboard mit Drucker. Alles in Schwarz, und alles makellos leergeräumt.

Die einzige weitere Tür musste ins Schlafzimmer führen, das Badezimmer en Suite dahinterliegen. Eine andere Tür gab es nicht. Der Balkon war eine Terrasse. So hatte sie sich eine Zweizimmerwohnung, die ein Junganwalt anlässlich seiner ersten Anstellung bezogen hatte, nicht vorgestellt. Vielleicht war bei Justus' Eltern mal wieder zufällig eine kleine Kapitalanlage fällig geworden und sie hatten in seine Zukunft investiert. Sie ermahnte sich ob ihres Sarkasmus.

Das prasselnde Feuer im Kamin tat gut. Sie fröstelte. Auf Justus Frage nach ihrem Getränkewünsch sagte sie „Gerne Weißwein. Bitte“. Er trank Bier, aus der Flasche. Du siehst gut aus, gereift, aber auch angestrengt, stellte sie für sich fest. Dein Berufsalltag schien seinen Tribut zu fordern. Einen Ehering trug er nicht. Auch sonst erkannte sie keine Spuren einer Frau, die in der Wohnung ein- und ausging.

„Nimm bitte Platz.“ Er sah sie an – in einer Hose aus schwarzem feinem Leder, einer khakifarbenen Seidenbluse und mit einem breiten dunkelbraunen Flechtgürtel. Die Ballerinas hatte sie abgestreift, die Beine auf das Sofa hochgezogen.

Er hatte Sushi tatsächlich bestellt, das auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen stand.

„Warum bist du damals eigentlich so plötzlich und so früh gegangen?“

„Erinnerst du dich an die Schilderung meiner Kindheit in dem Heim. Es war, wie ich dir damals erklärt habe, eine Umgebung, in der sparsam mit Wörtern umgegangen wurde. Und wenn, wurde Klartext geredet. Meine Art, mit Menschen umzugehen, ist so ganz anders, als ich es an dem Abend in deiner WG erlebt habe. Ich kommuniziere ohne Drama und theatrale Gesten. Frage Roxana. Für sie war ich ein Fremdkörper, ein Eindringling in eurem Universum. Da gehörte ich nicht hin – und gehöre auch heute nicht dahin.“

Er verstand Cecilia. Als er Roxana einige Tage nach der Feier erstmals wieder begegnet war, hatte sie ihn ganz aufgebracht gefragt, wie er denn zu dieser Vertriebstussi gekommen wäre.

„Ich war dann einigermaßen überrascht, deine Bitte um Rückruf im Büro vorzufinden. Ich hatte vermutet, dass der Abend auch dir gezeigt hätte, dass ich nicht in diese Welt passe.“

Das blonde Haar fiel ihr offen über den Rücken. Sie sah toll aus, sogar besser als damals. Aber mehr als ihr Aussehen beeindruckte ihn ihre Selbsteinschätzung, und die Konsequenz, mit der sie sich seinen Versuchen zur Kontaktaufnahme verweigert hatte.

Cecilia sah ihn mit einem fast stechenden Blick an. Sie hielt den Blick einen Moment. Dann stand sie plötzlich, wie von einem Schlag getroffen, auf.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Ich hätte nicht kommen sollen. Nichts hat sich seit damals geändert. Das alles hier,“ mit den Armen zog sie weite Bögen, „und deine Frage und meine Antwort, haben mich gerade eben daran erinnert.“

Sie schlüpfte in ihre Ballerina.

Als er im Fairfood-Markt die Einladung für den heutigen Abend ausgesprochen hatte, war es sein letzter Versuch gewesen, mit Cecilia wieder und vielleicht auch näher in Kontakt zu kommen.

Jetzt gab er auf. „Wie du meinst.“

Im Entree hielt er Cecilia die Jacke hin. Dann begleitete er sie nach unten und zu ihrem Wagen.

Als Cecilia vor einem größeren Modell stehenblieb, als sie es zuletzt gefahren hatte, wusste er, dass sie in der Hierarchie ihrer Welt abermals aufgestiegen war. Er freute sich für sie.

Cecilia verabschiedete sich rasch.

„Es tut mir leid. Wirklich. Ich hätte nicht kommen sollen“, und stieg ein.

Er sah den Rücklichtern nach, bis Cecilia abbog und seinem Blick entschwand.

E N D E

Fischessen

Eine ziemlich wahre Geschichte

1

Ein letzter Blick in den Kofferraum: Die Tasche mit den Klamotten, die Fressalienbox mit Dosen vom Discounter – Gulasch, Linsensuppe, Würstchen, Tomaten. Zudem Nudeln, Gewürze, Öl, Kaffee. Kerzen, eigentlich Grablichter. Daneben zwei Bierkästen und ein Zapfkarton mit Rotwein. Der ist vier Wochen haltbar, hatte ich auf dem Karton gelesen. Und das Wichtigste: die Mappe mit den Büchern für den Lern-Endspurt fürs Examen. Es war an der Zeit, dass ich mein eigenes Geld verdiente. Mein Alter Herr hatte kürzlich auch schon etwas in die Richtung anklingen lassen.

Im Internet hatte mich die Werbung für ein Ferienhaus, ein Tiny-House, zu einem sensationellen Nachsaisonpreis angeblinkt. In der Beschreibung hieß es, das Häuschen stehe in absoluter Ruhelage auf einer Klippe und besteche durch Meerblick. Ein idealer Ort, um ungestört auf die Abschlussprüfungen zu lernen, hatte ich gedacht, und vier Wochen gebucht.

Welche Prüfung mich in der Abgeschiedenheit des Tiny Houses tatsächlich erwartete, hätte ich mir nie ausmalen können.

Als ich mich in den Wagen setzte, dämmerte das Morgenlicht. Und es roch nach Spätsommer, genauer gesagt, nach erstem September. Das Piepsen der Vögel war kaum mehr hörbar. Bald würden sich weitere Schwärme in den Süden aufmachen. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und schaute in den Rückspiegel. Mein kaum zu bändigendes dichtes Haar stand noch zerzauster ab, als sonst. Ich schnallte mich an und startete den Motor.

Am frühen Nachmittag erreichte ich das Ziel. Der Ort lag abseits und war überschaubar. Die Häuser waren niedrig und manche standen schief. An dem mit Kopfsteinen belegten Hauptplatz bekam ich in einem Laden für Schwimmhilfen in Form von Einhörnern und Flamingos, für Strohhüte, Sonnencreme, und Bademode den Schlüssel für das Tiny House ausgehändigt. Um den Platz dösten ein Café und zwei Restaurants in der Sonne, und eine geschlossene Bar. Die Tische unter den Sonnenschirmen waren nicht belegt. Kellner lehnten an den Eingangstüren und schienen auf Gäste zu hoffen. Sie riefen sich gegenseitig etwas zu. Ihre Stimmen klangen heiser.

Der einzige weitere Laden war ein winziges Lebensmittelgeschäft, das alles führte, was mir noch gefehlt hatte: Brot, Butter, Käse, Eier, Milch, Wasser und Salat.

Bis zu dem Tiny-House waren es drei Kilometer die Küste entlang. Das Dutzend baugleicher Häuschen lag in einem Kiefernwald. Ich bewohnte Nummer 4. Die Behausung war geräumiger, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Kleidertasche schob ich unausgepackt unters Bett. Die Lebensmittel verstautete ich in der Küche, ein paar Bier im Kühlschrank. Den Ess- tisch kürte ich zum Schreibtisch und reihte die Bücher auf der Eckbank auf. Der Endspurt konnte beginnen.

Aber bevor ich anfangen würde zu lernen, wollte ich mich orientieren. Ich rollte die Hosenbeine hoch und ging barfuß den Weg von der Klippe hinunter zum Strand. Der Sand war fast noch heiß. Ich lief in Richtung des Ortes, in dem ich den Schlüssel abgeholt hatte. Nach einer Viertelstunde fiel mir auf, dass außer mir niemand unterwegs war. Irgendwann erreichte ich ein Lokal. Es schien das einzige Strandrestaurant weit und breit zu sein. Auf der mit Bambus- matten beschatteten Holzterrasse saßen nur wenige Gäste. Saisonende, fiel es mir ein.

Ich kehrte um und lief in die entgegengesetzte Richtung. Ich kam unterhalb der Klippe, auf der meine Kemenate stand vorbei und lief den Strand weiter ab. Er schien endlos zu sein – auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Dünen. Am Horizont ein weiteres Wäldchen, und nirgendswo war auch nur eine Menschenseele zu sehen.

Am späten Nachmittag und den Abend büffelte ich den Stoff, den ich für den Ankunftstag geplant hatte. Gegen Mitternacht ging ich mit einem Bier in der Hand zur Kante der Klippe und schaute aufs Meer. Das Wasser war bleiern. Auf jedem Scheitel der anrollenden Wellen legte das Mondlicht einen silbrigen Streifen. Der zersplitterte, wenn die Brandung donnernd auf den Strand aufschlug. Als ich mich umdrehte um zurückzugehen, durchschnitt ein einziges Licht das Dunkel der Nacht. Die Lampe über meinem Schreibtisch. Keines der anderen Häuser war bewohnt.

Wenig später lag ich im Bett und hörte die Brandung. Mir wurde klar, dass Tiny für meine Hütte zutraf, aber House an Hochstapelei grenzte. Es war eine dünnwandige, hellhörige Bretterbude.

2

Zwischenzeitlich ist es Mitte September und der Sommer scheint dem Herbst keinen Platz einräumen zu wollen. Jeden Morgen leuchtet der Himmel in milchigem Hellblau – bis die Luft ab mittags flimmert. Das Strandrestaurant, in dem Magdalena und ich sitzen und zu Mittag gegessen haben, ist auch heute nur spärlich besucht. Ende des Monats schließt es und öffnet erst wieder Ostern.

Vor zwei Wochen habe ich Magdalena kennengelernt. Dort unten am Strand, unterhalb der Dünen, zu denen Magdalena gerade hinüberschaut. Die Kulen der Dünen wurden bald unser Versteck.

Ich lag hinter einem Felsbrocken im Sand, um ungestört zu lernen. Dabei war nirgends jemand zu sehen, der mich hätte stören wollen. Über dem Buch schließt ich ein. Als ich aufwachte, hörte ich ein Geräusch. Ich setzte mich auf, schaute auf die andere Seite des Brockens – und sah sie: blond, braungebrannt, nackt.

Vor Schreck schrie sie auf – und sprang auf.

„Entschuldigung“, stammelte ich.

„Mein Gott. Wie kannst du mich nur so erschrecken“, waren ihre ersten Worte, und sie wickelte sich das Handtuch um.

„Tut mir leid. War nicht meine Absicht. Übrigens. Ich heiße Jan.“

„Magdalena.“

Magdalena fand die Fassung dann schnell wieder. Kaum kamen wir ins Gespräch, erzählte sie, Sprachwissenschaften und Politische Wissenschaften zu studieren, mit dem Ziel Journalismus.

„Derzeit habe ich Semesterferien und bin für einige Tage hergekommen, um meine Eltern zu besuchen. Sie leben hier,“ ergänzte sie ihre Schilderung.

Ich erzählte von meinem Holzhäuschen mit Meerblick auf der Klippe. „Ich gehe davon aus, dass mich in dieser Gegend um diese Jahreszeit keine besonderen Überraschungen erwarten und mich vom Lernen abhalten werden.“

Magdalena nickte. „Stimmt. Ich kenne die Häuschen. Die sind vor Jahren aufgestellt worden. Während des Sommers herrscht da oben Hochbetrieb. Jetzt ist die Saison vorbei. Vielleicht bist du sogar der einzige Gast. Nichts und niemand wird dich vom Lernen ablenken.“

Wir redeten den restlichen Nachmittag über weiter. Magdalena gestikulierte heftig, fixierte mich mit ihrem klaren Blick, und wenn sie lachte, blitzten ihre schönen Zähnen. Wenn sie schwimmen ging, ließ sie das Handtuch zurück.

Irgendwann sagte sie „Ich möchte dich zum Abendessen einladen. Darf ich? Dort vorne.“ Sie deutete auf das Strandrestaurant, bis zu dem ich am Vortag gelaufen war. „Du müsstest aber Fisch essen. Das ist die Bedingung.“

Ich bedankte mich und sagte gerne zu. Magdalenas lebendige Art gefiel mir. Und der Lernstoff würde einen Abend auch ohne mich auskommen. Später habe ich mich aufgemacht zu meinem Häuschen, habe geduscht, mich angezogen und bin den Strand entlanggelaufen zu dem Restaurant.

Magdalena erwartete mich auf der Terrasse. In einem Kühler stand eine Flasche Weißwein. Der Wein war frisch und kühl. Kaum fing ich an den auf den Punkt gegrillten Fisch zu filetieren und das saftige und zarte Fleisch zu genießen, verstummte Magdalena und ließ mich nicht mehr aus dem Blick. Nach dem ich den letzten Bissen gegessen hatte, strahlte sie mich mit ihren üppigen und schön geschwungenen Lippen an. Und ihre Augen leuchteten. Von da an war ihr Redefluss wieder nicht mehr zu bremsen.

Später brachen wir zu einem nächtlichen Spaziergang auf, erst entlang des Wassers, dann durch die Dünen. Irgendwann verlor ich die Orientierung, bis wir plötzlich vor meiner Hütte standen.

Magdalena blieb. Ich war froh, dass die anderen Unterkünfte unbewohnt waren – so hellhörig wie die Klause war. Von da an fiel mir das Lernen schwer.

3

Seit Magdalenas Abendeinladung zum Fischessen haben wir wiederholt in dem Strandrestaurant gegessen. Auch heute. Meine Espadrilles liegen unter meinem Stuhl und ich spüre die rauen Holzbohlen der Terrasse. Ein Windhauch streichelt um meine bloßen Beine. Gelegentlich hebt eine Böe den Sonnenschutz über unseren Köpfen an.

Dann blendet mich das gleißende Sonnenlicht für einen Augenblick. Magdalena hat eine Vorspeisenplatte mit gegrilltem Gemüse, Oliven und Peperoni gegessen. Sie ist die einzige Frau, die ich bisher kennengelernt habe, die ihre Peperoni selbst isst. Ich habe mal wieder einen gegrillten Fisch gegessen. Auch heute verstummte Magdalena, und ihr Blick blieb auf den Teller und mich fixiert, bis nur noch das Fischskelett und der Kopf übrig waren. Warum sie das jedes Mal tut, bleibt ihr Geheimnis. Mir kommt es jedenfalls so vor, als würde es ihr ein diebisches Vergnügen bereiten, mir dabei zuzusehen, wie ich das saftige Fleisch genieße.

4

Der Tisch ist leergeräumt. Nur unsere Gläser und die leere Weinflasche stehen noch da und halten die weiße Papiertischdecke fest. Träge Stille liegt in der Luft. Magdalena hat ihren Stuhl quer gestellt und sitzt im Profil zu mir da. Ich sehe sie an. Sie blickt den Strand entlang, wieder herüber zu den Dünen, in denen wir, wenn wir keinen Ausflug in die Umgebung unternehmen, die Tage verbringen. Verschluckt von einer Sandkuhle und unsichtbar für die Welt, genießen wir Sonne und Wind.

Und statt, dass ich Kapitel um Kapitel in meinen Büchern lasse, erliegen wir den Lehren Vatsyayanas.

Gelegentlich schürzen wir uns Handtücher um, rennen über den Strand, lassen sie an der Wasserlinie fallen, und springen ins Meer. Die Tücher wären eigentlich nicht nötig. Fast nie ist irgendjemand am Strand. Meine Vorbereitungen auf das Examen habe ich in den Wind geschrieben und entschieden, ein Semester später anzutreten. Die Berufswelt würde auch noch ein weiteres Halbjahr ohne mich auskommen. Gedanken an die mahnenden Worte meines Alten Herren schiebe ich von mir. Er wird es verkraften, mich noch ein paar weitere Monate zu finanzieren. Magdalena spricht nicht mehr davon, nur einige Tage bleiben zu wollen.

Magdalena dreht sich aus ihrer seitlichen Sitzposition zurück an den Tisch. Mit beiden Armen langt sie herüber und fährt mir durchs Haar. Dann hält sie meinen Kopf und sieht mich an.

„Heute erzähle ich dir eine Geschichte. Noch nie habe ich die Geschichte erzählt. Niemandem. Sie handelt von Magdalena.“

Wenn er von der Arbeit auf dem Meer heimkam, nahm er Magdalena, als sie noch klein war auf, und warf sie mit seinen riesigen Händen in die Luft. Dann jauchzte Magdalena vor Vergnügen. Oft umfasste er danach auch seine Frau Joanna und wirbelte auch sie umher. Wenn auch Joanne jauchzte, flüsterte er ihr etwas ins Ohr, worauf sie den Kopf zurückwarf, lachte, ihn bei der Hand nahm und ins Schlafzimmer zog. Wenig später hörte Magdalena dann, während sie in ihrem Bettchen lag, aufwallende Laute. Allmählich verstand Magdalena, dass die Laute Ausdruck der Freude waren.

Magdalenas frühste Erinnerung an ihre Mutter waren deren Haare. Die waren lange und dick und dicht, und leuchteten wie Gold. Kaum konnte Magdalena greifen, spielte sie mit den glänzenden Locken. Von ihrem Wohnhaus waren es nur wenige hundert Meter zum Meer, und so verbrachte Magdalena als kleines Mädchen unzählige Tage mit der Mutter am Strand. In der kalten Jahreszeit liefen sie die Wasserlinie ab und hielten nach Treibgut Ausschau. Sobald es warm wurde, badeten sie oder bauten Seejungfrauen und Meeresmonster aus Sand, die sie mit Muscheln verzierten. Wenn sie im warmen Sand lagen und in den Himmel schauten erfanden sie Märchengeschichten zu den Wolkenfiguren über ihnen.

Und natürlich beobachteten sie das Meer und die Wellen, und wenn sie nicht über ihren Vater, der irgendwo da draußen auf seinem Kutter stand und Fische fing, redeten, so dachten sie an ihn.

Immer waren sie allein und sommers immer nackt. Der nächste Ort war zu Fuß fast eine Stunde entfernt und nie kamen Fremde an den Strand.

Einmal in der Woche fuhr Joanna zum Einkaufen in die Kreisstadt und Magdalena begleitete ihre Mutter. Magdalena war fünf, als sie anfing, die Einkaufsfahrten spannend zu finden. Wenn sie mit ihrer Mutter zwischen den schmalen, hohen Häusern über die Gassen lief oder Geschäfte betrat, erkannte sie zunehmend, wie unterschiedlich die Menschen waren. Männer und Frauen, junge und alte, Kinder, große, kleine, zierliche, kräftige, laute und stumme, und die Vielfalt an Haut- und Haarfarben. Und anders als ihr Vater, hatten manche Männer dicke Bäuche, und anders als ihre Mutter, hatte manche Frauen mächtige Brüste. Mit jedem Mal entdeckte Magdalena neu Details. Als sie eines Tages wieder einmal mit ihrer Mutter im Sand lag und sie ansah, dachte sie an die Menschen in der Kreisstadt und erkannte, wie schön ihre Mutter war. Und wie weiß und ebenmäßig und seidig die Haut der Mutter war. Und in der Sonne leuchteten die langen Haare und die dicht bewachsene Scham noch goldener.

Nach langem Nachdenken sagte Magdalena:

„Du bist die schönste Frau auf der Welt. So schön wie du möchtest ich auch werden. Und so schöne Haare und so weiche Haut möchtest ich auch haben, wenn ich groß bin.“

Und nach einer Pause fragte Magdalena „Wieso hast du eigentlich so weiße Haut?“

Joanna streichelte Magdalena über die Wange.

„Weil Milch in meinen Adern fließt.“

Magdalena dachte lange nach bis sie ahnte, dass das nicht stimmen konnte. Sie fand die Vorstellung aber lustig und kicherte.

Joanna legte die wöchentlichen Fahrten in die Stadt so, dass die Einkäufe erledigt waren, wenn Mateusz mit seinem Kutter in den kleinen Hafen einfuhr. Sie beobachteten ihn dann beim Sortieren des Fangs und Magdalena liebte es, ihm dabei zuzusehen, wie er mit seinen großen Händen jeden Fisch liebevoll aufnahm und sie nach Art und Größe auf die Kühlkisten verteilt.

Anlässlich Magdalenas sechsten Geburtstags Mitte März unternahmen ihre Eltern einen Ausflug mit ihr in die entfernte große Hafenstadt. Nie zuvor war Magdalena dort gewesen. Im Hafen erklärte der Vater ihr die großen Trawler.

„Die Männer, die auf diesen Schiffen arbeiten und Fische fangen, sind wochenlang auf dem Meer bevor sie irgendwann wieder nachhause zu ihren Familien zurückkehren.“

Bei der Vorstellung, ihr Vater würde nicht jeden Tag nachmittags nachhause kommen, bekam Magdalena Angst. Sie legte ihre kleine Hand in seine rechte und spürte Kraft und Geborgenheit. Und sie sah ihre Mutter beide Hände um den linken Oberarm des Vaters klammern und den Kopf an seine Schulter legen. Magdalena liebte ihre Eltern sehr.

Die Monate bis zum ersten Schultag hielt Magdalena vor lauter Erwartungen an die anderen Kinder kaum aus. Schnell freundete sie sich dann mit einigen Mädchen an. Fortan verbrachten die Freundinnen Sommer um Sommer endlose Stunden am Strand unterhalb Magdalenas Elternhauses und tobten umher. Als die Freundinnen in die Pubertät kamen entdeckten sie die Dünen als Versteck für sich. Dort sprachen sie über Jungs und stellten fest, wie unterschiedlich ihre Körper sich entwickelten, obwohl sie doch alle Mädchen waren.

Irgendwann wechselte Magdalena auf die weiterführende Schule in der Kreisstadt und übernachtete von Montag bis Freitag in dem angeschlossenen Internat.

Ihre Mutter nahm Arbeit in dem neu eröffneten Fremdenverkehrsbüro im Ort an. Der aufkeimende Tourismus erforderte alle Hände. Wenn Magdalena freitags nach Hause kam, brachte der Vater die schönsten Fische mit. Sie begann ihm zuzusehen, wenn er die Fische mit seinen mächtigen Händen fast zärtlich vorbereitete und nach dem Braten filetierte. Behänd zog er die Haut ab, entfernte die Flossengräten, hob die oberen Filets auf die Teller, dann das Grätsenskelett mit dem Kopf ab, und verteilte die unteren Filets. Das tat er ohne jede Hast und doch so flink, dass alle ihre Portion bekam solange das Fleisch noch heiß und saftig war.

„Woher weißt du, wie du mit den Fischen umgehen musst?“, fragte sie ihn eines Tages.

Der Vater überlegte und sagte schließlich: „Das liegt an meiner Liebe zur Schöpfung. Alle Meeresbewohner haben ihre einmalige Lebensform und Anatomie. Das gilt es, zu respektieren.“

Magdalena dachte nach. „Und Landtiere?“

„Da ist es genauso. Nimm die Bienen. Es gibt endlos viele Bienenarten. Die kleinste Art ist unter zwei Millimeter, die größte fast vier Zentimeter. Das ist zwanzig Mal größer. Es gibt Bienenarten, die als Einzelgänger leben, andere organisieren sich in Kolonien von nur einigen hundert. Wiederum andere leben in riesigen Bienenstaaten.

Es gibt fleißige, soziale und aggressive Bienensorten, und solche ohne Stachel. Und doch sind sie alle Bienen“

„Und bei den Menschen?“, fasste Magdalena nach einer Weile nach.

„Da ist es ähnlich. So, wie jeder Mensch über eine einmalige Persönlichkeit und ein individuelles Aussehen verfügt, besitzt er eine eigene Anatomie. Nur wer diese Einzigartigkeiten erkennt und annimmt, wird Liebe erleben.“

Magdalena dachte an ihre Freundinnen, wenn sie sich in den Dünen versteckten. Bei jeder hatte sich der Körper unterschiedlich entwickelt, obwohl sie doch alle Mädchen, zwischenzeitlich fast schon junge Frauen waren. Aber was hatte das mit Liebe erleben zu tun?

Magdalena war sechzehn, da entdeckte sie den Bücherschatz ihrer Mutter. Nie zuvor hatte sie sich dafür interessiert. Kreuz und quer zog sie Bücher aus den Regalen und las Inhaltsangaben. Sie suchte nach Titeln, in denen Frauen und die Liebe im Mittelpunkt standen. Sie hoffte, so auch mehr über sich selbst zu erfahren, und vielleicht etwas davon, wovon ihr Vater gesprochen hatte. Sie stellte eine Auswahl zusammen, die sie während der bald beginnenden Sommerferien lesen würde.

Darunter waren Titel wie Lady Chatterleys Liebhaber, Little Women, Madame Bovary, Nana und Erwachende Herzen. Am ersten Ferientag ging Magdalena mit einem Handtuch und Bonjour Tristesse zum Strand. Sie war allein. Touristen aus der neu eröffneten Ferienanlage in dem Kiefernwäldchen auf der Klippe verirrten sich nur selten bis zu dem Strandabschnitt unterhalb ihres Elternhauses. Sie begann zu lesen. Der Lebensstil des jungen Mädchens, das nicht älter war als sie selbst, und dessen Gedanken, fasziinierte sie. Zunehmend fiel es ihr schwerer, sich auf die Entwicklung der Geschichte zu konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken ab. Irgendwann blickte sie erst aufs Meer hinaus, dann zurück von wo sie gekommen war. Ein feiner Wind hatte ihre Spur im Sand verwehte. Niemand könnte ihr folgen, sie ausfindig machen. Aber wer hätte das schon sein sollen, ihr folgen und sie finden wollen?, grübelte sie. „Verschollen am Strand“, fiel ihr ein. Wäre das ein Buchtitel? Vielleicht sollte sie in ihrem Leben etwas mit Schreiben machen? Sie schlug den Roman wieder auf und las weiter in den vergilbten Seiten. Nach weiteren Seiten war sie von den Ereignissen aufgewühlt und begann sich zu fragen, wie es wohl wäre, einen Freund zu haben. Noch nie war sie mit einem Jungen ausgegangen, hatte noch nie einen Jungen geküsst. Gerne würde sie das ausprobieren.

Dass, was sie spüren und erfahren wollte, kannte sie nur von Liebesszenen und gelegentlichen Liebesakten in Filmen. Wann würde es bei ihr soweit sein?

Während sie den Gedanken nachhing, vernahm sie einen Ton aus den Dünen hinter ihr. Der Klang schwoll an. Winselte da ein Tier, ein Hund? Sie legte das Buch zur Seite und sah hoch. Noch nie waren Geräusche von dort gekommen. Sie stand auf, lief über den Strand und erkomm die Dünen. Vorsichtig schaute sie in die Sandmulde. Nichts. Dafür hörte sie das Gewinsel deutlicher. Gebückt schlich sie weiter. Am Rand einer Kuhle entdeckte sie einen aufgeschichteten Kleiderstapel: Rock, Bluse, Slip und BH. Daneben säuberlich abgelegt eine Shorts und ein T-Shirt. Das Gewinsel war jetzt ein Stöhnen. Sie blickte auf und sah einen roten Haarschopf auftauchen und gleich wieder verschwinden. Abermals leuchtete der Schopf auf und tauchte ab. Jetzt robbte sie voran und schaute in die Kuhle. Das rote Haar gehörte einer Frau. Sie war nackt und hockte auf einem Mann. Der war auch nackt und lag auf dem Rücken. Die Frau bewegte sich. Auf und ab. Magdalena konnte nicht wegsehen, war wie hypnotisiert. Auf und ab. Die Bewegung erschien mechanisch. Auf und ab. Magdalena war klar, was da vor sich ging. Aber es fehlte jede Leidenschaft, wie sie das aus Filmen kannte, war ihr Resümee.

Als sich das Gewinsel zwei Tage später erneut erhob, verließ Magdalena den Strand. Für den nächsten Tag lud sie Sahra und Jonas aus der Schule ein, mit ihr den Tag am Strand zu verbringen. Abends grillten sie Fische, die ihr Vater mitgebracht hatte. Während des Essens fiel Magdalena auf, wie gewandt Sahra ihren Fisch zerlegte und aß. Jonas dagegen, stocherte ungeschickt, ja geradezu grob in seinem Fisch herum. Das Fleisch musste längst kalt und trocken sein, war sie sich sicher. Sie hatte Mitleid mit dem Fisch. Als sie im Bett lag, sah sie nochmals Jonas tölpelhaft an seinem Fisch herumfummeln. Jonas hatte nicht gewusst, wie er an das zarte Fleisch kam, solange es heiß und saftig war.

Einige Tage später saß sie wieder am Strand, auf den Knien einen neuen französischen Roman, und las. Plötzlich wurde sie abgelenkt. Der Wind trug Rufe aus den Dünen zu ihr herüber. Was war diesmal dort oben los? Sie legte das Buch *Erwachende Herzen* zur Seite, rannte hoch und folgte den immer deutlicher werdenden Lauten. Sie sah ein Kleid, Bermudas und ein Poloshirt wie weggeschleudert im Dünengras verteilt. In der Senke erkannte sie die Frau mit dem roten Schopf – und traute ihren Augen nicht. Alles war so anders als zuletzt, auch der Mann war ein anderer. Die beiden waren wie verknotet. Welches Bein, welcher Arm gehörte wem?

Die Augen der Frau glühten. Der Mann sah die Frau mit gierigen Blicken an. Plötzlich legte die Frau den Kopf zurück und stieß langgezogene Rufe aus.

Magdalena kroch erst rückwärts und dann lief sie über den Strand zu ihrem Handtuch auf dem das Buch lag. Sie setzte sich und griff nach dem Roman. Aber anstatt zu lesen, blickte sie über das Meer zum Horizont. Nur wer die Einzigartigkeit eines Menschen und dessen individuelle Anatomie versteht, wird Liebe spüren und Liebe erfahren, hatte ihr Vater sinngemäß gesagt. Erstmals glaubte sie, den Sinn der Worte zu erahnen. Auch die beiden eben in der Sandkuhle, kannten offensichtlich diese Weisheit. Ihr Vater erschien ihr auf einmal als weiser Mann.

6

„Jetzt kennst du Magdalenas Geschichte und die Wahrheit.“

Magdalena sitzt mir gegenüber. Still sieht sie mich an. Stumm wie ein Fisch – geht es mir durch den Kopf. Ich sehe ihr in ihre wasserblauen Augen und sage: „Der Fisch – Symbol für das Leben, für Glück, Liebe und Fruchtbarkeit. Seit du die Weisheit eines erfahrenen Fischers verstanden hast, fungiert die Einladung zu Fischessen als Anatomie-Prüfung – quasi als Eignungstest für deine Aspiranten. Richtig?“

Magdalena setzt ein unschuldiges Lächeln auf.

„Fische wollen genossen werden, solange sie heiß sind. Erkaltet das Fleisch, wird es trocken und ungeeßbar.“

„Womit du deinem Sternzeichen Fisch treu bleibst.“

Ich überlege zu sagen, welches Glück ich hätte, die Prüfung bestanden zu haben – lasse es aber. Beide haben wir Glück.

Wir halten den Blick. Dann stehen wir im selben Moment auf. Wir schieben die Stühle an den Tisch, laufen den Strand entlang und entschwinden der Welt in die Dünen. Bezahlen dürfen wir nicht. Das Strandrestaurant gehört Magdalenas Eltern. Mit dem aufkommenden Tourismus hatte Mateusz seinen Kutter verkauft und lebt seine Liebe zu Fischen seit-her in der Küche aus.

E N D E

Das Leben schreibt die wunderbarsten Geschichten. Tatsächlich praktizierte Magdalena die Fischessen während ihres Studiums.

Dreifaltigkeit

1

Eduard freute sich. Der Smoking, eine Maßanfertigung, passte ihm noch immer. Nur einmal jährlich, zu den Festspielen, holte er das Kleidungsstück aus dem Schrank. Er rückte das blütenweiße Einstecktuch zurecht, betrachtete sich im Spiegel und nickte sich zufrieden zu.

„Mein lieber Eduard“, raunte er, „für deine dreißig und fünfzig siehst du noch recht passabel aus.“

Mit dem Zeigefinger fuhr er unter dem Hemdkragen entlang. Der lag durch die gebundene Fliege eng an. Er wusste nur zu genau, warum er seit langem im Alltag keine Krawatten mehr trug.

Er vergewisserte sich, dass er die Brieftasche und das Etui mit den Visitenkarten eingesteckt hatte. Auf dem Smartphone überprüfte er seinen Sitzplatz: Reihe sieben, Mitte. Seit Miriam mit ihrem Geliebten nach Argentinien durchgebrannt war, genoss er wenigstens die Genugtuung, stets erstklassig zu sitzen. Einzelkarten in den vordersten Reihen waren immer verfügbar.

Er verließ das Hotel, überquerte den Theaterplatz und blickte nach oben. Würde es regnen? Egal – er freute sich auf die Premiere der Neuinszenierung.

Das Opernhaus betrat er erst knapp vor Vorstellungsbeginn. Er wollte den Lärmpegel im Foyer vermeiden. Der gehörte zu jenen Phänomenen, die Rauschen in seinem Gehör auslösen konnten. Während er Richtung Zuschauerraum schritt, vernahm er einzelne Wortfetzen. Dazwischen Gläserklirren. Das Klingelzeichen ertönte. Kurz bevor er den Eingang zum Parkett erreichte, vernahm er inmitten der Geräuschkulisse eine Stimme. Ihre Stimme. Die Stimme nahm ihm den Atem.

Ariane. Das konnte nicht sein. Ariane war tot – bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. In der Hoffnung, die Stimme nochmals zu hören, blieb er stehen. Es war ihm egal, dem einsetzenden Strom in den Zuschauerraum im Weg zu stehen. Er brauchte Gewissheit. Und da war sie wieder. Die Stimme. Ihre Stimme. Es musste Ariane sein. Lebte sie? Er sah sich um. Würde er sie erkennen, nach sechsundzwanzig Jahren? Es war so unerwartet passiert. Alles ging so schnell. Er sah in Gesichter.

Die Klingel ertönte zum dritten Mal. Er musste auf seinen Platz. Alle saßen bereits, als er zu seiner Reihe kam. Mit versteinerten Mienen erhoben sie sich wieder. Er verabscheute es, zu spät zu kommen.

Kaum saß er, ging auch schon das Licht aus. Er hätte gerne noch zwei Minuten gehabt, wenigstens eine, um sich auf die Aufführung einzustellen.

Aber der Dirigent kam bereits, verbeugte sich knapp, wandte sich dem Orchester zu und gab den Einsatz. Die ersten Noten der Ouvertüre spürte er mehr, als dass er sie hörte. Aber er wusste, dass es ihm ohnehin unmöglich sein würde, sich auf die Musik zu konzentrieren. Augenblicklich eilte er mit den Gedanken zu Ariane. Hatte er sich vielleicht doch getäuscht? Gut, er kannte Zwillingschwester, deren Stimmen waren selbst für ihre Mutter nicht zu unterscheiden gewesen. Ariane hatte aber keine Schwester gehabt. Stimmen waren wie Fingerabdrücke, einmalig. Es musste Ariane sein. Sie musste hier im Saal sein. Aber wie war das möglich? Wie ein Blitzlicht-Gewitter zuckten Erinnerungen vor ihm auf. Zusammen waren sie eingeschult worden. Er als Spätentwickler mit sieben. Später hatte Ariane eine Klasse übersprungen und mit siebzehn Abitur gemacht. Ariane war sechzehn, als sie sich ineinander verliebten. Unbedarf und unbeholfen hatten sie sich dem Abenteuer Liebe genähert und waren bald mutiger geworden. Meist war es Ariane gewesen, die Neues ausprobieren wollte, so wie auf dem federnden Waldboden mit dem weichen Moos. Er war auf dem Rücken gelegen, ein Zapfen hatte ihn wundgescheuert.

Die Musik schwoll an. Er wollte nicht weiter an Arianes verrückte Eskapaden denken.

Und auch nicht an ihre Anziehungskräfte. Tag um Tag, Nacht um Nacht, mit Haut und Haaren, hatte sie ihn wahnsinnig gemacht. Ariane hatte ihn tief durchdrungen und auch später noch war er ihr lange ausgeliefert geblieben.

Nach seinem Abitur waren sie zusammengezogen. Er studierte Volkswirtschaft und im Nebenfach Kunstgeschichte. Ariane kam ins dritte Semester Medizin. Nach dem Physikum, im klinischen Abschnitt, war sie nicht nur durch ihre Leistungen aufgefallen, sondern dem Chefarzt auch durch ihr Äußeres. Er selbst hatte das erst mitbekommen, als Ariane Hals über Kopf auszog. Von einem Tag auf den anderen hatte sie ihn sitzen gelassen. Trotz all der vergangenen Jahren zog es ihm bei seinen Erinnerungen auch jetzt noch den Magen zusammen.

Ein Paukenschlag schien ihn zu ermahnen, sich auf die Musik zu konzentrieren. Mein Gott – was hatte er sich auf die Inszenierung gefreut. Nichts davon war mehr übrig und schon Sekunden später zogen neue Bilder auf. Anlässlich von Ehemaligentreffen der Schule hatte er immer gehofft, Ariane wiederzusehen. Aber sie war nie aufgetaucht, und nie hörte er etwas über sie.

Nachdem Ariane ihn sitzengelassen hatte, war er überzeugt gewesen, dass sie für ihn unerreichbar bleiben würde – bis er das Bild entdeckte. Als er die

Ansicht zum ersten Mal gesehen hatte, wusste er sofort, dass er das Gemälde haben wollte – es besitzen musste. Und das Werk hatte in ihm eine Kraft heraufbeschworen, die ihn ermutigte, Ariane ausfindig machen zu wollen. Das war vor fünf Jahren. Zwei Monate nachdem er das Bild gekauft hatte, war ihm dann Ariane einstiger Kommilitone Martin über den Weg gelaufen. Er kannte das Datum der Begegnung noch genau. Er hätte Martin nicht erkannt. Martin aber ihn. Aufgedunsen und schwitzend war Martin vor ihm stehengeblieben. Nach einem kurzen „Hallo. Und, wie geht's so?“, hatte Martin ihm ein Gespräch aufgedrängt – mitten auf der Straße. Erst erzählte er, dass Ariane nie als Ärztin tätig geworden sei, sondern als Mitinhaberin eines Private Equity-Unternehmens reich geworden wäre. Dann faselte Martin von einem Verkehrsunfall, bei dem Ariane ums Leben gekommen war. Trotz der vergangenen Zeit hatte ihn die Nachricht fast um den Verstand gebracht – und der Plan, Ariane ausfindig zu machen, zersplitterte.

Wie passte die einstige Begegnung mit Martin damit zusammen, dass er gerade Ariane Stimme gehört hatte? Aber konnte er sich sicher sein, dass es wirklich Ariane Stimme gewesen war?

Und Martin. Vor drei Monaten hatte er die Todesanzeige in der Zeitung gelesen. Kaum dreiundfünfzig war Martin geworden.

In der Pause trieb ihn der Lärm im Foyer ins Freie, unter die Arkaden. Obwohl es begonnen hatte, sanft zu regnen, war die Temperatur mild. Er lief den Gang herunter. Am Ende kehrte er um. Eigentlich wollte er im Programm lesen, aber die Gedanken an Ariane begleiteten ihn mit jedem Schritt.

„Eduard?“, hörte er seinen Namen. Bei dem Namen war immer er gemeint. Kaum noch jemand hieß so. Und da war sie wieder – die Stimme. Er drehte sich um und erkannte sie sofort. Ariane.

Wie zur Salzsäule erstarrt, blieb er stehen. „Ariane – was für eine Überraschung.“ Er merkte, dass er kein weiteres Wort über die Lippen bekommen würde, und dass er gestammelt hatte.

„Sieh mich nicht so an. Ich bin doch kein Gespenst.“

Er versuchte sich zu fangen und nicht an die Geschichte von dem Unfall zu denken. Er streckte Ariane die Arme entgegen. Er kam sich unbeholfen vor. Zu seiner Verblüffung umfasste sie ihn. Es war ihm sogar so, als schmiegte sie sich kurz an ihn.

Nachdem Ariane sich wieder von ihm gelöst hatte, sah er sie an. Sie sah umwerfend aus. Und apart. Auf ihrem Antlitz lag ein zugewandtes Lächeln.

„Du siehst gut aus“, erlöste sie ihn aus seiner Erstarrung, „wirklich. Es scheint dir gut zu gehen. Das freut mich. Weißt du eigentlich – nein, woher solltest du auch – dass ich dich in den Medien verfolge? Immer wieder lese ich von dir, in Kunstmagazinen oder anlässlich großer Art Shows in der Tagespresse. Dein Wort hat Gewicht in der Kunstszen. Deine Karriere als Galerist im internationalen Kunstmarkt ist beeindruckend. Diesen Weg habe ich bei dir nie erahnt. Aber so ist das Leben. Voller Überraschungen.“

Wie Recht sie hatte, dachte er. Das Leben war wirklich voller Überraschungen. So wie gerade eben.

„Wollen wir uns in der zweiten Pause wieder hier treffen?“, brachte er gerade noch heraus.

Ariane nickte zustimmend. Das Klingelzeichen ertönte zum zweiten Aufzug. Mit einigen Rückwärtschritten entfernte sie sich und winkte. Dann drehte sie sich um und ging. Er sah ihr zu – wie sie ging – sah ihr nach. Das dunkelblonde Haar war wie früher dicht und lang. Es war zu einer eleganten Spirale eingedreht und rückseitig hochgesteckt. Einige Haare ragten verspielt heraus. Bei jedem ihrer Schritte glitzerten ihre Pumps unter dem lichtgrauen Seidenkleid, als seien sie mit hunderten Diamanten besetzt.

Ihm wurde klar, dass er sie größer in Erinnerung hatte. Es war wohl ihre Persönlichkeit. Ariane gefiel ihm. Rundherum. Noch immer.

Ariane bemerkte kaum, wie sich der Saal verdunkelte, Applaus aufkam, als der Dirigent vor das Orchester trat, und die Musik einsetzte. Sie dachte daran, wie sie vor Vorstellungsbeginn, als sie Eduard das Foyer durchqueren gesehen hatte, die ersten Stufen zu den Rängen wieder herunter und in seine Richtung geeilt war. Als sie ihn fast erreicht hatte, war sie mit einer Dame zusammengestoßen, deren Glas daraufhin überschwappte. Mehrfach hat sie sich bei ihr entschuldigt, obwohl diese betonte, es sei doch nur Wasser gewesen. Dabei beobachtete sie Eduard aus dem Augenwinkel. Zwei Meter entfernt war er stehengeblieben, jedoch vom Zuschauerstrom abgeschnitten und hatte sich umgesehen. Dann war er weitergegangen. Sie musste sich daraufhin beeilen, um noch rechtzeitig auf ihren Platz zu gelangen.

Nicht einen Moment hatte sie daran gezweifelt, dass es nicht Eduard gewesen war. Auch nach all der Zeit wusste sie, wie er aussah. Wenn sie Bilder von ihm in der Presse entdeckte, betrachtete sie ihn nachdenklich. Und gelegentlich fragte sie sich sogar, was aus ihnen hätte werden können. Er sah noch immer gut aus – und jetzt auch interessant. Das Haar war voll wie einst. Und, Gottlob, er färbte nicht. Die grauen Strähnen machten ihn markant.

War Eduard alleine hier? Kam er jedes Jahr zu den Festspielen? Sie hatte ihn noch nie hier gesehen. Ihr fiel ein, diese Saison speziell für die heutige Premiere früher als sonst angereist zu sein. Jetzt war sie also mit Eduard für die zweite Pause verabredet. Na ja, eine Verabredung konnte sie das guten Gewissens nicht nennen.

„Eduard“ – dachte sie. Er war wieder aufgetaucht. Nach neunundzwanzig Jahren. Falsch. Nach sechszwanzig. Einmal hatte sie ihn wiedergesehen. Ganz kurz. Und sie hatten kein Wort miteinander gesprochen. Sie war in seine Wohnung hereingeplatzt. Eigentlich war sie eingedrungen. Was war das für ein peinlicher Auftritt gewesen.

Sie überlegte, was ihre frühesten Erinnerungen an Eduard waren, als sie gemeinsam die Grundschule besuchten. Ihre ältesten Bilder waren die, als die Jungs anfingen, den Mädchen die Röcke hochheben zu wollen. Zusammen waren sie dann aufs Thomas-Mann-Gymnasium gewechselt. Ein Jahr später übersprang sie eine Klasse und verlor Eduard aus den Augen. Und dann passierte es: auf einem Schulfest ein paar Jahre später. Sie sah ihn angelehnt dastehen. Eine Fußsohle an die Wand gestemmt, trank er aus einer Flasche. Immer wieder hatte sie zu ihm herübergeschaut, bis sie schließlich zum ersten Mal wieder miteinander sprachen.

Eine Stunde später haben sie das Fest verlassen und waren zu ihr nachhause gegangen. Ihr Vater war lange ausgezogen, ihre Mutter zum Nachtdienst am Flughafen. Das Morgenlicht dämmerte, als Eduard ging. Mittags hatte sie ihn angerufen. Eine Stunde später fuhren sie mit den Rädern zum Steinsee. Als sie auf die Uferstelle zukamen, an der die halbe Schule lagerte, fuhr sie einfach weiter und rief Eduard zu, er solle ihr folgen. Auf der anderen Seeseite, wo die Studenten lagen, stiegen sie ab. Dort tat sie etwas, das sie noch nie gemacht hatte: Wie die meisten Frauen zog sie nur das Bikinihöschen an. Am Abend, als sie zu ihr nach Hause kamen, war ihre Mutter zur Nachtschicht fort. Fortan lauerte sie Eduard mit immer neuen Kapriolen auf.

Bei den Erinnerungen hätte sie in ihrer Loge laut lachen können. Vieles war damals anders gewesen. Sie reisten mit Schillingen, Lira, französischen Franc oder Peseten, und an den Grenzen mussten sie ihre Pässe vorzeigen. Für Museumsbesuche mussten sie keine Zeitfenster reservieren, kauften Eintrittskarten, wann immer ihnen danach war. Auch die Sprache hatte sich verändert. Zu ihrer Zeit gingen sie in Discos, heute ging man in Clubs. In Clubs gingen damals nur alte Männer. Und früher haben sie gebumst, heute wurde gevögelt. Sie hätte erneut kichern können.

Sie bemerkte, dass ihr Platznachbar wieder zu ihr herübersah. Schon vor Vorstellungsbeginn hatte er sie mit einem überfreundlichen „Guten Abend“ angesprochen, doch sie hatte ihn ignoriert. Jetzt, da der Saal sich zur zweiten Pause erhellt, sprach er sie an.

„Verzeihen Sie. Sehe ich es richtig, dass auch Sie alleine hier sind? Darf ich Sie zur Pause begleiten?“

„.... zur Pause begleiten?“ Was sollte das denn heißen? Sie wollte nicht unhöflich sein, sagte aber, zunächst etwas zu trinken holen zu wollen. Der Herr nickte, machte jedoch keine Anstalten, das zu übernehmen. Als sie mit zwei Gläsern Champagner von der Bar zurückkam, fragte er sie, wohin sie gerne gehen würde – zum Lustwandeln?

„.... zum Lustwandeln“, glaubte der Knilch etwa, eines der Gläser sei für ihn? „Unter die Arkaden“, ihre Antwort war spröde und sie hoffte, Eduard bald zu sehen. Sie wollte den Kerl so schnell als möglich loswerden.

Wenige Augenblicke, nachdem Eduard sich zum zweiten Akt gesetzt hatte, erklangen auch schon die ersten Töne. Es störte ihn nicht mehr, dass er sich nicht auf die Aufführung konzentrieren konnte.

Seine Gedanken gehörten dem unerwarteten Wiedersehen mit Ariane. Er hatte sich also nicht verhört, sich nicht geirrt. Dafür spukte ihm jetzt das Gerücht, Ariane sei tot, umso heftiger im Kopf herum. Kannte sie das Gerede?

Ariane – er konnte ihren Namen kaum oft genug denken. Ariane lebte. Sie sprühte vor Energie und Glanz. Schon lange hatte er sich nicht mehr derart lebendig gefühlt. Ein einziges Mal hatte er sie wieder gesehen – drei Jahre, nachdem sie so abrupt ausgezogen war. Es war ein Sonntag, als es klingelte. Er hatte geglaubt, Lilli hätte beim Gang zum Bäcker den Schlüssel vergessen, woraufhin er nach dem Drücken des Summers die Wohnungstür einen Spalt offen gelassen hatte. Aber statt Lilli stand Ariane wenige Augenblicke später vor ihm. Sie sah alles andere als gut aus – fahl, kraftlos, ohne jeden Glanz. Sekunden später sperrte Lilli die Tür auf und kam mit der Bäckerbüte herein. Kein Wort war bis dahin zwischen Ariane und ihm gefallen. Als Ariane Lilli sah, sagte sie nur: „Wenn ich das gewusst hätte“, und ging. Nach all den Jahren hallte ihm der Satz auch jetzt noch in den Ohren. Er hat nie erfahren, was Ariane wollte.

In die Erinnerungen mischte sich augenblicklich Wut – über Martin. Und über sich selbst. Warum hatte Martin behauptet, Ariane wäre tot?

Und obwohl er gewusst hatte, dass Martin ein komischer Vogel war, hatte er ihm geglaubt. Was für ein Idiot er doch gewesen war, die Behauptung nicht zu überprüfen. Vielleicht hätten Ariane und er schon seit Jahren in Kontakt stehen können. Mit weiteren Fragen versuchte er sich abzulenken: Wie war Arianes Leben verlaufen? Und würde er jetzt erfahren, was sie an jenem Sonntag vor sechsundzwanzig Jahren wollte, der, nachdem sie gegangen war, so fatal endete? Er durchbrach die Gedankenspirale und versuchte sich in die Musik zu vertiefen.

5

Nach dem zweiten Akt trat er ungeduldig in den Laubengang, in jeder Hand ein Glas Champagner. Sofort entdeckte er Ariane – und neben ihr stand ein Herr. Natürlich. Schließlich hatte sie ja mit jemandem gesprochen, als er ihre Stimme vernommen hatte. Der Blick des Mannes zu Ariane sprach Bände. Klar, eine Frau wie Ariane bewegte sich nicht allein durchs Leben. Er ging auf die beiden zu und stellte sich dem Herrn vor. „Guten Abend. Eduard Winterfeldt.“ Derweilen jonglierte er mit den Gläsern, als wollte er fragen, ob jemand eines wollte.

Der Herr ist mein Platznachbar und war so freundlich, mir Gesellschaft zu leisten bis du kommst“, erklärte Ariane beiläufig.

Darauf blickte der Mann irritiert drein und schaute zwischen ihm und Ariane hin und her. Mit einer Drehung verschwand er grußlos im Gedränge. Eduard war erleichtert nun alleine mit Ariane sprechen zu können. Er sah Einvernehmen und Erleichterung in ihren Augen. Aber mit wem hatte Ariane dann gesprochen, als er ihre Stimme im Foyer gehört hatte? Er würde nicht fragen. Eines der beiden Gläser stellte er auf den Säulenfuß des Pylons, an dem sie standen. Ariane tat es ihm gleich. Mit den anderen Gläsern stießen sie an.

„Ich freue mich so, dich zu sehen.“

Während Ariane sprach, verspürte er in ihrer Stimme ein sanftes Vibrieren.

„Was war das für eine Überraschung, dich unter all den Besuchern im Foyer zu entdecken. Dann bist du schnell wieder verschwunden. Den ganzen ersten Akt über fragte ich mich, ob du es auch wirklich warst. Inständig hoffte ich, diesen Mann hier irgendwo wiederzufinden. Und siehe da – ich habe ihn gefunden. Den ganzen zweiten Akt über konnte ich mich nun freuen, dass du es wirklich bist.“

Sie hielt ihm ihr Glas entgegen.

Während sie die Gläser ein zweites Mal zum Klingen brachten, sah er in ihren grün-grauen Augen Goldeinschlüsse strahlen. Er schüttelte den Kopf, noch immer fassungslos über das unverhoffte Wiedersehen.

„Kurz bevor ich den Zuschauerraum betreten wollte, hörte ich deine Stimme. Ich war mir sofort sicher, dass du es warst – bist. Wie geht es dir und wo wohnst du? Ein paar Stichworte nur. Bitte.“

„Ich mache es kurz. Für die vollständige Version bräuchte ich einen Tag – oder besser eine Nacht. Mein Leben: Nach dem Medizinstudium einige Jahre als Augenärztin tätig gewesen; in Kontakt mit einem Mann aus dem Investmentbanking gekommen, der mir das Geschäft erklärte; zusammen gründeten wir ein Privat Equity-Unternehmen; vor einigen Jahren habe ich mich aus dem operativen Geschäft zurückgezogen und investiere heute lieber in Kunst als in Unternehmen, auch wenn ich das gelegentlich immer noch tue – in Unternehmen investieren; keine Kinder. Zum Wohnen: In ‚Mitte‘ bewohne ich eine Wohnung mit Blick über Berlin. Seit ich mich aus dem Tagesgeschäft verabschiedet habe, verbringe ich viel Zeit in meinem Haus in Südfrankreich; dort lebe ich umgeben von Olivenbäumen und Weinfeldern – und das Meer in Sichtweite. Du siehst: das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Und du?“

Die Glocke zum letzten Akt ertönte. Er zuckte mit den Schultern. „Zu spät. Hast du Lust, nach der Vorstellung auf einen Absacker zu gehen?“ Jetzt würde sich zeigen, ob Ariane alleine hier war. Er merkte seine Anspannung.

„Warum nicht. Gerne“, bestätigte sie das Angebot.

„Dann schlage ich vor, dass wir uns nach der Vorstellung wieder hier treffen. Einverstanden?“

Sie nickte. „Verrate auch du mir, bevor wir auf die Plätze gehen: Wo und wie lebst du? Zwei Stichpunkte.“

„Auch Berlin. Und in Köln.“

„Natürlich. Moderne Kunst. Da sind Berlin und Köln ein Muss. Ich glaube, wir müssen jetzt aber dringend auf unsere Plätze.“

Ohne dass Ariane lächelte, sah er in ihren Zügen ein vertrautes, ein tiefes Wohlwollen. Lag Zuneigung darin? Ihr einst mädchenhafter Schmelz hatte sich mit dem sprühenden Charme einer souveränen Frau verschworen.

Ariane legte ihre Hände auf seine Arme und gab ihm auf jede Wange einen Kuss. Er spürte die seidigen Lippen. Umwerfend, war sein einziger Gedanke. Dann ging sie und er sah ihr wieder nach. Es war ihm jetzt gleichgültig, dass alle in seiner Reihe sich gleich nochmals erheben mussten, um ihn auf seinen Platz zu lassen.

Während des letzten Akts sezierte er jedes ihrer Worte. Ariane hatte gesagt, dass er gut aussehe und dass sie ihn in den Medien verfolge und seine Karriere beeindruckend fände. Nichts davon hatte sie aber je überzeugt, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Dann ließ er die Beschreibung ihres Lebens Revue passieren. Ariane hatte einige Jahre als Augenärztein gearbeitet. Martins Narrativ, sie sei nie als Ärztin tätig geworden, war genauso eine Mär wie das Gerede von ihrem Unfalltod. Sogleich spürte er wieder seine Wut. Mit dem Gedanken, der Mistkerl wäre seiner Wut nicht würdig, beruhigte er sich. Nur die Sache mit der Investmentfirma und Arianes Wohlstand schien zu stimmen. Und sie hatte erwähnt, ein Pendelleben zwischen Berlin-Mitte und Südfrankreich zu führen.

Kurz gelang es ihm, sich auf die Musik zu konzentrieren – bis sich eine Frage einschlich: Waren Ariane und der Mann aus dem Investmentbanking ein Paar? Vielleicht sogar verheiratet? Wie oft hatte er auch schon vor dem Kauf des Bilds erwogen, Ariane ausfindig machen zu wollen? Jetzt wusste er, dass es besser war, dass er es nie versucht hatte. In Arianes Leben hätte es keinen Platz für ihn gegeben – dabei hätte er für sie jede andere Frau bedenkenlos stehengelassen. Das Eingeständnis schmerzte ihn.

Der Beifall war frenetisch und wollte nicht enden. Das Publikum feierte die Solistinnen und Solisten, den Chor, die Dirigentin, und das Orchester. Es war aussichtslos, aus seiner Reihe herauszukommen. Dabei wollte er dringend los und Ariane treffen. Er griff nach dem Smartphone und reservierte, den tosenden Applaus um sich herum, in einer Weinstube einen Tisch.

Der Regen hatte aufgehört, als sie über den Opernplatz in Richtung des kleinen Weinlokals schlenderten. Sie hakte sich bei Eduard ein und ließ sich von ihm führen. Das Gehen in Pumps über die Pflastersteine war ihr unangenehm. Im Lokal fühlte sie sich geehrt, als sie verstand, dass Eduard in der Kürze der Zeit einen Tisch reserviert hatte. Binnen Minuten füllte sich das Lokal mit festlich gekleideten Gästen.

Kulturtourismus – Big Business, wurde ihr mal wieder klar. Eine Kellnerin reichte Karten.

„Ich möchte nichts essen. Nur etwas trinken. Eduard, bitte suche du etwas aus. Und lass dich nicht stören, wenn du Hunger hast und iss etwas.“

Eduard bestellte eine Flasche Eppaner Weißburgunder.

„Wasser?“, fragte Eduard sie.

„Gerne. Bitte mit Kohlensäure,“ richtete sie an die Kellnerin.

Sie lehnte sich zurück und musste erst einmal tief ausatmen. „Was war das für ein Ritt. Wie hat dir die Vorstellung gefallen?“

„Soweit ich mich darauf konzentrieren konnte, gut.“

„Ist mir ähnlich ergangen. Mein Platznachbar ist übrigens nach der Pause nicht mehr aufgetaucht.“

Die Kellnerin brachte die Getränke. Eduard übernahm das Einschenken und sie stießen an.

„Jetzt aber zu dir. Du hast zwar erzählt, wo du wohnst. Aber das wie, und eventuell mit wem, hast du unterschlagen. Hast du gehofft, ich hätte das nicht bemerkt?“, frotzelte sie.

„Wie ging es weiter mit dir und der Frau, die mit einer Brötchentüte hereinkam, als ich dich überfallen hatte?“

Er sah ihren herausfordernden Blick.

„Nachdem du die Wohnung genauso plötzlich, wie du auf einmal im Raum standest, wieder verlassen hastest, fragte mich die Frau mit der Brötchentüte – Lilli, meine damalige Freundin – sofort, wer du warst. Ich sagte, dass du Ariane seist. Lilli wusste um deine Rolle in meinem Leben – und geriet in helle Aufregung. Warum hast du sie reingelassen?, schrie sie mich an.

Ich antwortete, dich nicht reingelassen zu haben, sondern dass ich angenommen hatte, dass sie geläutet hätte. Aber stattdessen seist eben du dagestanden. Und was wollte die?, hakte Lilli aggressiv nach. Ich erklärte, dass bis zu ihrem Eintreten kein Wort zwischen uns gefallen war, und ich daher nicht wisse, warum du gekommen warst. Lilli glaubte mir nicht. Ein Streit brach aus. Sie warf mir vor, nie von dir losgekommen zu sein, und dass sie jetzt verstehe, warum ich sie nicht heiraten würde. Nie zuvor war davon die Rede gewesen – wir wohnten noch nicht einmal zusammen. Rasend zog sie meinen Schlüssel von ihrem Bund und warf ihn mir vor die Füße. Dann war sie weg. Zwei Tage später rief mich Tanja, eine Freundin von Lilli, an – sie sollte Lillis Sachen aus dem Bad abholen.

Damit war das Thema Lilli beendet. Vorläufig zumindest – bis mich Tanja ein Jahr später erneut anrief. Sie erklärte, dass sie mich dringend treffen müsste, es gäbe Wichtiges zu besprechen. Noch am Abend trafen wir uns in einer Kneipe. Dort legte Tanja Fotos eines Babys vor mich auf den Tisch hin.

,Deine Tochter Beatrice. Lilli möchte aber partout nicht, dass du von dem Kind weißt – und schon gar nicht, dass du jemals etwas mit eurer Tochter zu tun hast. Sie will niemandem verraten, wer der Vater ist, auch später einmal ihrer Tochter nicht.

Dich möchte sie damit bestrafen. Dass es keine Strafe für dich sein kann, solange du von Beatrice nichts weißt, sieht sie nicht. Und dass sie ihre Tochter mit diesem Plan hintergeht, auch nicht. Lilli hat sich einfach verrannt.'

Zunächst wusste ich nicht, wie mir geschah. In meiner Verblüffung warf ich ein, vielleicht gar nicht der Vater zu sein. Darauf gab Tanja mir ein Plastiktüttchen, darin, auf einem Wattestäbchen, eine Speichelprobe des Babys. ,Lass einen Test machen. Das ist zwar nicht legal und das Ergebnis nicht gerichtstauglich, aber dann hast du wenigstens Gewissheit', waren ihre Worte. Seit fünfundzwanzig Jahren bin ich Vater einer wunderbaren Tochter."

„Uhhhh“, fiel Ariane ihm ins Wort, „da ruht schwere Schuld auf meinen Schultern.

Eine zerbrochene Beziehung. Eine nicht erlebte Vaterschaft. Das tut mir unendlich leid.“

Er winkte ab. „Ich hätte Lilli nachlaufen und versuchen können, ihre Wut und Eifersucht zu besänftigen und sie zu beruhigen. Aber ich hatte keine Lust gehabt, weder darauf, sie zu beruhigen noch auf sie. Nach der Trennung von dir war ich in meinem desolaten Zustand aus einer Laune heraus die Beziehung mit Lilli eingegangen.“

„Stopp!“, unterbrach sie ihn wieder. „Wir haben uns nicht getrennt. Ich habe dich sitzengelassen.“

„Also schön. Aber mit dem Vorwurf, ich hätte die Trennung von dir nicht verarbeitet, lag Lilli ja richtig. Von Anfang an war ich Lilli gegenüber unfair. Es war unverantwortlich von mir gewesen, die Beziehung mit ihr einzugehen.“

Während Eduard sprach, bewunderte sie seine gepflegten Hände, die flach vor ihm auf dem Tisch lagen.

„Der Gedanke, dass ich ein Kind habe, ließ mich fortan nicht mehr los. Ich ließ mich beraten und erfuhr, dass meine Rechte als Vater, ohne Zustimmung der Mutter, gleich Null waren. Darauf setzte ich auf Geduld und auf die Hoffnung, dass Beatrice und ich irgendwann schon zu einander finden würden. Und so ist es auch gekommen.

Tanja begann, mir Fotos und später kurze Videos von Beatrice aufs Handy zu senden. Manchmal steckte Tanja mir per Kurznachricht den Spielplatz zu dem sie gingen, wenn sie als Patentante alleine mit Beatrice loszog. Dann sah ich meiner Tochter heimlich zu wie sie im Sand spielte, rutschte oder schaukelte. Das war aufwühlend. Mehr als einmal war ich versucht, mich gegen alle Vernunft Beatrice zu nähern. Aber ich wollte das Kind nicht verstören. Vor allem aber wollte ich die Möglichkeit, Beatrice aus dem Verborgenen zu beobachten, nicht aufs Spiel setzen.“

„Warum hat diese Tanja das auf sich genommen?
War sie in dich verliebt?“

„Überhaupt nicht. Als Patentante von Beatrice fand sie es einfach nicht richtig, wie Lilli das Thema der Vaterschaft handhabte. Darüber hat sich Tanja anscheinend auch häufig mit Lilli gestritten. Als Beatrice vierzehn wurde, stellte Tanja schließlich Lilli vor die Wahl: Entweder Lilli regelte den Kontakt zwischen Vater und Tochter jetzt selbst, oder sie würde das erledigen. Da gab Lilli den Widerstand auf. Heute wohnt Beatrice längst in ihrer eigenen Wohnung. Statt unerwünschten Unterhalt zu leisten, kaufte ich eine Wohnung und zahlte den Kredit über die Jahre ab. Zwischenzeitlich gehört die Wohnung meiner Tochter. Wir sehen uns häufig. Versäumte Erfahrungen können wir natürlich nicht nachholen. Das wissen wir beide. Aber wir können sehr gut und laut zusammen lachen und gemeinsam gut kochen. Einige Male schon sie hat mich auf Reisen zu meinen Galerien und auf Messen begleitet. Wir überlegen, ob sie in meinen Kunsthandel einsteigt.“

Ariane nickte. Gerne hätte sie mehr von Eduards Leben erfahren. Sie genoss es, ihm zuzuhören. Aber nach all den Nachrichten spürte sie tiefe Erschöpfung.
„Ich bin hundemüde. Lass uns bitte gehen.“

Er nickte, bat die Kellnerin um die Rechnung und zahlte.

„Wenn es dir recht ist, begleite ich dich zu deinem Hotel.“

Ariane hakte sich wieder bei ihm ein und wies die Richtung. „Es ist nicht weit.“

„Nichts ist hier weit“, ergänzte er. Die frische Luft tat ihm gut. Nachdem sie ein kurzes Stück gelaufen waren, wollte er es endlich wissen:

„Und du und der Investment-Mann? Wie ist euer Deal? Mag er keine Oper?“

Ariane blieb stehen und sah in den Nachthimmel.

„Warren ist vor vier Monaten gestorben.“

Ihre Stimme klang gebrochen. Den ganzen Abend über hatte er nichts bemerkt. Sollte er ihr sein Beileid aussprechen? Er war unsicher. Er hatte Warren nicht gekannt und wusste nicht, in welchem Verhältnis Ariane zu ihm gestanden hatte. In jedem Fall tat sie ihm leid.

„Warren hat seinen neunundfünfzigsten Geburtstag um wenige Tage nicht erreicht. Vor zwölf Jahren haben wir geheiratet. Es war keine Liebesheirat. Uns verband tiefe Zuneigung, endloses Vertrauen und stummes Einverständnis im Geschäft. Du kennst das vielleicht: Aus einer Laune heraus verabredet man sich zu heiraten, wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt keiner von beiden verheiratet sein sollte.

An meinem vierzigsten Geburtstag war es soweit, und Warren und ich gaben uns das Ja-Wort. Es war eine Vernunftehe – mit getrennten Schlafzimmern. Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.“

Ariane ging weiter, er neben ihr. Sie zog den Mantel enger, als wäre ihr kalt.

„Erlaube mir zu sagen, dass, soweit ich glaube, dich zu kennen, so ein Arrangement nicht deinem Naturell entspricht.“

„Das hast du schön umschrieben.“

Er sah ein zaghafes Lachen über Arianes Gesicht huschen.

„Die Heirat mit Warren war ein Pakt – wie zu Zeiten Ludwig des XIV.“ Sie blieb stehen und deutete auf einen Hoteleingang.

„Wann bist du zurück in Berlin?“, fragte er. „Darf ich dich dann zum Essen einladen?“

„In den kommenden Tagen sehe ich noch zwei Aufführungen. Ab Mittwoch bin ich zurück.“

Mit einem Griff in die Jackentasche holte er das silberbeschlagene dunkelgrüne Lederetui mit den Visitenkarten hervor und gab ihr eine.

„Wenn du mir deine Kontaktdaten schreibst, mache ich dir Vorschläge.“

Ariane nickte, nahm die Karte entgegen und steckte sie in die Manteltasche. „Danke dir für die Einladung“.

Wieder fasste sie ihn bei den Armen und gab ihm erneut auf jede Wange einen Kuss. Dann ging sie auf den Hoteleingang zu.

„Vergiss nicht, zu mailen“, rief er ihr nach. Sie winkte im Gehen. In der Dunkelheit verharrte er bewegungslos und wartete bis sie durch die Drehtür verschwunden war. Würde sie aus dem Karussell nochmals herauskommen? Hoffte er es? Er sah der langsamer werdenden Drehbewegung zu. Dann ging er.

9

Im Hotelzimmer leerte er den Inhalt seiner Taschen auf die Kommode. Als er das Smartphone in Händen hielt, prüfte er den Maileingang. Ariane hatte ihm eine Nachricht geschickt – „Vielen Dank“ – und ein lachendes Emoji. Darunter ihre Signatur. Er speicherte die Daten. Die Smoking-Jacke hängte er auf einen Bügel, nahm die Fliege ab und öffnete den obersten Hemdknopf. Dann öffnete er das Fenster, schob den Sessel davor, setzte sich und sog die frische Luft ein.

Er merkte, aufgewühlt zu sein wie seit Jahren nicht mehr- und jagte Gedanken vor sich her. Er hatte sich nicht geirrt. Unter tausenden, unter Millionen Stimmen, würde er Arianes Stimme heraushören.

Ohne dass es einen Moment der Annäherung bedurfte, haben sie sich nach fast drei Dekaden vertraut und sich einen Abend lang vieles anvertraut. Aber was alles haben sie sich nicht erzählt? Was verbarg sich hinter Arianes Andeutung, ihre Ehe sei ein Pakt gewesen? Und hätte sie seinem Vorschlag eines gemeinsamen Abendessens in Berlin auch dann zugesimmt, wenn Warren noch lebte? Wie hatte Ariane sich ausgedrückt: ‚Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.‘

Und er selbst? Aus welchem Grund sollte er sich mit Ariane verabreden und sie in Berlin treffen wollen? Er legte keinen Wert darauf, die Vergangenheit aufzurollen, aufzuwühlen. Was war, war – und es war lange her und war vorbei.

Er griff nach dem Smartphone, prüfte seinen Kalender für die kommenden zwei Wochen und mailte Ariane zwei Vorschläge zu. Am nächsten Morgen fand er Arianes Zusage zum ersten der beiden Termine vor. Sie hatte die Nachricht um zwei Uhr siebenundfünfzig verschickt. Ariane war auch noch lange wach gewesen. Er schickte ihr Name und Adresse einer Bar – mit dem Hinweis, dass die Speisekarte zwar klein, aber ansprechend sei.

Sollte er ihr anbieten, sie abzuholen? Er ließ es.

Eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit saß er in der mit dunklem Holz halbhoch getäfelten Bar. Die Sitzbank und Rückenpolster entlang der Wand waren mit dunklem, glattem Leder bezogen, die Putzwände und die Decke beige gespachtelt. Keine Bilder oder sonstige Dekoration waren aufgehängt. Er schätzte diesen Purismus. Obwohl er wusste, dass es das Entrecôte mit Bratkartoffeln werden würde, überflog er die Speisekarte. Als er von der Karte aufsah, stand Ariane am Tisch. Er erhob sich. Diesmal begrüßte er sie mit einem Kuss auf jede Wange. Sie duftete himmlisch. Ihre Haut war zart, ihr Haar offen. Sie trug eine weiße Bluse.

Er hatte einen Eckplatz reserviert und deutete auf den freien Platz. Während Ariane auf die Bank rutschte, fiel ihm auf, wie perfekt die dunkelblaue Jeans saß. Ihren Blazer legte sie neben sich. Er beobachtete sie, wie sie sich umschaute.

„Schön hier.“

Er reichte ihr die Karte. Der Kellner in bodenlanger weißer Schürze kam an den Tisch und blieb mit erwartungsvollem Blick stehen.

„Ariane. Was möchtest du?“

„Für mich das Entrecôte, medium, mit Bratkartoffeln, bitte“, richtete Ariane sich an den Ober. „Dazu ein Glas vom Côtes du Rhône. Besten Dank.“

„Gerne, Madame. Für Monsieur?“

„Auch das Entrecote, bleu bitte, auch mit Bratkartoffeln. Und ersetzen Sie bitte das Glas Côtes du Rhône für Madame durch eine Flasche vom Gleichen mit zwei Gläsern.“

An Ariane gewandt, fragte er: „Weiterhin Wasser mit Kohlensäure?“

„Gut aufgepasst.“ Sie nickte und lächelte.

Er blickte den Kellner an. Der bestätigte mit einem Augenaufschlag.

Ariane lehnte sich zurück und er vernahm, wie sie hörbar ausatmete. Diese Angewohnheit hatte sie früher nicht. Er sah sie an. Seit sie vor sechsundzwanzig Jahren unerwartet in seine Wohnung geplatzt und nach einem einzigen Satz – ‚wenn ich das gewusst hätte‘ – wieder verschwunden war, stand die Frage, was sie damals eigentlich gewollt hatte, noch immer im Raum. Wollte er das noch wissen?

„Erinnerst du dich daran, wie ich dich in unserer“, sie senkte die Stimme, „nein, entschuldige bitte, es war inzwischen deine Wohnung, überfallen habe?“

„Und? Was wolltest du?“ Er sah, wie sie ihre Ellbogen auf die Tischplatte aufsetzte.

Mit der Kuppe des rechten Daumens strich sie über den Nagel des linken. Kurz schien sie in die Ferne, oder in die Vergangenheit zu schauen. Dann blickte sie ihm direkt in die Augen.

„Dich.“

Er sackte zusammen – und spürte sein Herz aussetzen. Sie saßen noch keine fünf Minuten zusammen und schon waren sie genau da, wohin er nicht gewollt hatte: in der Vergangenheit – mitten im Eingemachten.

„Ich weiß nicht, wie oft ich vor dem Haus gestanden hatte, bevor ich den Mut fand, bei dir zu klingeln.“

Sie grinste verlegen. „Hätte ich von Lilli gewusst, wäre ich nicht reingeplatzt.“

Ihre Finger waren jetzt ineinander verschrankt, und es kam ihm vor, als würden ihre Hände miteinander ringen.

„Es war nicht einfach. Der Professor hatte sich als Irrtum erwiesen. Ich brauchte lange, um das zu verstehen. Daraufhin begann ich, unserer Beziehung nachzuhängen und mich nach dir, nach uns zu sehnen. Schadenfreude sei dir vergönnt.“ Ihr Lachen klang echt und warm.

„Worin hatte der Irrtum bestanden?“ Im Grunde interessierte ihn die Antwort gar nicht mehr.

Arianes ‚Dich‘ hallte glockenklar in ihm nach, und er hätte am liebsten nichts anderes getan, als über dieses ‚Dich‘ zu sprechen.

„Er war ein Arschloch. Dafür entschuldige ich mich. Und ich. Ich war eine blöde Kuh. Dafür entschuldige ich mich nicht.“ Sie lachte. „Ich bin auf die älteste Masche reingefallen. Er war gerade zum Klinikchef gekürt worden, als ich die Famulatur anfing. Er schwebte über die Flure und durch die Räume, und bediente alle Klischees eines Halbgottes in Weiß. Auch ich spürte jene Ehrfurcht, die ihm sonst die Patienten – besonders seine Patientinnen – entgegenbrachten. Er scherzte mit ihnen, Kolleginnen, Schwestern – und mit mir. Im Nachhinein muss ich sagen: Er suhlte sich in seiner Strahlkraft.

Männer hingegen, vor allem Kollegen, übersah er rundweg.

Kurz vor dem Ende meines Praktikums machte er mir Komplimente für meinen Einsatz, lud mich zweimal zum Mittagessen in die Kantine ein und bot mir an, auf der Intensivstation weiter zu familieren. Als ich im neuen Dienstplan vor allem Nachschichten vorfand, dachte ich mir nichts dabei – auch nicht, als der Chef bald regelmäßig nachts auf der Station auftauchte. Dann bat er mich, ihm zur Hand zu gehen und erklärte mir die veranlassten Maßnahmen.

Anschließend sollte ich alles in die Patientenblätter eintragen. Während ich das tat, trat er dicht zu mir, las über meine Schulter hinweg mit und unterschrieb. Ich war stolz ohne Ende. Und seine Nähe ... Na, lassen wir das. Eines Nachts kündigte er an, eine Runde durchs Haus zu machen, und lud mich ein, ihn zu begleiten – wenn ich wollte. Er wusste, dass ich es tun würde. Und da fing es an mit ihm und mir.

Zwei Tage später bin ich aus unserer Wohnung ausgezogen – zur Überbrückung zu Martin. Sechs Wochen später in ein Appartement. Es war winzig, aber das machte nichts, schließlich verbrachte ich die meiste Zeit in der Klinik. Fortan bestimmten die mir vom Chef zugewiesenen time slots mein Leben. Ich stand ihm auf Abruf zur Verfügung – mein Leben lief im Stand-by-Modus. Er nahm mich auf auswärtige Kongresse mit und war großzügig – solange ich tat, was er wollte. Bald hatte ich kein eigenes Leben und keine eigenen Kontakte mehr. Irgendwann wagte ich es, einen Museumsbesuch vorzuschlagen. Da rastete er aus. Er brüllte mich an und fragte, wie ich mir das vorstellte – mich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen. Er sei eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt und könne sich das nicht leisten. „Aber auf auswärtige Kongresse kannst du mich mitnehmen“, warf ich ihm stumm vor.

Zum ersten Mal war ich verärgert, und mir dämmerte, dass ich fast zwei Jahre lang ein Leben im Verborgenen geführt hatte – das einer heimlichen, einer versteckten Geliebten. Ich hatte mich fortlaufend demütigen lassen. Von diesem Tag an fehlte mir jeder Glaube an mich und an meine Fähigkeiten. Kannst du dir das vorstellen?“

Er sah sie nicht an. Was hatte eine so intelligente Frau in diesen Sumpf getrieben? Er war gespannt, was noch alles folgen würde.

„Am nächsten Tag verstand ich, woher der Wind wehte. Einer der anderen Famulanten hatte mir gesteckt, dass in der Klinik über uns getuschelt wurde, und die Frage die Runde machte, ob seine Frau von unserer Affäre wusste. Von einem Tag auf den anderen kannte der Chef mich nicht mehr. Meine Famulatur wurde nicht verlängert. Von seinem Angebot, das Praktische Jahr in seiner Klinik zu absolvieren, wusste niemand etwas. Aber das hätte ich ab diesem Moment ohnehin nicht mehr gewollt. Nach dem bitteren Ende musste ich alle meine Kräfte aufwenden, um das Studium abzuschließen.“

Der Kellner trat an den Tisch, zeigte das Etikett der Weinflasche und entkorkte sie, nachdem Ariane und er genickt hatten. Er bat Ariane zu probieren. Nach ihrer Zustimmung schenkte der Kellner ein und verließ den Tisch.

Beide erhoben das Glas, ließen den Wein kreisen, rochen das Bouquet und tranken einen ersten Schluck.

„Gute Wahl“, sagten sie gleichzeitig.

„Allmählich erwachte ich aus dem Albtraum und begann, wieder an dich, an uns zu denken. Mir wurde klar, was für eine dumme Gans ich gewesen war. Wiederholt stand ich vor deinem Haus, ohne den Mut zu haben, zu läuten. Schließlich traute ich mich und legte meinen kurzen Auftritt in deiner Wohnung hin. Was war das peinlich gewesen.“

„Der Auftritt hat auch etwas Gutes gehabt. Er schaffte klare Verhältnisse zwischen Lilli und mir.“

Er wollte nicht weiter über das Thema sprechen und sah sich um. Die Bar war inzwischen gut besucht. Dennoch war die Atmosphäre diskret.

Die Tische standen weit genug auseinander, um ungestört persönliche Gespräche führen zu können. Leise Jazzmusik lief im Hintergrund.

„Was dachtest du, als wir uns in der ersten Pause gegenübergestanden?“

„Ganz ehrlich: Martins unsägliche Nachricht damals hat bleibende Spuren bei mir hinterlassen.

Ich zweifelte schon etwas daran, ob es wirklich deine Stimme war, die ich im Foyer gehört hatte. Als du wirklich vor mir standest, war es für einen kurzen Moment ein Schock. In jedem Fall bin ich froh, mit dir hier zu sitzen.“

Er sah Arianes fragenden Blick.

„Von welcher unsäglichen Nachricht spricht du?“

Augenblicklich war er wütend auf sich. Er hätte das Thema nicht ansprechen dürfen. Aber das Gerücht steckte wohl zu tief in ihm und hatte sich ein Ventil gesucht.

„Wie soll ich es sagen? Es besteht das Gerücht, dass du bei einem Unfall ums Leben gekommen seist. Entschuldige bitte – ich hätte das Gerede nicht aufgreifen sollen. Als ich davon hörte, war ich tief erschüttert und blieb es lange. Umso schöner ist es, dich lachend vor mir zu sehen. Du ahnst nicht, wie sehr ich mich freue. Entschuldige bitte nochmals. Das alles muss dir mehr als merkwürdig vorkommen.“

„Davon höre ich zum ersten Mal. Sehr seltsam. Dem Gerede werde ich nachgehen, sobald ich zurück bin in Berlin.“

Er beobachtete sie, wie sie an ihrem Ohrring nestelte.

„Aber wie du sieht, lebe ich. Lass uns auf meine Wiedergeburt anstoßen.“

Sie hob ihr Glas an, trank aber nicht. Sie setzte es wieder ab. „Das Gerücht haut mich jetzt doch ziemlich aus der Bahn.“ Ihre Stimme klang erschüttert. „So etwas Verrücktes habe ich noch nie gehört. Woher stammt das Gerede, dass ich verunglückt sei?“

„Martin hat es mir erzählt. Das ist jetzt etwas mehr als fünf Jahre her. Zufällig waren wir uns auf der Straße begegnet. Eigentlich wollte ich nach einem kurzen ‚Hallo. Alles gut?‘ weitergehen. Aber er drängte mir das Gespräch regelrecht auf. Erst erzählte er davon, dass du nie als Ärztin tätig geworden seist und jeden Mediziner als blöd bezeichnen würdest, der kurativ arbeitet, statt im Gesundheitsmarkt Millionen zu scheffeln. Dann, er merkte gar nicht, dass ich ihm schon nicht mehr wirklich zuhörte, faselte er von dem Unfall. Nachdem ich weitergegangen war, wäre ich beinahe in ein fahrendes Auto gelaufen.“

Er sah in Arianes aufgerissene Augen. „Oh Gott, du Armer“, rief sie, „aber ich glaube, jetzt einiges zu verstehen. Martin hat es nie geschmeckt, dass wir beide ein Paar waren. Er war geradezu euphorisch geworden, als ich ihn augenzwinkernd gefragt hatte, ob er mir vorübergehend Unterschlupf gewähren könnte. Ich hatte ihn in dem Glauben gelassen, dass wir uns getrennt hätten. Den Professor hatte ich natürlich nicht erwähnt. Kaum waren meine sieben Sachen bei ihm eingestellt, ging es los.“

Er hoffte, mit mir zusammenzukommen. Um Schlimmeres abzuwenden, blieb mir nur, ihm die Liaison mit dem Prof zu gestehen. Zuerst meine Beziehung mit dir, dann meine Zurückweisung und schließlich mein Geständnis der Liaison. Das war scheinbar zu viel für Martin gewesen.

Als ich ihn nach dem Ende der professoralen Episode nach dir fragte, erwähnte er, dass du weiterhin in unserer Wohnung wohnen würdest. Lilli verschwieg er dagegen. Vielleicht war sein Gerede von dem Unfall seine Form einer Rache. Und nie habe ich etwas so Törichtes über den Arztberuf gesagt – schon nicht wegen des hippokratischen Eids. Die zufällige Begegnung mit Warren hat meinen Weg in eine neue Richtung gelenkt. Blanke Eifersucht muss Martin getrieben haben. Dass er ein komischer Kauz ist, wussten wir schon damals. Dass er mich in seinen Hirngeisten allerdings hatte sterben lassen, schlägt dem Fass den Boden aus. Zum Glück ist er mir nicht tatsächlich zu Leibe gerückt. Solchen Psychopathen ist alles zuzutrauen. Den knüpfte ich mir vor.“

„Das würde ich auch gerne tun, geht aber nicht mehr. Martin ist im Frühjahr gestorben.“

„Oh.“ Sie senkte den Kopf und schwieg kurz. „Was soll ich sagen? Am besten nichts. Über Tote soll man ja nichts Schlechtes sagen.“

Er wartete ab, wollte Ariane Zeit geben, die Neuigkeiten sacken zu lassen und um ihre Gedanken zu sortieren. Sie umklammerte ihr Wasserglas mit beiden Händen, als wollte sie sich daran festhalten. Ein Kellner kam, legte weiße Stoffservietten und Besteck auf und stellte Pfeffer und Salz ab. Ein anderer servierte das Essen und schenkte Wein und Wasser nach.

„Und du und Warren seid immer Geschäftspartner geblieben? Verstehe ich das richtig?“ Er wollte sie mit einem neuen Thema ablenken.

„Der gute Warren. Ich erzähle dir von ihm.“

12

„Als ich Warren kennenlernte, volontierte ich in einem Krankenhaus in Indien. Von der Hitze dehydriert, war er eingeliefert worden.

Aus meinem Akzent schloss er, dass ich aus Deutschland kam, und sprach mich auf Deutsch an. Er sprach mit einer wunderbaren österreichischen Färbung.

„Woher können Sie so gut Deutsch und warum mit einem Ösi-Tonfall?“ habe ich ihn gefragt.

‘Meine Schule in Amerika pflegte ein Austauschprogramm mit einem Stiftsinternat in Österreich. Nach einigen Jahren Deutschunterricht am College zuhause verbrachte ich ein Jahr in dem Internat.

Das Ergebnis ist ein Ösi-Swing in meinem Deutsch.'

„Sehr charmant“, schmeichelte ich ihm.

Wir unterhielten uns gelegentlich. Er war sympathisch, und er sah gut aus. Ein paar Tage später war er wieder auf den Beinen und reisefähig, und ich sorgte für seinen Rücktransport nach England. Warren stammte zwar aus den USA, aus einem Kaff irgendwo in Ohio, lebte aber in London, wo er bei einer Investmentbank arbeitete. Zwei Monate später lud er mich ein, ihn an der Themse zu besuchen. In der Erwartung, dass er mich anbaggern würde, reiste ich hin. Aber nichts dergleichen passierte. Er zeigte nur Beschützerinstinkt, und bald wurden wir enge Freunde. Fortan trafen wir uns oft in Frankfurt, wo ich damals lebte und Warren häufig zu tun hatte. Gelegentlich erzählte er mir von seinen Deals.

Irgendwann sagte ich zu ihm, dass all diese Transaktionen doch gar nicht so schwierig sein könnten, worauf er nur lachte. Eines Tages – ich war inzwischen als Augenärztein an einer Klinik tätig – erzählte er mir von einer Finanzierungsanfrage eines jungen Medizintechnik-Unternehmens aus Deutschland und fragte mich, was ich von dem neuartigen Messverfahren halten würde. Ich antwortete ihm, dass die Technik großartig wäre, wenn sie denn funktionierte. Er leitete mir die Beschreibung des Produkts zu.

Das hätte ihn mehr als nur den Job kosten können. Eine Woche später erklärte ich ihm bei einem Abendessen in Frankfurt, dass das ein großer Fortschritt in der Augenheilkunde sein würde und sagte flapsig ‚Das könnten doch wir beide stemmen. Du strukturierst. Ich kümmere mich um das Start-Up‘. Ich mache es kurz: Zusammen gründeten wir ein Private Equity-Unternehmen in Berlin. Ich nahm Kontakt mit der jungen Firma auf und erklärte, als Augenärztin die Produktchancen gut einschätzen zu können und Investoren an der Hand zu haben, die an solchen Themen interessiert wären. Das junge Team war froh, überhaupt ein Gesprächsangebot zu bekommen und stellte nicht viele Fragen. Die waren so naiv, wie ich blauäugig war. Warren agierte aus dem Hintergrund. Kaum war der Vertrag mit der Start-up-Bude unterschrieben, kündigte Warren und zog mit seinem Adressbüchlein voller Kontakte zu potenziellen Investoren nach Berlin. Es war ein Ritt auf Messers Schneide, aber die Transaktion hob ab. Fortan flatterten die Finanzierungsanfragen von alleine auf meinen Schreibtisch. Bis heute halte ich Anteile an unserem ersten Investment. Bald stand ein Team hinter Warren und mir, und die Firma wuchs. So ist es lange geblieben. Nun bin ich seit einigen Jahren nicht mehr das Gesicht der Firma im Markt.

Das machen heute andere, die Warren und ich aufgebaut und zwei von ihnen zu Partnern gemacht haben.“

Noch immer hielt sie ihr Weinglas in den Händen, hob es aber erst jetzt an und trank.

„War ganz schön riskant, deine sichere Stellung als Ärztin gegen eine Selbständigkeit im Haifischbecken der Finanzbranche einzutauschen, oder?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich habe meinem Gespür vertraut.“

„Und euer Pakt? Was meintest du damit?“

„Später. Jetzt bist du dran. Wie ist dein Leben verlaufen, nachdem die Beziehung mit Lilli geplatzt war? Schieß los. Ich bin neugierig.“

13

„Ich bin viel unterwegs, zwischen Köln und Berlin, wo ich jeweils eine Wohnung unterhalte und Galerien führe. Zudem gehören Dependancen in London und New York zu meinem kleinen Kunsthandelsuniversum. Dort wohne ich in Hotels oder miete mir ein Apartment über Airbnb, wenn ich länger bleibe. Das Geschäft in Singapur überlege ich, nach Sydney zu verlegen. Ein, zwei weitere Standorte gingen vielleicht noch. Außerdem muss ich auf Auktionen und Kunstmessen. Ich führe ein Vagabundenleben.

Ich bin sozusagen mit meinem Beruf verheiratet, statt mit einer Frau.“

„Das ist in jedem Fall eine interessante Mitteilung.“ Sie lachte. „Auf eine weiterhin erfolgreiche Ehe.“ Sie prostete ihm zu.

„Nach Lilli und einigen weiteren Beziehungen ergab sich dann doch noch eine Partnerschaft – mit Miriam. Ich wollte aber nicht heiraten. Nicht ihretwegen, sondern ganz grundsätzlich nicht. Miriam behielt immer ihre eigene Wohnung. Sie vertrat den Standpunkt, dass sie sich in einer gemeinsamen Wohnung mit mir bis zu meiner Rückkehr jeweils wie in einem Wartezimmer vorkommen würde. Sie wollte ein genauso selbständiges Leben führen wie ich.

Vor drei Jahren beschloss sie dann eben selbständig, mit ihrem argentinischen Liebhaber durchzubrennen. Vielleicht war das der Preis für mein Nomadenleben?“

„Trauerst du ihr nach?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht mehr.“

„Hm. Und seither?“

„Beziehungen? Meinst du das? Nichts.“

Ariane nickte. Sie erschien ihm nachdenklich. „Möchtest du ein Dessert? Mir ist nach etwas Süßem. Ich glaube, eine Schokoladentarte auf der Karte gesehen zu haben.“

Er wollte nicht mehr von sich erzählen. Nur über das „Dich“ hätte er mit Ariane sprechen wollen – aber er würde es nicht von sich aus ansprechen.

„Und ich nehme Käse. Der steht in jedem Fall auf der Karte.“

Sie hörte ihm zu, wie er von den Entwicklungen in der Kunstszene erzählte, von den Künstlern, die er vertrat, von den aus seiner Sicht überzogenen Preisen, die der Markt aufrief, und von Käufern, die ihm eher wie Investoren denn wie Sammler vorkamen.

Mit großem Interesse saugte sie das alles auf und lauschte seiner Stimme. Er sprach ruhig und mit großer Überzeugungskraft. Jedes seiner Worte schien ihr handverlesen, und keines war überflüssig.

Wie schon im Weinlokal hätte sie ihm auch jetzt endlos weiter zuhören können und wollen. Aber sie wusste, dass sie ihm eine Antwort schuldig war. Während ein Kellner den Tisch abräumte, gaben sie ihre Bestellungen für den Nachtisch auf.

„Ich bin dir noch die Antwort auf deine Frage zu dem Pakt zwischen Warren und mir schuldig. Dann muss ich ins Bett.“

„Wie schon gesagt. Es war ein Pakt. Der beruhte auf dem Vorbild einer außergewöhnlichen Frau.

Ihr Name war Émilie du Châtelet. Sie lebte im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Sie übertrugt fast alle Männer ihrer Umgebung – nicht nur wegen ihrer Größe von einem Meter fünfundseitig, sondern auch durch Klugheit und Bildung. Émilie liebte den Luxus und war verschwenderisch. Außerdem war sie ehrgeizig und interessierte sich für die Gedanken der Aufklärung und die Naturwissenschaften. Zu guter Letzt gehörten Amouren zu ihren Leidenschaften. Nach zwei Kindern mit ihrem Gatten, dem Marquis Florent-Claude du Châtelet-Lomont, verständigte sich das Paar darauf, nur noch bei höfischen Anlässen gemeinsam aufzutreten, ansonsten aber getrennte Wege zu gehen.

Fortan ordnete Émilie ihr Leben in einer Art Drei-faltigkeit. Während die Kinder durch Gouvernante erzogen wurden, genoss sie den Luxus bei Hofe. Ihre intellektuellen Interessen nährte sie in Gesprächen mit den geistigen Größen ihrer Zeit. Darüber hinaus gab sie sich den Vergnügen der Liebe hin. Gelegentlich verband Émilie ihre intellektuellen Interessen auch mit Amouren. So machte sie den Gelehrten für newtonsche Physik, Pierre Louis Maupertuis, zu einem ihrer Liebhaber. Später holte sie Voltaire auf ihr Schloss in der Champagne. Fünfzehn Jahre lebten die beiden zusammen.

Émilie's Dreiteilung leuchtete mir ein und erschien mir genial. Ich schlug Warren einen vergleichbaren Pakt vor. Gegenseitig wurden wir uns ein gesellschaftliches Aushängeschild. Ansonsten tat jeder, was ihm gefiel. Warren mochte die Oper so wenig wie die Hitze im Süden. Seine Erfahrung in Indien waren ihm in Erinnerung geblieben. Ein einziges Mal, während der Bauphase, besuchte er mich in Südfrankreich. Ob meiner Begeisterungsstürme über das Klima und die Lage stand er kopfschüttelnd da. Beide haben wir herzlich gelacht. So waren wir: leben und leben lassen. Unser gemeinsames Leben fand in Berlin statt mit gesellschaftlichen und kulturellen Ereignissen und natürlich unserer Firma.

Wir lebten in einem großen Haus in Dahlem statt in der Wohnung in 'Mitte', die ich erst nach Warrens Tod bezogen habe. Zu deiner Ahnung, dass diese Form einer Ehe nicht meinem Naturell entspricht, sei dir gesagt, dass ich im Sinne von Émilie du Châtelet mit dem Architekten, der mein Haus in Gigaro geplant hatte, jeden Sommer aufs Neue eine Liebschaft eingegangen war.

Eigentlich wollte ich dir das alles erst erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Aber wer weiß, ob und wann das der Fall sein wird? Einstweilen würde die Frage zwischen uns stehen. Das möchte ich nicht."

„Und was ist aus dem Architekten, deinem amant, geworden, um auch diese Flanke zu schließen?“

Eigentlich hätte er noch viele Fragen gehabt, aber das passte jetzt nicht.

„Passé.“

Hatte sich das beklommen angehört? In jedem Fall war Arianes Lebensweg eine erstaunliche Geschichte. Das wäre genug Stoff für einen ganzen Roman oder ein Drehbuch. Er wollte aber nicht taktlos wirken und sprach den Gedanken nicht aus.

„Lass uns gehen“, bat Ariane.

Er gewährte ihr den Wunsch, ihn einzuladen.

„Wie bist du unterwegs?“

„Ich nehme ein Taxi.“

Er bat einen Kellner, ein Taxi zu rufen. Wenige Minuten später gab der das Zeichen und Eduard begleitete Ariane zum Wagen.

„Wann bist du das nächste Mal in Berlin? Lust auf Sonnenuntergang von meiner Terrasse aus?“

Er nickte. „Ab dem fünfzehnten August bin ich zurück. Ich melde mich per Mail und wir machen etwas aus. Würde dir das passen?“

„Ja.“ Rasch drückte sie ihm einen Kuss auf die Wange und stieg in das Taxi.

Er sah dem Fahrzeug nach und wusste, dass er immer noch jede Frau bedingungslos für Ariane verlassen würde.

Aber es war ein flüchtiger Kuss gewesen. Hatte Ariane es so eilig gehabt, weil das Taxi in der zweiten Reihe wartete? Oder war sie geflüchtet? Nein. Sie hat ihn in ihr neues Zuhause eingeladen.

Ihr neues Zuhause. Dabei kam ihm die Idee, was er Ariane zum Einzug schenken würde: das Bild. Seit über fünf Jahren hing es in der Galerie in New York und war als unverkäuflich ausgezeichnet. Er hatte es sich selbst gekauft.

15

Seit dem Abendessen mit Eduard lenkte sie sich durch allerlei Unternehmungen ab. Wie jedes Jahr verbrachte sie den Sommer an der Spree.

Die Hitze an der Côte d'Azur war auch ihr dann zu viel. Sie genoss die Wochen, wenn in Berlin die Schulen und Universitäten geschlossen waren, die Regierung nicht regierte und die Metropole in einen Dämmerzustand versank.

Sie traf sich mit Bekannten, ging in Ausstellungen und entdeckte auf Streifzügen durch die Stadt immer wieder neue Ecken, Plätze und Hinterhöfe. Sie war rundum frei – aber auch alleine, jetzt, da Warren ihr kein treuer Begleiter mehr war.

Eines Vormittags blieb sie vor einem Laden stehen. Es war eine Galerie.

Schon wiederkehrend war sie daran vorbeigelaufen, realisierte aber zum ersten Mal, dass es Eduards Galerie war. Sie schaute durch eines der Schaufenster und sah Bilder. Im Hintergrund erkannte sie eine junge Frau hinter einem Schreibtisch. War das seine Tochter? Sah sie Eduard ähnlich? Sie wollte nicht aufdringlich wirken und ging weiter.

Fortan dachte sie noch häufiger an Eduard als sie es seit dem Wiedersehen bei den Festspielen ohnehin tat. Mit einem Glas Wein in der Hand ging sie auf die Terrasse, sah in Richtung Fernsehturm am Alexanderplatz und zur tief stehenden Sonne. Bald würde Eduard zu Besuch kommen. Der Gedanke beunruhigte sie. Was erwartete sie von seinem Besuch?

Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie keinen Smalltalk wollte, nicht über Belanglosigkeiten und auch nicht über alte Zeiten reden wollte. Und schon erinnerte sie sich daran, wie alles zwischen ihnen angefangen hatte. Wie sie sich ineinander verliebt und ahnungslos aufeinander eingelassen hatten. Sie war sechzehn. Mit allem war sie früh dran gewesen. Ihrer Mutter und Eduards Eltern hatte es nicht gepasst, dass sie nach Eduards Abitur zusammengezogen waren. Ihr Zusammenleben verlief oft planlos. Nur die Leidenschaft nicht. Dafür hatte sie gesorgt. Mit immer neuen Einfällen und Maskeraden lauerte sie Eduard auf.

Einmal mit nichts an als einem Dutzend Ketten um den Hals. Sie verwarf die Erinnerungen und fokussierte sich auf das Hier und Jetzt. Hatte Eduard ihr verziehen? Oder würde er ihr verzeihen können, dass sie ihn sitzengelassen hatte? – von einem Tag auf den anderen – ohne Vorwarnung, ohne Chance. Wie naiv, wie dumm war sie gewesen. Wie hatte sie glauben können, der Chefarzt hätte ernste Absichten gehegt? Wie ein Spielzeug hatte er sie benutzt und hat sie dann achtlos liegengelassen. War sie ihm hörig gewesen?

Eduard. Er war heute auf eine neue Art begehrenswert. Begehrenswerter denn je. Aber Halt. War sie dabei, sich in einem Irrgarten an Fantasien zu verlaufen?

16

Anfang August erkundigte er sich von New York aus per Mail, ob die Einladung zum Sonnenuntergang auf der Terrasse noch galt. „Klar. Was denkst du!“, las er wenig später Arianes Antwort – und den Terminvorschlag mit Zeitangabe. Während er weiterlas, hörte er ihre Stimme: „Ich hoffe, achtzehn Uhr ist dir nicht zu früh, aber die Sonnenuntergänge von hier oben sind einfach grandios. Eine Bitte habe ich: Du musst nachsichtig sein. Ich habe die Wohnung erst vor zwei Monaten bezogen.“

So manches ist noch ein Provisorium.' Er antwortete mit einem nach oben gerichteten Daumen und einem Smiley.

Er las er den letzten Satz nochmals – ,... und so manches ist noch ein Provisorium'. Damit stand sein Entschluss fest, Ariane das Bild für die neue Wohnung zu schenken. Wenn er ehrlich mit sich selbst war, hatte er es ohnehin nicht für sich gekauft. Er bat die Leiterin seiner Galerie in Soho, das Gemälde per Luftfracht an die Kunsthändlung in Berlin zu schicken. Als er zwei Wochen später den Eckladen betrat, stand die sperrige Transportverpackung im Lager. Er entriegelte die Box und zog das in Luftkissenfolie und festes Papier eingeschlagene Bild heraus. Auch ohne den Transportcontainer war es immer noch groß:

einen Meter vierzig im Quadrat. Er musste ein Großraumtaxi bestellen, um es zu Ariane mitzunehmen.

Kurz vor achtzehn Uhr prüfte Ariane im Spiegel nochmals die Frisur. Dann zupfte sie am Kragen der neuen dunkel-lilafarbenen Bluse und stellte zufrieden fest, wie gut die weiße Hose saß, die sie sich ebenfalls für den heutigen Abend gekauft hatte. Nach dem es geklingelt hatte, lief sie barfuß zur Tür und öffnete. Aber da war niemand. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis Eduard im Treppenhaus auftauchte. Als er schließlich vor ihr stand, sah sie kaum etwas von ihm.

Ein über großes Teil, das er mit weit ausgestreckten Armen vor sich hielt, verdeckte ihn.

„Huiii. Willkommen. Komm erst einmal herein und gehe gleich gerade durch.“

Eduard schien zu verstehen, wohin er sollte, und lief durch den Flur geradewegs ins Wohnzimmer. Dort stellte er das große Etwas an der Rückseite eines mittig im Raum stehenden Sofas ab und lehnte es daran an. Sie war ihm gefolgt und sah ihn jetzt fragend an.

„Los. Aufmachen.“ Er trat zur Seite.

Sie merkte Eduards Ungeduld. „Für mich?“ Sie kniete sich hin und suchte an der Verpackung nach einem Einstieg. Dabei spürte sie Eduard hinter sich. Vorsichtig entfernte sie erst die Folie, dann das Papier.

Vor ihr kam ein quadratisches Gemälde, größer als ein Meter mal ein Meter, ein weiblicher Torso, zum Vorschein. Sie erhob sich und trat einige Schritte zurück. Der Pinselstrich war teils grob, an einigen Stellen auch dick aufgetragen und breit. Dennoch war alles da. Jedes Detail war deutlich und eindeutig. Sie war irritiert. War das ein angemessenes Geschenk anlässlich der Einladung der Jugendliebe zu Drinks auf der Terrasse? Eduard war Galerist. Vielleicht sah er die Dinge anders, mit professionellem Blick? In jedem Fall gefiel ihr das Werk.

„Ist das ein Geschenk?“

Er nickte. „Du erwähntest, dass du lieber in Kunst als in Unternehmen investierst. Das Bild ist beides – Kunst und eine gute Bank.“

„Dir entgeht aber auch nichts. Du bist verrückt. Entschuldige bitte, so meine ich das nicht. In jedem Fall vielen, vielen Dank.“

Sie war überwältigt. Ihre Gedanken flatterten, und sie merkte, wie ihre Stimme sich überschlagen hatte. Die Darstellung machte sie nervös und sie spürte, wie eine leise Rührung sie überkam. Das Gemälde ließ etwas in ihr anklingen, das sie lange verdrängt hatte. Der Torso wirkte stark, aber auch verletzlich.

Je länger sie hinsah, desto mehr hatte sie das Gefühl, als sei die Darstellung weniger ein fremdes Motiv, als ein Spiegel ihrer selbst.

„Bitte, sag etwas dazu. Wer hat das gemalt? Was ist das Motiv für das Bild, wer die dargestellte Person?“

„Erzähle ich dir alles gerne. Bekomme ich bitte zuerst etwas zu trinken. Berlin ist heißer als New York war, und ich musste das Bild hochtragen. Es war zu sperrig für den Aufzug.“

„Tut mir leid. Natürlich. Und begrüßt haben wir uns auch noch nicht.“ Sie umarmte ihn, drückte ihn kurz und lies ihn sogleich wieder los. Auf dem Weg in die Küche fragte sie „Was möchtest du?“

„Am liebsten ein Bier, wenn du hast.“

Die kühle Luft, die ihr beim Öffnen des Kühl-
schanks entgegenschlug, ließ sie kurz innehalten.
Ihre Gedanken kehrten zu dem Gemälde zurück. Ob
Eduard ahnte, was das Bild in ihr in Bewegung setzte,
fragte sie sich, während sie das Bier einschenkte. Sie
atmete tief durch, streckte sich einmal kurz und
kehrte zu Eduard zurück.

Während er einen ersten Schluck trank, wandte sie
sich wieder dem Gemälde zu. Es zeigte den nackten
Körper einer Frau – vom Schlüsselbein bis zur Mitte
der Oberschenkel. Es war keine junge Frau, sondern
eine Frau in den besten Jahren. Plakativ und überle-
bensgroß. Der Torso füllte die Leinwand.

Die Farben schienen zu glühen, sandgelb, rot,
orange, apricot, teils waren sie flächig aufgetragen,
teils verwischt. Die Darstellung wirkte plastisch und
in Bewegung. Der Hintergrund war in blassen Grün-
tönen – wie hoher Farn. Das Bild wirkte sinnlich auf
sie, geradezu lustvoll.

„Die Malerin heißt Suzan Allende. Wie der Dikta-
tor. Sie ist aber nicht verwandt mit ihm.“ Eduard
stellte das Glas auf einen Tisch und trat neben sie, so-
dass beide auf das Bild sahen. „Suzan war und ist ei-
gentlich Psychologin in Upstate New York. Als sie an-
fing, Maltherapie in ihre Arbeit einzubinden, ent-
deckte sie selbst ihre Leidenschaft fürs Malen. Sie be-
suchte Malklassen und nahm Privatunterricht.

Irgendwann entschied sich, professionell zu malen und reduzierte ihre Patientenzahl. Ihre ersten Werke, Landschaftsbilder, hingen in einem kleinen Restaurant, am Ausgang lag ihr Flyer.“

Ariane hörte aufmerksam zu, ohne den Blick vom Torso zu nehmen. Eduards Erläuterungen veränderten ihren Blick. Plötzlich sah sie auf der Leinwand keinen anonymen Frauenkörper mehr, sondern verfolgte die Hand einer Frau, die mit jedem Pinselstrich etwas von sich selbst verriet.

„Ich rief Suzan Allende an, und sie lud mich in ihr Atelier ein. Dort stand das Bild – halb verdeckt. Ich deutete darauf, und sie zog es hervor.

Ich war beeindruckt. Danach zeigte sie mir weitere Porträts von Einzelpersonen und Gruppen. Aber keines war so ausdrucksstark wie dieses hier. Suzan erzählte mir, der Torso sei ihr erster Versuch der Aktmalerei gewesen, und dass sie sich selbst gemalt habe. „Warum ein Akt?“, habe ich sie gefragt. „Das sei das klassischste aller Motive, weswegen sie das Bild ohne Kopf und Beine angelegt hätte, um – wie in der Antike – das Weibliche an sich zu erfassen“, hat sie mir erklärt und ergänzte: „Jeder solle in dem Bild sehen, was er oder sie erkennen möchte“. Ich verstand Suzan und bin froh, dass sie die Ansicht so gemalt hat.

Bei einer Kanne Tee erklärte ich ihr dann die Rolle eines Agenten im Kunstmarkt.

Einen Monat später trafen wir uns in der Galerie in New York und unterschrieben einen Vertrag. Sechs Monate später veranstaltete ich eine Vernissage für Nachwuchskünstler. Suzan war mit fünf Bildern vertreten. Noch vor der Eröffnung klebte ich einen roten Punkt für „Verkauft“ neben den Akt. Ich wollte das Bild unbedingt und kaufte es selbst. Es hätte an dem Abend mehrfach verkauft werden können. Zwischenzeitlich kann Suzan von ihrer Malerei leben.

„So. Jetzt kennst du die Geschichte des Bildes.“

Sie schwieg. Über sein Motiv, ihr das Bild zu schenken hatte er weiterhin nichts gesagt.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll – zu dem Bild, dem Weg der Malerin, zu deinem Geschenk. Das alles bewegt mich tief. Gib mir bitte Zeit. Ich muss das alles sacken lassen und darüber nachdenken.“

Sie führte Eduard auf die Terrasse, wo unter einem Sonnenschirm in einem Kühler eine Flasche Rosé stand. Sie bat ihn, die Flasche zu öffnen, während sie Vitello Tonnato und Weißbrot aus der Küche holen würde.

„Danke dir nochmals für das Bild. Ich werde bestimmt noch Fragen dazu haben. Lass uns aber jetzt anstoßen und den Ausblick genießen. Nochmals willkommen. Ich freue mich, dass du da bist.“

Ihr hatte in dem Satz noch ein „so sehr“ auf der Zunge gelegen, hatte es sich aber verkniffen.

Als es soweit war, forderte sie Eduard auf, mit ihr an die Brüstung zu treten, um den Sonnenuntergang zu verfolgen. Dicht standen sie nebeneinander. Sie sah, wie Eduard das Glas mit seinen wohlgeformten Händen festhielt. Nach dem Sonnenuntergang redeten sie noch bis tief in die Nacht.

Als Eduard gegangen war, stellte sie sich vor das Bild. Er hatte erwähnt, dass es eine Mischtechnik aus Öl und Acryl auf Leinwand sei. Lange betrachtete sie das Werk. Warren hätte der Akt nicht gefallen. Er war prüde gewesen und hatte sich mit Nacktheit schwergetan. Mit den Gedanken kehrte sie zu Eduard zurück. Ein sonderbares Glücksgefühl stieg in ihr auf – und Freude. Worüber? Über das Wiedersehen? Dass er ihr das Bild geschenkt hatte? Dass sie lebte?

Am nächsten Tag fand sie eine Nachricht von Eduard per WhatsApp vor. Er bedankte sich für den Abend und gratulierte zur Wohnung. Mehr hatte er zu ihrem Leidwesen nicht geschrieben.

Zwei Tage später erhielt sie eine Mail von ihm.

Liebe Ariane,

Von 12. bis 15. September muss ich nach Ramatuelle. Du weißt sicherlich, wo das ist. Dort residiert ein Kunde, der auf der ArtMonte Carlo zwei Bilder bei mir gekauft hat. Er

möchte die Hängung mit mir besprechen. Bei dem Preis, den er bezahlt hat, ist das drin. Außerdem ist er nicht nur ein interessanter Gesprächspartner, sondern auch ein exzellenter Koch. Vielleicht bist du zu dieser Zeit ebenfalls unten, und ich darf dich zu einem Abendessen ausführen?

Herzliche Grüße, Eduard

Lieber Eduard,

Was für ein schöner Vorschlag. Ab dem 3. September bin ich wieder auf meiner Klippe, wie ich es nenne, und bleibe bis zum Ende der Olivenernte.

Mein Haus liegt in der Gemeinde Gigaro, oberhalb von La Croix-Valmer. Das ist nur einen Katzensprung von Ramatuelle entfernt. Ich freue mich schon jetzt darauf, dich wiederzusehen und mit dir auszugehen. Wenn ich etwas vorschlagen soll, lass es mich wissen.

Sie dachte an das Chez Camille – mit der unvergleichlichen Lage direkt am Strand, der sensationellen Bouillabaisse und den wunderbaren Fischgerichten vom Grill – und schrieb weiter.

Wegen des Datums bin ich flexibel. Bis zu meiner Abreise ist ja aber noch Zeit. Wollen wir bei mir kochen?

An dieser Stelle brach sie abermals ab. Sie dachte an früher. In ihrer einst gemeinsamen Wohnung hatten sie oft zusammen gekocht. Sollten sie das wiederholen – einkaufen, vorbereiten, kochen? Nein. Ihr war nach einem entspannten Abend.

Sie entschied, dass sie Leckereien besorgen würde, solche, die sie auf Spießchen oder mit den Fingern essen könnten. Sie stand auf und dehnte sich. Die Sonne stand noch nicht hoch, aber es war schon wieder schwül in der Stadt. Bis zum Nachmittag waren abermals über dreißig Grad vorhergesagt. Sie setzte sich, löschte den letzten Satz und schrieb.

Komm doch zu einem Apéro, einem Apéritif dînatoire auf die Terrasse. Lass mich wissen, wann es dir passen würde.

Liebe Grüße, Ariane

Am nächsten Abend hörte sie zwischen Donnerschlägen das Klingeln nur zufällig. Ein Hitzegewitter entlud sich mit aller Macht über der Stadt. Unwillkürlich musste sie laut lachen, als Eduard wie der sprichwörtlich begossene Pudel vor ihr stand. In der einen Hand hielt er einen Schirm, der augenscheinlich wenig genutzt hatte, in der anderen eine Pappverpackung mit drei Weinflaschen. Sie bat ihn herein und hängte das tropfnasse Jackett über einen Bügel.

„Trockenes kann ich dir nicht bieten. Warrens Kleidung habe ich bei der Auflösung des Hauses in Dahlen der Obdachlosenhilfe gespendet. Aber die Wohnung ist reichlich aufgeheizt. Dein Hemd und die Hose sind sicherlich bald trocken.“

Eduard nickte und überreichte ihr den Wein.

Ein Pouilly Fumé von der Loire – sieh einer an, dachte sie, auch Eduard wusste, was gut war. Zusammen gingen sie in die Küche, wo sie ihn bat, die erste Flasche zu öffnen und die übrigen beiden in den Kühlschrank legte. Eduard schenkte ein und reichte ihr ein Glas.

„Danke dir. Und auch für das Bild möchte ich dir nochmals sehr danken.“

„Jetzt ist es aber genug.“

„Doch. Im Ernst. Ich sehe es mir immer wieder an, und jedes Mal gefällt es mir besser. Abgesehen davon hat es eine Geschichte, von der du ein Teil bist.

Du hast die Malerin entdeckt und ihr Talent über das Bild gefördert. Dann hast du dich in das Bild verliebt und es erworben.“

Hatte sich Eduard auch in die Malerin verliebt? Hatte er etwas mit Suzan gehabt, oder hatte er noch immer?

„Und dann hast du das Bild nach Europa mitgenommen, wo es vielleicht in einer deiner Wohnungen oder Galerien hing und hast dich darüber gefreut.“ Sie zögerte. „Sag jetzt bloß nicht, das Bild stand irgendwo in einem Fundus. Jedenfalls hast du dich davon getrennt und es mir geschenkt.“

Er schüttelte den Kopf und lachte. „Ist ja gut.“

„Außerdem finde ich es mutig von dir, einer Frau – noch dazu deiner Jugendliebe – ein doch eher delikates Bild zu schenken.“

„Ich würde es nicht als delikat bezeichnen, sondern als erotisch. Die Spannung des Bildes zu erfassen erfordert zugegebenermaßen eine positive Einstellung zur Sinnlichkeit – und die nimmt im besten Fall mit der Lebenserfahrung zu.“

Interessant. Wie recht Eduard hatte, dachte sie.

„Was ist mein Teil der Geschichte an dem Bild?

Was war dein Motiv, mir die Darstellung zu schenken?“ Sie wollte endlich wissen, was ihn getrieben hatte, ihr den Akt zu schenken.

„Du bist nicht Teil der Geschichte des Bildes. Du bist das Bild. Als ich es entdeckte, dachte ich sofort an dich. Ich habe noch all die Fotos von dir – von damals in Apulien. Du nackt, überall – im Ferienhaus, auf der Terrasse, frühmorgens am Strand, wenn noch niemand da war. Du hast es geliebt, wenn ich dich in deinen ungenierten Posen fotografierte. Auch daran dachte ich gelegentlich, wenn ich das Bild betrachtete. In meinem Innersten wusste ich immer, dass ich es nicht für mich gekauft hatte, sondern für dich.“

Sie merkte, dass sie verlegen wurde und dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Zugleich verstand sie jetzt, warum Eduard froh war, dass Suzan das Bild ohne Kopf gemalt hatte.

Sah Eduard all die Sinnlichkeit, die das Werk ausstrahlte, tatsächlich in ihr? Noch immer? War das ein Kompliment? Dumme Frage. Was sonst.

„Warum hast du dich nie gemeldet, wenn ich so tief in dir verankert war“, sie zögerte und fuhr dann leiser fort, „und davon vielleicht noch immer etwas übrig ist?“

Sie bemerkte sein Schlucken und den nachdenklichen Zug auf seinem Gesicht.

„Vermutlich lange nicht aus ähnlichen und auch anderen Gründen, aus denen auch du dich nie bei mir gemeldet hast, obwohl du meine Karriere in den Medien verfolgt hast und dich für moderne Kunst interessierst. Nachdem ich das Bild gekauft hatte, begann ich bei dessen Anblick an meinem Glaubenssatz zu zweifeln, dass du unerreichbar für mich wärst. Schließlich beschloss ich, dich ausfindig machen zu wollen – wenigstens einen Versuch zu wagen. Das ist gut fünf Jahre her. Wie wir beide wissen, hat Martins Lügengebilde das aber vereitelt. Seit unserem Wiedersehen in der Oper frage ich mich jeden Tag, warum er diese Lügen in die Welt gesetzt hat. Ich kann dir gar nicht sagen, wie wütend ich auf den Kerl bin. Wir könnten seit Jahren in Kontakt stehen.“

Endlich. Er war erleichtert und froh, es ausgesprochen zu haben. Er hatte nichts zu verlieren.

Ariane bebte innerlich. „Wir könnten seit Jahren in Kontakt stehen“, hatte Eduard gesagt. Was genau meinte er damit? War das ein Eingeständnis? Eduard musste ähnliche Empfindungen haben wie sie. Aber welche genau? Sie spürte ein Kribbeln – zwischen Wut, Verlangen, und auch ein bisschen Angst davor, was als nächstes kommen würde. Eduards Worte hatten vertraute Wärme in ihr ausgelöst und sie erinnerte sich an Einzelheiten von einst. Gleichzeitig begann die Gegenwart zu wachsen, wurde immer greifbarer, war voller Möglichkeiten. Sie rief sich zu Ordnung: Jetzt nur nichts überstürzen, nichts Unbedachtes tun oder sagen – was sie später bereuen würden – sie beide. Ein Augenblick der Stille trat ein, und sie spürte, wie die Luft zwischen ihnen dicht wurde. Sie mussten Zeit gewinnen.

„Ich verstehe, dass du zornig auf Martin bist. Dabei kann ich mir gar nicht vorstellen, dass du wirklich wütend werden kannst.“

„Täusch dich da mal nicht. Auch ich habe im Leben dazugelernt. Zur Brust würde ich mir diese miese Ratte nehmen – wäre er noch unter uns. Meine Rache wäre bitter. Und du? Wie gehst du damit um?“ Er klang nun wieder gefasst. „Er hat dich ausgelöscht, hat auch dir die Chance auf ein Wiedersehen schon vor Jahren genommen.“

Natürlich hatte auch sie sich ähnliche Gedanken gemacht. Doch nach anfänglicher Empörung war ihr klar geworden, dass Martin ihr immer zu gleichgültig gewesen war, um sich posthum ernsthaft über ihn zu ärgern. Dafür ärgerte sie sich über sich selbst. Bei all dem Gerede über Martin war sie nicht auf seine wichtigste Botschaft überhaupt eingegangen: Eduard hatte sie schon vor fünf Jahren ausfindig machen wollen. Dieses Geständnis berührte sie zu tiefst. Nein, es wühlte sie erneut auf.

Zugleich: Die Erfindung ihres Todes hatte Eduards Plan, sie ausfindig machen zu wollen, im Keim erstickt. Dafür konnte sie, so verrückt das auch war, Martin in gewisser Weise dankbar sein.

„Wie du weißt, war ich vor fünf Jahren noch mit Warren verheiratet – zugegebenermaßen mit viel Raum für Freiheiten. Eine Affäre mit dir wäre für mich aber nicht in Frage gekommen.“

Sie merkte, dass ihre Stimme fester geklungen hatte, als sie sich fühlte. Sie machte eine Pause, wartete und hoffte Eduard würde etwas sagen. Aber er schwieg. Die Stille war fast schmerhaft.

„Warst du in Suzan verliebt? Oder wart ihr – oder seid ihr – ein Paar?“

Er hob langsam den Blick und sah in die Ferne. In seinen Augen lag etwas, das sie nicht deuten konnte – Zögern, vielleicht auch Trotz.

„Was würde die eine wie die andere Antwort in
deinem Leben ändern?“, sagte er tonlos.

Die Worte trafen sie unvorbereitet. Vielleicht einiges, dachte sie – und spürte, wie sich ihre Brust verengte und ihr den Atem nahm. Sie zwang sich zu einem Nicken. Eduard hatte recht. Es ging sie nichts an.

„Suzan und mich verband und verbindet ein
freundschaftlicher und geschäftlicher Kontakt. Affä-
ren zwischen Kunstschaffenden und Agenten sind
unprofessionell. Das weiß auch Suzan. Dein Bild ist
übrigens bis heute ihr einziger Akt geblieben.“

Ariane sah Eduard an, doch sie wollte das seelen-
lose Thema eine Affäre zwischen ihm und Suzan
nicht weiter strapazieren.

„Benötigt das Bild einen Rahmen?“ fragte sie fast
hastig.

„Einen Rahmen? Ich weiß nicht. Vielleicht eine
schlichte Rahmung mit Schattenfuge. Es hängt davon
ab, in welcher Umgebung das Bild seinen Platz finden
soll. Ich kenne die anderen Räume der Wohnung
nicht. Und du musst dir die Frage beantworten, ob du
den Akt nur für dich sichtbar hängen möchtest oder
zum Beispiel hier im Wohnzimmer. Lasse ihn ruhig
ein paar Wochen je in wechselnden Räumen auf dem
Boden stehen, angelehnt an die Wand oder ein Mö-
belstück. Dann wirst du spüren, wohin er gehört.“

Aber vielleicht gehört das Bild gar nicht nach Berlin, sondern in dein Haus in Frankreich – ins südliche Licht, in die Wärme. Dort würde es seine ganze Wirkung entfalten.“

Ariane blickte das Gemälde an, dann Eduard. Wie recht er abermals hatte. Das Bild musste nach Gigaro, in den Süden, ins Licht und in die Wärme – so wie einst sie beide, als Eduard in Apulien die Fotos von ihr geschossen hatte. Sie würde das Bild nach Gigaro bringen lassen und Eduard damit überraschen, sobald er sie besuchen käme. Sie lächelte und dachte, dass sie nie geahnt hätte, dass ein Bild ihr so viel über den Ort sagte, an den es gehörte.

Während sie weiter vor dem Bild standen, aßen sie Antipasti von kleinen Tellern, tranken den Pouilly Fumé, und schwadronierten endlos über wechselnde Themen. Über ihnen entlud sich derweilen weiterhin das Gewitter. Als es etwas ruhiger wurde, erklärte Eduard, die Gelegenheit nutzen zu wollen, um zu gehen.

Zum Abschied ließ sie sich von Eduard in die Arme nehmen – und schmiegte sich an ihn. Sie nahm seinen über all die Jahre ihr unvergesslich gebliebenen Geruch wahr. Nach dem Eduard gegangen war, lehnte sie sich mit dem Rücken an die geschlossene Wohnungstür. Noch immer grollten entfernte Donner.

Sie war froh, dass sie beide die Contenance gewahrt hatten und keiner der Versuchung einer Annäherung unterlegen war. Sie wusste nicht, ob sie widerstanden hätte. Dann dachte sie an ihre Erkenntnis des heutigen Abends: Eduard hat das Bild nie mit dem professionellen Blick eines Kunsthändlers betrachtet. Er sah es mit dem Blick eines Mannes, der voller Erinnerungen und Hoffnungen steckte.

An der glatten Oberfläche der Tür rutschte sie herunter bis sie auf dem Boden saß.

Auf der Haut spürte sie die dampfige Luft und sie fühlte sich endlos erschöpft – bis ein Donner direkt über dem Haus sie hochschreckte und aus den Gedanken riss.

Donnerstagmittag landete er in Nizza und fuhr mit einem Mietwagen nach Ramatuelle zu seinem Kunden. Während des Abendessens besprachen sie die Hängung der Bilder. Freitagvormittag hängten sie die Werke auf. Auf den angebotenen Lunch verzichtete Eduard dankend. Stattdessen fuhr er in sein kleines Hotel außerhalb von Saint Tropez und genoss die Ruhe im Garten am Pool. In der Abgeschiedenheit dachte er an den letzten Abend mit Ariane.

Erst hatte sie erwähnt, dass er vor fünf Jahren für sie als eine Affäre nicht in Betracht gekommen wäre – und hatte dann nach Suzan gefragt. Er glaubte, den Zusammenhang zu verstehen.

Am frühen Abend machte er sich auf den Weg, um Ariane zum Abendessen abzuholen. Sie hatte ein Restaurant vorgeschlagen und er hatte sie gebeten, dort einen Tisch zu reservieren. Während der Fahrt beschloss er, morgen nach Saint-Paul-de-Vence weiterzufahren, um bis zu seinem Rückflug am Sonntagmittag die dortigen Museen und Galerien aufzusuchen.

Die schmale Straße nach Gigaro führte durch eine von Hitze verdorrte Landschaft. Die silbrigen Blätter der Olivenbäume schienen ihm zu winken. Dazwischen Korkeichen und Esskastanienbäume. Vereinzelt leuchteten bunte Blüten von Oleanderbüschchen. Ariane hatte ihm den Weg genau erklärt. Er zählte die Serpentinen, identifizierte die solitär stehende Zypresse, die sie als Orientierungspunkt erwähnt hatte, und erkannte die Einfahrt zu ihrem Anwesen. Nach dem er eingebogen und auf das Garagenhaus zugefahren war, sah er Ariane zwischen Olivenbäumen auf ihn zukommen.

Die Begrüßung fiel zu seiner Überraschung eher nüchtern aus – ein fast flüchtiger Kuss auf seine Wange. Lag ein schüchternes Lächeln um ihren Mund?

In ihren Augen schien dagegen etwas Geheimnisvolles zu liegen. Ariane führte ihn auf die Terrasse. Er trat an die Steinbrüstung und sah zur Küstenlinie herunter. „Phantastisch“, murmelte er.

Ariane trat neben ihn und reichte ihm ein Glas Crémant zum Aperitif.

„Ja. Phantastisch“, griff sie sein Gemurmel auf. Sie erklärte ihm die zerklüftete Küstenlinie und deutete auf kleine, fast unsichtbare Buchten, die sich hinter Felsen versteckten.

„Auch nach all den Jahren berauscht mich der Ausblick noch immer.“ Die zweite Satzhälfte behielt sie für sich: „... und mit dir neben mir, mehr denn je.“

Sie spürte seine Wärme an ihrer Schulter, so dicht stand Eduard neben ihr. Wie ein junges Mädchen kam sie sich vor. Voller Erwartung. Sie deutete zum Horizont.

„Der Dunstschleier vor der Sonne ist ein erster Herbstbote. Aber die Tage zum Sonnen und Baden reichen noch bis in den November. Lass uns fahren,“ wechselte sie das Thema. Sie würden tatsächlich im Chez Camille essen. Gelegentlich ging sie mit Freunden dort hin, aber noch nie war sie zu einem Rendezvous dort. Nur: Würde es überhaupt ein Rendezvous sein?

Als sie durchs Wohnzimmer gingen, um das Haus zu verlassen, bemerkte er das Bild auf dem Kaminsims, ließ den Blick kurz darauf ruhen, sagte aber nichts.

Ihr Tisch im Chez Camille bot einen fantastischen Blick auf die kleine Bucht.

„Genau diesen Tisch habe ich für uns reserviert. Es ist so wunderbar, mit dir hier zu sitzen. Danke dir für die Einladung. Darf ich das Menü auswählen? Du musst unbedingt die Bouillabaisse essen. Nur die im Fischlokal an der Plage du Layet ist vergleichbar mit dieser hier.“

„Nur zu. Ich begebe mich ganz in deine Hände.“

Bei dieser Bemerkung lief ihr ein warmes Kribbeln über den Rücken. Wie es wohl wäre, wenn sie sich ihm nicht nur beim Essen, sondern ganz anvertraute?

Der Kellner nahm die Bestellung auf.

„Du hast das Bild tatsächlich hierhergeholt. Das finde ich gut.“

„Ja. Und ich weiß, wo es hinsoll. Hilfst du mir, es aufzuhängen?“

Er nickte.

„Möchtest du gar nicht wissen, wo es hinkommt?“

„Und?“

„Über den Kamin, wo es jetzt schon steht. Dort kann ich es vom Wohnzimmer und auch aus dem Esszimmer sehen.“

„Ein guter Platz. Nur gut, dass niemand die Hintergründe des Bildes kennt.“

Für einen kurzen Moment, da Arianes Hand die seine für einen Augenblick berührte, schien ihm die Welt stillzustehen. Sie sah ihm in die Augen und er glaubte, ein stilles Einvernehmen zu erkennen.

„Wie verbringst du die Tage, während du das Sommerhalbjahr hier lebst?“, holte er sie beide aus der Trance heraus. Während sie aßen, hörte er Ariane zu.

„..... und seit kurzem verbringe ich die Zeit zunehmend damit, womit ich schon vor mehr als dreißig Jahren hätte anfangen sollen.“

Er hob die Augenbrauen und sah sie fragend an.

„Mit Schreiben.“

„Mit Schreiben? Du überraschst mich immer wieder – erst Augenärztin, dann Unternehmerin in Sachen Private Equity. Dazu ein Ehe-Pakt. Und jetzt Schreiben.“

„Ich war noch keine sechzehn, da war schon allen klar, dass ich Medizin studieren würde. Irgendwann habe ich es schließlich auch selbst geglaubt. Und warum war es allen klar, und warum habe ich Medizin studiert? Aus einem einzigen Grund: Weil ich es mit meinen Noten konnte. Aus keinem anderen Grund. Ohne die ständigen Indoktrinationen wäre ich nie Ärztin geworden.“

„Was für eine verrückte Geschichte.“

„Irre. Was? Vielleicht hätte ich Jura studiert – nicht, um als Juristin zu arbeiten, sondern weil mich die Logik der Denkprozesse dieser Disziplin beeindruckt. Alternativ hätte ich Germanistik, Journalistik oder Geschichte studiert. Alles mit dem Ziel, zu schreiben.“

„Hmm. Und – was schreibst du so?“

„Nichts Konkretes. Textfragmente, Gedanken, Alltagsbeobachtungen. Manchmal Wutbriefe ans Universum.“

„Schreib ein Buch. Schreib dein Leben auf und bring es heraus.“

„Kein Verlag wartet auf die Geschichte einer in die Jahre gekommenen Karrierefrau, die in ihrer Vita nicht mit Schicksalsschlägen wie Verfolgung, Vertreibung, Missbrauch oder ähnlich tragischen Ereignissen aufwarten kann – auf die Lebensgeschichte einer Frau, die glaubt, spät zu ihrer Berufung gefunden zu haben.“

„Jetzt übertreibst du aber schamlos, liebe Ariane, in jeder Hinsicht.“

„Stimmt. Aber der Kern jeder Übertreibung ist die Wahrheit. Lese Rezensionen und die Waschzettel in Buchcovern. Wir beide wissen es: Deine Kunstszene ist genauso eitel und undurchsichtig wie der Literaturbetrieb.“

Er lachte. „Auch in dieser Übertreibung steckt vermutlich ein wahrer Kern.“

„Und die Sache mit in die Jahre gekommen, stimmt schließlich zur Gänze.“

„Jetzt hör aber auf. Sonst nehme ich dir das Bild wieder weg. Du bist eine umwerfend attraktive Frau. Das weißt du auch genau. Kaffee?“

„Den trinken wir bei mir zuhause auf der Terrasse.“

Er stimmte zu und sie gingen. Bezahlte er bereits, als Ariane ihm kurz zuvor den Gefallen getan hatte, mal eben den Tisch zu verlassen.

In der Wärme der Nacht unterhielten sie sich noch eine Weile, tranken den Kaffee und hörten das Meerrauschen. Zum Abschied ließ sie sich erneut von Eduard in die Arme nehmen, spürte seine Finger und dachte: Eine schöne Angewohnheit. Doch streichelt er sie nur zum Trost, als Witwe – oder steckte da mehr dahinter? Oder bildete sie sich das nur ein? Sie lehnte an ihm, sog seinen vertrauten Geruch ein und spürte, wie sehr sie sich nach ihm sehnte. Auf einmal spürte sie seine Lippen auf der Wange, Küsse – dann auf ihren Lippen. Sie erschrak. Das Trauerjahr war noch nicht vorbei.

Mit einer Drehung wand sie sich aus seinen Armen. Sie konnte nicht. Zugleich dachte sie, wie jämmerlich das von ihr war.

„Bitte nicht.“ Es war mehr ein Hauch als ein entschlossener Satz gewesen. Sie trat einen Schritt zurück und legte die Arme um sich, als wolle sie ein Cape um sich schließen, das sie schützen, verbergen, ja unsichtbar machen sollte. Sie spürte Eduards Blick.

„Dann gehe ich mal. Gute Nacht. Ich rufe dich an.“ Obwohl Eduard neben ihr gestanden hatte, waren ihr seine Worte wie aus weiter Ferne vorgekommen. Sie verharrte bewegungslos, die Arme weiter um sich geschlungen. Aus dem Augenwinkel sah sie Eduard sich abwenden und gehen.

„Warte“, rief sie.

Eduard blieb stehen. Sie lief auf ihn zu, umfasste ihn, küsste ihn – nicht auf die Wangen, nicht vorsichtig. Auf den Mund, stürmisch und wild.

„Geh nicht. Bleib.“

Das Morgenlicht war noch blass, als das Zirpen der Zikaden ihr verriet, dass es bereits dreiundzwanzig Grad oder mehr hatte. Leise streifte sie das Laken ab.

Sie spürte den warmen Luftzug, der durch die offenstehenden Terrassentüren ins Schlafzimmer und über ihre Haut strömte. Ein wohliger Schauer durchlief sie. Sie sah Eduard an. Still lag er neben ihr, die klaren Konturen seines Gesichts im sanften Licht, der Atem gleichmäßig. Sie konnte sich nicht sattsehen an seinem Körper, an dem Mann, der ihr so lange fern war und jetzt so nah war. Ihre Haut sehnte sich nach seinen Berührungen, nach seinen Händen und Lippen. Ein leiser Seufzer entwich ihr, als sie sich an ihn schmiegte. Seine Lippen streiften ihren Hals. Sein tiefes Brummen erregte sie. Und was führten sie immer für faszinierende Gespräche. Sie konnte ihm stundenlang zuhören. Dabei war sie es, das wusste sie genau, die mehrheitlich redete.

In seiner manchmal stillen Art war Eduard dennoch stets gegenwärtig, und sie wusste, dass er sie in all ihren Gedanken und Empfindungen verstand. Ihre gelegentlichen Spitzen ließ er mit solcher Gelassenheit und Humor an sich abperlen, dass sie ihn jedes Mal hätte umarmen wollen.

Das Trauerjahr, auf das sie sich vergangene Nacht in Gedanken berufen hatte, fiel ihr ein. Das war anmaßend von ihr gewesen. Nicht im Entferntesten stand es ihr zu, sich als Witwe zu sehen. Sie hatte ihren engsten Freund verloren, einen langjährig treuen und stets aufrichtigen Begleiter.

Sie vermisste Warren und trauerte um ihn – doch sie war keine Witwe. Sie war so frei, wie sie es immer gewesen war, als Warren noch lebte: frei, selbst zu entscheiden, wohin ihr Leben weiter verlaufen würde. Lag da vielleicht noch ein anderes, ein ganz neues Leben vor ihr? Wie einst Émilie du Châtelet mit Voltaire könnten Eduard und sie ihre geistigen Interessen und die Freuden der Liebe teilen – nur eben nicht in der Champagne, sondern an der Côte d'Azur.

Als Eduard die Augen öffnete, saß sie an das Kopfende angelehnt da, das Laken noch immer abgestreift. Er sah zu ihr hoch.

„Und?“ – erwiderte sie stumm seinen Blick – „gefällt dir, was du siehst?“

Du denkst doch jetzt nicht an das Bild, oder? Das Original ist dir doch sicherlich lieber“, hoffte sie jedenfalls.

Sie wartete, bis sich ein Lächeln auf Eduards Gesicht ausbreitete. Dann flüsterte sie: „Komm mit.“

Sie schlüpfte aus dem Bett, lief auf die Terrasse hinaus und trat an die Steinbalustrade. Eduard folgte ihr, trat dicht hinter sie und legte seine Hände auf ihre Hüften. Sie wusste, sein Blick würde wie der ihre auf den endlosen Horizont über dem Meer gerichtet sein. Seine Wärme durchströmte sie und sie verharrte, bis sie Eduard auf einmal intensiver spürte. Mit einem scharfen Zug sog sie die salzige Luft ein.

„Lass uns an den Strand fahren, schwimmen gehen.“

Er nickte. Minuten später saßen sie in Arianes weißem Moke. Während der kurzen Fahrt mit dem offenen Wagen kicherte sie auf einmal.

„Was amüsiert dich?“

„Deine Bemerkung, ich sei ungeniert gewesen – damals in Apulien, als du die Fotos gemacht hast. Das bin ich vielleicht noch mindestens so sehr wie damals. Wie hattest du es formuliert? Im besten Fall nimmt die Sinnlichkeit mit der Lebenserfahrung zu.“

Wenig später schwamm sie neben Eduard hinaus in das in die Morgensonnen getauchte Meer und es kam ihr vor, als seien ihre Sinne wacher denn je.

Als sie beim Frühstück saßen, fragte sie: „Wie sehen deine Pläne für die nächste Zeit aus? Wann kommst du wieder?“

Sie erschrak. War sie dabei, den Ereignissen vorzugeifen und ohne Eduard mitzunehmen, davonzueilen? Vielleicht würde er gar nicht zu ihr zurückkommen wollen. Vielleicht war sie ihm ein willkommenes Abenteuer, ein Wochenendvergnügen und er hatte ihr nicht verziehen? Hegte Eduard Rachegelüste, weil sie ihn damals sitzen lassen hatte? Anlässlich von Martins Lügen hatte er von Rache gesprochen.

Zu spät. Sie hatte sich von ihren Gefühlen übertölpeln lassen und unbedacht losgeplappert. Vorsichtshalber schwieg sie jetzt und hoffte inständig, Eduard würde etwas sagen. Voller Angst und Zweifel sah sie über den Tisch hinweg zu ihm herüber – bis sie ihn nicken sah. Endlich.

„Morgen früh fliege ich für drei Tage nach Berlin und anschließend nach Köln. Von dort geht es weiter nach New York. Heute in zwei Wochen könnte ich wieder hier sein. Nach vier Tagen muss ich allerdings schon wieder weiter, auf eine Messe.

Das ist der Kreislauf meines Vagabundendaseins. Ist das nicht geradezu eine Zumutung für dich?“

„.... könnte ich wieder hier sein.“ Sie war erleichtert. Alles war ihr recht. Bedingungslos. Hauptsache, Eduard würde hierher zu ihr zurückkehren – jedes Mal. Außerdem könnte sie ihn begleiten: London, New York. Warum nicht? Und vielleicht irgendwann Australien – dort war sie noch nie. Und wenn sie im Winter mehrere Monate in Berlin lebte, würde Gigaro im Vieleck der Anlaufpunkte entfallen. Ihre eigenen Verpflichtungen fielen ihr ein – in ihrer Firma, in den Beteiligungen und Aufsichtsräten. Dafür brauchte sie selbst Zeit und würde reisen müssen. Ihr wurde bewusst, wie kompliziert – und wie dringlich – eine enge Abstimmung ihrer Lebensrhythmen sein würde.

„Bitte. Lass uns planen, statt wie früher die Dinge einfach nur auf uns zukommen zu lassen.“ Sie machte eine Pause. „Oder überfahre ich dich gerade – und du möchtest das alles gar nicht?“ Hatte sie zaghaft geklungen? Spürte Eduard ihre Verunsicherung?

Eduard stand auf, kam um den Tisch herum zu ihr, und hielt ihr seine Hände entgegen. Sie griff danach, woraufhin er sie sanft aus ihrem Stuhl hochzog.

„Alles gut“, begann er, „genauso machen wir es: Planen. Nichts dem Zufall überlassen. Gib uns aber auch Zeit und Luft – und den Raum, damit sich alles entwickeln kann. Wir haben nicht nur ein halbes Leben hinter uns, sondern auch viel Zeit vor uns. Damit müssen wir behutsam umgehen.“

Sie sank in seine Arme und spürte unendliche Dankbarkeit. Aber auch Anspannung – sie wusste, dass das alles leichter gesagt war, als gelebt.

Am Samstag begleitete sie Eduard im frühen Morgenlicht zum Garagenhaus, wo sie ihn abermals verabschiedete. Dann winkte sie, bis der Wagen ihrem Blick entchwand. Daraufhin kehrte sie ins Haus zurück, setzte sich mit einer Schale Kaffee auf die Stufe am Küchenausgang und ließ den Blick über das Weinfeld seitlich in der Senke schweifen.

Dunstschwaden lagen wie Schleier über den Reben. Die Trauben waren bereits gelesen. Wie der neue Rosé wohl schmecken würde? Das Morgenlicht waberte zwischen silbrig und milchig.

Und jetzt? Sie holte tief Luft. Waren Eduard und sie nun wieder ein Paar? Wirklich? Für wie lange? Auf Dauer? Vorgestern Nacht hatte ein einziges Wort – „Bleib“ – genügt, um ihn nach all den Jahren zurückzubekommen. Mehr hatten sie nicht aussprechen, besprechen, klären, sich gegenseitig bestätigen müssen. Zum ersten Mal traute sie sich, sich vorbehaltlos zu freuen. Sie spürte aber auch tiefe Erschöpfung.

Sie erhob sich, schloss die Tür und ging langsam nach oben ins Schlafzimmer.

Bei ihren letzten Schritten auf das Bett zu ließ sie den weißen Morgenmantel herabgleiten. Sie legte sich hin, zog das Laken an sich, umklammerte das Kissen, auf dem Eduard zwei Nächte geschlafen hatte, drückte es an sich – und schlief ein.

Erst am Nachmittag wachte sie wieder auf. Ihr erster Griff galt dem Smartphone. Keine Nachricht von Eduard. Sie duschte. Dann fuhr sie an den Strand, an dem sie tags zuvor früh morgens mit Eduard schwimmen war. Sie lief die Wasserlinie auf und ab. Immer wieder sah sie zu der Stelle, an der sie mit ihm im Sand gelegen hatte.

Sie dachte daran, wie ihr Alltag bis zur Olivenernte im November und darüber hinaus voraussichtlich verlaufen würde, wäre Eduard nicht wieder in ihr Leben eingetreten. Und obwohl sie ihr gemeinsames Leben noch gar nicht begonnen hatten, fühlte sich die Zukunft bereits verändert an. Neu und anders. Aber wollte sie das? Ein neues Leben? Würde ein verändertes Leben ihr nicht fremd sein? Sie spürte, wie eine leise Unruhe sie verunsicherte.

Sie lief weiter. Auf und ab. War sie jetzt nicht mehr frei? Würde sie nicht mehr unabhängig entscheiden können? Würde sie künftig die Sommer in Gigaro verbringen und aufs Meer hinaussehen und die Winter im nebligen Berlin hocken – und warten.

Warten, bis Eduard aus Köln, London, New York, aus Singapur oder vielleicht irgendwann aus Sydney zurückkam? Wollte sie das? Mariam hatte es nicht gewollt: warten. Sie blieb stehen – doch die Fragen liefen weiter. Hatte sie sich Schrullen angewöhnt? War sie zu alt für eine neue, eine feste und auf Dauer ausgelegte Beziehung? Oder war sie schlicht egozentrisch geworden – vielleicht immer gewesen? Mit Warren hatte sie sich geschäftlich vereinbart, Termine für Einladungen und Veranstaltungen abgestimmt oder sie hatten sich zum Abendessen zuhause verabredet. Gewartet auf Warren hatte sie nie.

So wie gestern früh, als Eduard auf der Terrasse vor dem Schlafzimmer dicht hinter sie getreten war, schaute sie auch jetzt zum Horizont. Auf Eduard würde sie warten. Das sah sie deutlich vor sich.

Aber die Erkenntnis bereitete ihr Angst. Sie setzte sich an die Stelle, an der sie mit Eduard gelegen hatte und begann, ihre Beziehung analytisch zu betrachten. Hatten ihre Erinnerungen an ihre junge Liebe – als Eduard und sie zur Schule gegangen waren und sie später studierten – irgendetwas mit ihrer Liebe von heute zu tun? Es würde eine ganz andere Art von Beziehung sein. Und war es tatsächlich Liebe, die sie jetzt verband? Oder nur eine stürmisch aufflackernde Leidenschaft, die alsbald abebbte?

Was Paare üblicherweise verband und zusammenhielt, hatten Eduard und sie nie zusammen durchlebt. Nichts hatten sie gemeinsam aufgebaut, hatten keine Familie gegründet, kein Haus errichtet, nicht zusammen im Chor gesungen. Auch Leid und Sorgen hatten sie nicht geteilt. Sie allein hatte Eduard Leid zugefügt – und ihn damit allein zurückgelassen. Die Analyse erschien ihr niederschmetternd. Was war es also, was sie heute vereinte?

Erst spät ging sie zu Bett. In der Hoffnung, Nähe und Verbundenheit mit Eduard zu finden, griff sie nach seinem Kissen und sog den Geruch ein. Sie schlief unruhig, wachte immer wieder auf und wälzte im Halbschlaf Gedanken hin und her.

Am Morgen galt ihr erster Griff dem Handy. Sie freute sich – Eduard hatte ihr einen zärtlichen Gutenmorgengruß geschickt. Sie hatten vereinbart, immer erst abends zu telefonieren. Dann fiel ihr Blick auf den Wecker: Es war schon zehn Uhr. So lange schlief sie sonst nie. Offenbar forderten die vielen Gedanken über die Veränderungen ihr mehr Kraft ab, als sie wahrhaben wollte. Sie lauschte dem Zirpen der Grillen und spürte die Wärme. Und während sie das tat, dämmerte ihr, dass sie über Nacht den Schlüssel zu der Beziehung mit Eduard gefunden hatte: Eduard und sie brauchten keine gemeinsame Vergangenheit. Heute waren sie gänzlich andere Persönlichkeiten als einst. Ihre neue Liebe war so unberührt wie die Zeit, die vor ihnen liegen würde. Ihre Perspektive war das Streben nach dem Glück des Moments, des Alltags und der Vorfreude. Und irgendwann würden sie über gemeinsam erlebte Erinnerungen lachen. Bei diesen Gedanken schlich sich plötzlich eine weitere Erkenntnis an: Eduard hatte vollkommen recht gehabt.

Sie warf das Laken zurück, sprang aus dem Bett und beeilte sich im Bad.

23

Wenig später rief sie den Gärtner an, der ihr auch bei anderen Arbeiten rund ums Haus zur Hand ging. Er würde ihr helfen, den ehemaligen Ziegenstall zu entrümpeln. Das Gebäude stand bereits, als sie das Grundstück erworben hatte. Auch wenn sie den Bau aus hellem Naturstein bisher nur als Remise genutzt hatte, hatte sie im Rahmen der Baumaßnahmen Strom und Wasseranschlüsse dorthin verlegen lassen. Die große Fensterfront war in den Olivenhain gerichtet, zwischen den Stämmen blitzte das Meer hindurch.

Der Gärtner und ein Helfer kamen mit einem Pritschenwagen. Bis auf drei einfache Holzstühle und eine Récamiere hievten die Männer alles auf die Ladefläche und fuhren es zur Entsorgung ab. Während die beiden tags darauf die Remise ausweißelten machte sie sich auf den Weg nach Saint Tropez und bestellte bei Les Tissus Marinette Vorhänge und Schienen. Die Chefins versprach ihr, die Vorhänge binnen einer Woche zu nähen und aufzuhängen. Ariane war froh, dass die Saison vorüber und alle wieder entspannt waren. So würde ihr Projekt zügig Gestalt annehmen, freute sie sich.

Aber niemanden weihte sie in ihr Geheimnis ein. Am vierten Tag zerrte sie einen alten Eichentisch mit Hilfe des Gärtners aus der Garage, und trug das Möbel mit ihm in die Remise. Vor Jahren hatte der Tisch als Sperrmüll am Straßenrand gestanden, und sie hatte ihn für zu gut befunden, um weggeworfen zu werden. Sie reinigte das Möbel gründlich und wachste es mehrfach ein, bis das Holz einen sanften Glanz annahm. Schließlich bugsierte sie den Tisch vor die Fensterfront. Daraufhin lief sie herüber ins Haus, nahm das Bild, das noch nicht aufgehängt war, vom Kaminsims, und trug es durch den Olivenhain in die Remise. Gottlob, dachte sie, dass es nur groß, aber nicht schwer war. Sie stellte den Akt auf einen der Holzstühle, der an der Wand stand, und lehnte das Bild an die hohe Rückenstütze.

Damit war es soweit. Abermals lief sie ins Haus, holte den Laptop und legte ihn auf den aufgearbeiteten Tisch. Der würde ab sofort ihr Schreibtisch sein. Sie setzte sich daran und spürte tiefen Frieden. Binnen Wochenfrist hatte sie den einstigen Ziegenstall in ihr Skriptorium verwandelt. Hier würde sie fortan schreiben – zu allererst ihre eigene Geschichte. Eduard hatte recht. Und es war unwichtig, ob sich ein Verlag für ihr Manuskript interessierte. Sie würde schreiben, weil es ihr ein Bedürfnis war.

Und ohne Verlag würde sie vielleicht offener und ehrlicher erzählen. Nichts davon würde sie Eduard, wenn sie heute Abend telefonieren, verraten. Dennoch war sie schon jetzt gespannt darauf, was er, wenn er zurück sein würde, sagen wird – zu dem Skriptorium, und dass sie beschlossen hat, seinem Rat zu folgen, und angefangen hatte, zu schreiben. Mit alle dem würde sie Eduard überraschen. Und dann würde sie ihm ihre zweite Heimat zeigen. Sie würde mit ihm über die Wochenmärkte streifen, die jetzt wieder den Einheimischen und den wenigen verbliebenen Fremden gehörten. Sie würde mit ihm Hafenpromenaden entlangbummeln, pittoreske Fischerorte aufsuchen, ein Stück auf dem Sentier du Littoral wandern und ins Hinterland fahren. Und natürlich würden sie die Museen in Antibes, Nizza und Saint-Paul-de-Vance aufsuchen. Und vielleicht gab es ja auch noch Konzerte auf der Freilichtbühne von Ramatuelle.

Sie klappte den Laptop auf und las nochmals Eduards letzte Mail. Er war gerade in New York angekommen gewesen und hatte seine Termine erwähnt. Auch ein Treffen mit Suzan stand auf seinem Programm. Er würde ihre neuen Bilder taxieren.

Sie sah zu dem Akt auf dem Stuhl. Der Anblick ließ sie endlose Geborgenheit verspüren.

Wie in der Vergangenheit so oft, war sie auch jetzt allein in ihrem Haus auf dem Cap, hoch über dem Meer. Aber seit Eduard wieder einen Platz in ihrem Leben einnahm, verspürte sie keinen Augenblick Einsamkeit. Erfüllt von der Erkenntnis, ereilte sie das Verlangen, Eduard zu schreiben und ihm von ihrem Alltag und ihren Gedanken zu erzählen. Nur die Geheimnisse um das Skriptorium bewahrte sie weiterhin für sich.

Und dann, nach dem sie Eduard geschrieben hatte, tat sie es – es kam ihr wie eine feierliche Handlung vor: Sie legte einen Ordner an und nannte ihn ‚Leben‘.

Sie schrieb die ersten Worte der Geschichte einer Ärztin wider Willen, einer Frau, die unbeabsichtigt Karriere und ein Vermögen in der Investmentbranche machte, einer Witwe, die keine war, und von zwei Lieben derselben Frau zu demselben Mann.

Es war einmal, begann sie – und lachte. Warum nicht. Sie lebte ein Märchen.

Es dämmerte, als sie vom Signalton für eingehende E-Mails aus den Textzeilen auf dem Bildschirm in das Skriptorium zurückgeholt wurde.

Liebe Ariane,

heute früh erhielt ich einen unerwarteten Anruf von meinem langjährigen Freund Jonathan Bernstein. Jo ist Galerist in Sydney. Er teilte mir mit, dass er seine Galerie nun doch in neue Hände übergeben möchte. Jo weiß, dass ich mit dem Gedanken spiele, in Sydney einen Kunsthandel zu eröffnen. Ob er zu dem Schluss gekommen ist, dass es mit über achtzig an der Zeit wäre aufzuhören, oder ob es ihm gesundheitlich schlechter geht, weiß ich nicht. Jo ist seit Längerem angeschlagen und ich habe den Eindruck, dass er es jetzt plötzlich eilig hat. Mir ist es ein Anliegen, mich noch heute auf den Weg zu ihm zu machen – auch wenn es am Ende nur dazu dienen sollte, mich von ihm zu verabschieden, was ich natürlich nicht hoffe. Die Reise von hier aus ist kompliziert, über Los Angeles. Wie lange ich in Australien bleiben werde, weiß ich nicht. Der Rückweg nach Europa wird dann nicht weniger umständlich.

Um es kurz zu machen: Ich werde es nicht schaffen zum vereinbarten Datum nach Nizza zu kommen. Das finde ich schade, und ich versichere dir, dass solche plötzlichen Terminänderungen bei mir nicht an der Tagesordnung sind. Aber die Reise muss jetzt sein. Ich melde mich, wenn ich angekommen bin.

Ich halte dich in meinen Armen, Eduard

Sie las die Mail nochmals und abermals – und sackte jedes Mal ein Stück weiter zusammen.

Sie fühlte sich elend. Einsam. Verlassen? Warum hatte er sich nicht per Videoanruf gemeldet, ihr ins Gesicht gesehen und sie seine Stimme hören lassen? Es war doch erst früher Nachmittag in New York. Sie ermahnte sich, nicht kindisch zu sein. Vermutlich war Eduard seit dem überraschenden Anruf seines Freundes damit beschäftigt, die Reise zu organisieren und Termine umzustellen.

Liebster Eduard,

sollte es deinem Freund tatsächlich nicht gut gehen, wäre das traurig. Wir wollen es nicht hoffen. Aber vielleicht eröffnet sich dir die Chance, seine Galerie zu übernehmen. Und wer weiß: Vielleicht könnte Herr Bernstein dabei noch eine Weile eine Rolle übernehmen?

Sollte sie Eduard schreiben, dass es schade sei, ihn nicht am Sonntag in einer Woche in Nizza abholen, und ihn erst verspätet in ihr Geheimnis einweihen zu können? Sie ließ es.

Habe einen guten Flug. Ich freue mich darauf, von dir zu hören.

Ich küsse dich, deine Ariane

Sie fuhr den Laptop herunter und schaltete die Schreibtischlampe aus.

Als sie aufsah, erschrak sie. Im Dämmerlicht glühten die Farben des Aktes, der Torso wirkte so plastisch, als würde er sich gleich vom Stuhl erheben.

Mit dem Laptop unterm Arm ging sie unter den Olivenbäumen hindurch ins Haus und ohne Abendessen zu Bett.

25

Am Morgen wachte sie zu ihrem Erstaunen abermals spät auf. Ihr erster Gedanke galt Eduard. War er inzwischen gelandet? Sie machte den Arm lang, griff nach dem Smartphone und sah ihrem Zeigefinger zu, wie er sich bei der Eingabe der PIN zwei Mal vertippte. Erst nach dem dritten Versuch verband sich das Gerät mit dem WLAN und sie wartete ungeduldig auf Eduards Nachricht.

Aber nichts passierte. Sie hörte kein Signal und spürte kein Vibrieren, die den Eingang von Nachrichten anzeigen. Warum meldete sich Eduard nicht? Wie lange dauerte der Flug? Was war los? Von Los Angeles aus hätte er sich doch melden können. Sie ließ die Hand sinken und fühlte sich noch elender und einsamer als am Abend zuvor.

Ihr fiel Eduards Tagesordnungspunkt ein, Suzan zu treffen, um ihre neuen Bilder anzusehen. Lief da doch etwas zwischen ihnen? Gegen alle Regeln.

353

Ihre Gedanken rasten. Plötzlich spürte sie Panik. Gab es den Galeristen Jonathan Bernstein in Sydney überhaupt? Hektisch öffnete sie den Browser und gab den Namen ein. Als sie „Galerist“ und „Sydney“ ergänzen wollte, ließ sie die Hand sinken. So etwas machte Eduard nicht. Lügen. Hat er nie. Hatte er nicht geschrieben, sich zu melden, wenn er angekommen sei? Er musste noch auf dem Flug sein.

26

Das Brummen der Triebwerke nahm er schon lange nicht mehr wahr. Seit der Zwischenlandung in Los Angeles hatten sie noch nicht einmal die Hälfte der Anschlussstrecke nach Sydney hinter sich. Der Platz in der Business Class schützte ihn nicht vor Rückenschmerzen.

Er griff nach einem Kissen, steckte es sich in den Rücken und drückte die Wirbelsäule durch. So lange Flüge waren wirklich pure Zeitverschwendung. Von Tür zu Tür, von Berlin oder Köln aus, würden es jedes Mal an die dreißig Stunden sein. Und das gleiche zurück. Würde er Jos Galerie wirklich wollen?

Er dachte an die zurückliegenden Wochen und an Ariane. Seit sie wieder in sein Leben eingetreten war, strauchelte er mit seinem Weltbild. Zum ersten Mal hegte er Zweifel an seiner Lebensführung.

Er funktionierte. Perfekt sogar. Er hatte sein Geschäft im Griff, pflegte Kontakte zu Künstlerinnen und Künstlern, zu Kunden und Geschäftspartnern. Mit einigen von ihnen verband ihn eine freundschaftliche Beziehung. Alle bedachte er mit Glückwünschen zum Geburtstag und mit auf die jeweilige Religion, Region und Herkunft abgestimmten Karten zu Festtagen. Kredite hatte er keine mehr offen. Bei Geldanlagen achtete er auf ethische Werte, bei der Steuer verzichtete er auf Tricksereien. Als Miriam mit dem Argentinier durchgebrannt war, hatte er ihr den Hausrat nachschicken lassen und die Wohnung dem Vermieter übergeben. Was war er nur für ein Gutmensch – ein Langweiler. War er Ariane einst zu langweilig, korrekt und zu spröde gewesen? Fehlte ihm das gewisse Etwas, vielleicht etwas Verwegenes, Verruchtes, das ihn aufregend gemacht hätte, machen würde?

Hatte Ariane ihn genau deswegen für den Professor sitzengelassen? Was für einen Unsinn fantasierte er sich da nur zusammen. Ariane hatte ihn vor sechzehn Jahren, als sie in seine Wohnung geplatzt war, genauso zurückhaben wollen wie jetzt. Er war genauso in ihrem Innersten haften geblieben, wie sie in ihm. Und wie er, hatte sich Ariane mit dem Leben arrangiert und über Jahre mit Kompromissen gelebt.

Jonathan fiel ihm ein. Als Jo ihn angerufen und ihm seine Überlegungen zur Aufgabe der Galerie erläutert hatte, hatte er ihm eine Notlüge aufgetischt. Er hatte Jo erklärt, gerade auf dem Weg nach Sydney zu sein, um sich mal wieder über die Kunstszenen in down under zu informieren, und dass er ihn überraschen wollte. Er hatte Jo kein schlechtes Gewissen bereiten wollen, dass er sich wegen des Anrufs auf den Weg machte. Über diesen Gedanken fiel er in einen Dämmerschlaf.

Von Geklappere kam er wieder zu sich. Eine kleine Mahlzeit wurde serviert. Der Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es keine zwei Stunden mehr waren bis zur Landung und er sortierte seine Gedanken, die er in seinem Dämmerzustand gewälzt hatte.

Ariane hatte sich vor einigen Jahren aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. So weit war er nicht. Aber darüber, die Galerie in Singapur zu schließen und eventuell in Sydney Position zu beziehen, würde er nicht mehr entscheiden. Das sollte Beatrice übernehmen. Für ihn reichten Berlin und Köln, London und New York. Bei den Gedanken erfasste ihn eine Idee: Sollte er in den Sommermonaten eine Pop Up-Galerie in Saint Tropez oder Nizza eröffnen? Ariane wäre sicherlich begeistert.

Ariane. Die Gespräche mit ihr, Arianes Gedanken, ihre Lebhaftigkeit, ihr sinnliches Wesen bedeuteten ihm so viel – alles. Ariane war ihm so vertraut und doch auf so neue Weise aufregend, aufregender als je zuvor. Das durfte er durch die Fortsetzung seines Vagabundenlebens nicht aufs Spiel setzen. Er dachte an die Zeit, als er und Ariane studierten und zusammenwohnten. Wie damals, durchdrang Ariane ihn auch heute tief, aber er fühlte sich ihr nicht mehr ausgeliefert.

Für heute Abend hatte Jonathan ihn zum Essen zu sich nach Hause eingeladen. Sicher würden sie bald über Jos Absichten hinsichtlich der Galerie sprechen. Sollte Jo ihm tatsächlich anbieten, die Galerie zu übernehmen, würde er ihm seinen Entschluss erläutern, diese Entscheidung Beatrice zu überlassen. Und natürlich würde er Jo von Ariane erzählen.

Ariane. Er schaute aus dem Fenster und beobachtete den Landeanflug – und noch bevor die Maschine auf den Sydney Kingsford Smith International Airport aufsetzte, wusste er, dass es nach dem Treffen mit Jo für ihn in Australien nichts mehr zu tun geben würde. Er würde früher in Nizza ankommen, als Ariane und er ursprünglich vorgesehen hatten.

Arianes Dreiklang, ihre Dreifaltigkeit fiel ihm ein. Ein schöneres Happy Landing gab es nicht.

E N D E

Entscheidungen

1

Der Termin war für elf Uhr angesetzt. Ich würde Frau Dr. Isabella Zetsche im Gebäude A, fünfter Stock, Besprechungsraum Newton treffen. In Block A saßen die Stäbe, so wie die Patentabteilung. Auch der Vorstandsvorsitzende hatte sein Büro dort – ganz oben, im dreißigsten Stock. Jeder, der in der Firma etwas werden wollte, musste eine Zeitlang in einer der Stabsabteilungen gedient haben. Frau Zetsche hatte vor einem halben Jahr in der Patentabteilung neu angefangen. Sie war von der Konkurrenz gekommen, vom Mitbewerb, wie das beschönigend hieß. Dabei herrschte erbitterte Konkurrenz. Bisher war ich der noch Kollegin nicht begegnet. Nur über den Flurfunk erfuhr ich vom Gerede über sie. Es hieß, dass sie überakkurat und äußerst stringent wäre. Das hieß so viel wie: Die hat Haare auf den Zähnen. Über ihre Erscheinung wurde kolportiert, dass die wundersam wäre.

Als Global Head of Research & Development leitete ich die weltweiten Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten des Konzerns. Wir hatten gerade einen neuartigen Werkstoff entwickelt. Der musste eigentlich patentrechtlich geschützt werden.

Von der Innovation versprachen wir uns Zugang zu bisher verschlossenen Industriesparten und zu neuen Anwendungsbereichen. Für den Moment der Patenteintragung lag eine Pressemitteilung bereit. Ich erwartete, dass der Aktienkurs durch die Decke gehen würde. Auf Grund der höchsten Geheimhaltungsstufe der Angelegenheit hatte ich eine vertrauliche Notiz an den Leiter der Patentabteilung verfasst und um einen kurzfristigen Gesprächstermin gebeten. Aber statt seiner, hatte sich Frau Zetsche per Intranet gemeldet und den Termin für heute, elf Uhr, Block A, fünfter Stock, Raum Newton genannt. Die Kontaktaufnahme durch die neue Kollegin wunderte mich noch immer. Aber ihr Chef würde sich schon etwas dabei gedacht haben, war ich mir sicher. Nun würde also auch ich die Kollegin kennenlernen.

Während ich über das Werksgelände ging, erinnerte ich mich an ihren Werdegang. Wie ich, hatte auch sie Ingenieurswesen studiert und war ebenfalls promoviert. Darüber hinaus, verfügte sie über die nationale und europäische Zulassung als Patentanwältin. Ich dachte an die Terminvereinbarung: Es war eine Terminfestlegung. Die Kollegin hatte Raum Newton bereits über das Reservierungstool belegt, noch bevor ich zugesagt hatte. „Äußerst stringent“, echte der Flurfunk in mir.

Hätte sie Interesse an unserer Arbeit im Forschungs- und Entwicklungs-Zentrum gezeigt, hätte ich sie eingeladen und herumgeführt. Sie erwartete aber, dass ich zu ihr in Block A kam. Während der Aufzugfahrt in den fünften Stock fiel mir das Gerede über ihre Erscheinung ein. Als verhuscht, hatte jemand ihren Stil bezeichnet. Alles ist relativ, dachte ich, und zog die Weste meines maßgeschneiderten Dreiteilers straff.

Die Tür zum Besprechungszimmer stand offen. Niemand war da. Ich ging hinein und schaltete das Beleuchtungssystem ein. Gleißendes Licht flutete über die Vitra-Büromöbel. Ich blickte zum einzigen Anachronismus im Raum, der analogen Wanduhr: eine Minute vor elf. Ich verfolgte den roten Sekundenzeiger auf die sechs zulaufen – und plötzlich stand sie neben mir. Wie aus dem Nichts tauchte Kollegin Zetsche auf. Völlig geräuschlos.

Sie hielt mir die Hand entgegen. „Isabella Zetsche.“ Nach einem flüchtigen Händedruck ging auf die andere Seite des Besprechungstisches.

Mein „Waldemar Hähnle. Schön Sie kennenzulernen“, verhallte unkommentiert.

Sie ließ eine dünne Akte auf den Tisch gleiten, links flankiert von einem Bleistift und zwei bunten Markern, rechts von einem Lineal. Alles lag akkurat da. Ich folgte ihrem Blick zur Wanduhr.

Der schwarze Stundenzeiger glitt auf die elf, der rote Sekundenzeiger zusammen mit dem schwarzen Minutenzeiger sprangen auf die zwölf. Punkt elf Uhr. Ein Auftritt nach Maß. Das musste ich ihr lassen.

Nach fünfundvierzig Minuten war alles besprochen.

„Bis Freitagmittag schicke ich Ihnen die Vorlage zur Patentanmeldung per Intranet. Lassen Sie mich ihre Anpassungsvorschläge oder Fragen wissen. Danach können wir die Anmeldung einreichen.“

„Ein so schnelles Feedback zu einer Patentanmeldung hat mir noch niemand in Aussicht gestellt. Besten Dank.“

„Ich stelle nichts in Aussicht. Das ist eine Zusage.“

Warum reagierte sie so barsch? Ich wollte doch nur freundlich sein, und mich bedanken. Ich überging die Spitze. „Es ist kurz vor zwölf. Haben Sie Zeit für ein Mittagessen in der Kantine?“

„Nein. Tut mir leid.“ Nach kurzem Zögern ergänzte sie: „Vielleicht klappt es ein andermal.“

Immerhin. Die Ablehnung eines gemeinsamen Mittagessens war nicht von grundsätzlicher Natur, hielt ich fest.

Erst auf dem Rückweg in mein Büro im F&E-Zentrum fiel es mir auf:

Dass Gesprächsverlauf war so sachlich verlaufen, dass ich nicht hätte sagen können, ob der Auftritt der Kollegin tatsächlich einen verhuschten Eindruck hinterließ – was auch immer ich mir darunter vorstellen sollte – oder wie sie aussah. In jedem Fall war sie stringent. Das konnte ich bestätigen.

Am Freitag, eine Minute vor zwölf Uhr, traf ihre Mail ein. Ich überflog die Dokumente. Frau Zetsche hatte alles einwandfrei verstanden und dargestellt. Hatte ich etwas anderes erwartet?, frotzelte ich stumm. Allerdings hatten Testläufe eine Präzisierung der Anmeldung erforderlich gemacht. Per Mail dankte ich ihr und informierte sie über die noch nötige Anpassung. Um ihr diese zu erläutern, schlug ich einen Termin für den folgenden Dienstag, dreizehn Uhr, wieder im Raum Newton, vor. Diesmal reservierte ich den Raum vorsorglich schon Mal. Meinen Vorschlag verband ich mit der Anregung, zuvor gemeinsam zum Mittagessen zu gehen. Die Kantine lag neben Block A. Zu beidem sagte sie: „Ja.“

Kurz vor der vereinbarten Zeit stand ich in der Kantine und las den Speiseplan.

„Hallo“, begrüßte sie mich.

Wieder war sie wie aus dem Nichts aufgetaut.

Unwillkürlich sah ich zur Uhr hoch. Es war Punkt viertelnachzwölf.

„Das Menü habe ich schon im Intranet gecheckt“, erwähnte sie knapp.

Ich deutete ihr an, vorauszugehen. Wenig später lief sie mit einem Salatteller und einem Glas mit Wasser vor mir her. An einem der langen Tische nahmen wir einander gegenüber Platz. Wir sprachen wenig. Während wir aßen, sah ich sie an. Ihr Erscheinungsbild war fraglos gewöhnungsbedürftig. Das Haar trug sie irgendwie hochgesteckt. Ich gestand mir allerdings, wenig von Frisuren zu verstehen. Dafür verstand ich aus meiner Zeit in der Textilindustrie etwas von Kleidung. Die Hose, Bluse und Jacke der Kollegin waren von minderer Güte und hingen sackartig an ihr. Noch ärger stand es um ihre Schuhe. Die waren aus Kunstleder, selbst die Steppnähte waren unecht. Eine Frau dieser Klasse sollte andere Maßstäbe an ihr Äußeres legen, fand ich. Oder war das ein Fetisch, den ich nicht verstand? Ich jedenfalls legte Wert auf meine Maßhemden, Maßanzüge, Seidenkrawatten und die rahmengenähnten Budapester. Egal. Es ging mich nichts an. Aber auffällig war es trotzdem, maulte ich innerlich – und empfand ihre Kleidung als regelrecht abstoßend.

Ich begann, Kollegin Zetsche regelrecht zu mustern, und beobachtete, wie sie sich umschaute.

Erst glaubte ich, es wären neugierige Blicke – dann fragte ich mich, ob das wachsame Blicke waren. Dann machte ich eine Feststellung, die mich verwirrte. Mir wurde deutlich, dass ihr äußerliches Erscheinen und ihr eigenes Aussehen nicht zusammenpassten. Tatsächlich war sie hübsch. Eigentlich sogar äußerst attraktiv – hohe Wangenknochen, üppigen Lippen, die Haut seidig und makellos. Ihr Haar war dick und dicht und leuchtete hell. Sie sah toll aus, überkam es mich. Aber sie kaschierte das durch eine wundersame Aufmachung – und ihr Umhergeschleiche. Die Frau begann, mir ein Rätsel zu werden – und dennoch passte es: Sie begann, Anziehungskraft auf mich auszuüben. Das irritierte mich und widerstrebe mir zutiefst.

Nach dem Essen stellten wir uns mit jeder einem Espresso an einen der Hochtische in der Cafeteria. Während wir den Zucker verrührten fiel mir auf, dass die Kollegin außer einem Ehering und einer billigen Armbanduhr keinerlei Schmuck trug. Trug sie Körperschmuck? Piercings?, schoss es mir durch den Kopf. Die Überlegung überraschte mich. So zu denken, war mir fremd. Die Frau war einfach ein Mysterium und sie provozierte mich, wie das seit langem keine Frau vermocht hatte. Aber etwas stimmte mit ihr nicht. Ich beendete meine irrenden Gedanken und versuchte es mit einem unverfänglichen Thema.

„Sind Sie jetzt nicht schon über ein halbes Jahr bei uns? Fühlen Sie sich wohl?“

„Ja. Die Probezeit ist abgelaufen, und siehe einer an: Ich bin immer noch da.“

„... , und siehe einer an: Ich bin immer noch da.“
Hatte sie sich von meiner Frage angegriffen gefühlt?
Hat sie aus meiner Frage geschlossen, dass ich Zweifel gehegt hätte, dass sie die Probezeit nicht überstehen würde? Mir schwante, im Umgang mit der Kollegin vorsichtig sein zu müssen, und dass ich mich auf das fachlich Nötigste beschränken sollte.

„Aber danke, dass Sie fragen. Der Wechsel hat sich für mich bisher als richtig erwiesen.“

Das klang versöhnlich, entspannte ich mich – um im nächsten Augenblick eines Besseren belehrt zu werden.

„Aber wer weiß schon, was die Zukunft bringt.“

Eine neuerliche Relativierung. Warum machte sie das? Ich ging nicht auf die Bemerkung ein. Das anschließende Gespräch im Raum Newton zur Vervollständigung des Patentantrags war rasch abgeschlossen und wir verabschiedeten uns.

Zwei Tage später klopfte es an meiner Bürotür. Ich sah auf die Uhr. Es war kurz nach zehn Uhr.

Hatte ich einen Termin übersehen? Ich blickte hoch und sah Frau Zetsche vor der Glastür stehen. Sieh einer an. Die Kollegin hat doch glatt den Weg zu uns ins F&E-Zentrum auf sich genommen. Was wollte sie? Ich stand auf, öffnete die Tür und bat sie mit einer Handbewegung herein.

„Störe ich?“

„Nein. Willkommen in der Welt der Nerds.“ Ich deutete Richtung Besprechungstisch. Schon mit ihren ersten Schritten herein fiel mir ihre Kleidung wieder auf. Eine weit geschnittene Jacke schlabberte an ihr heran und reichte ihr fast bis zu den Knien. Darunter trug sie ein T-Shirt. Die Kleidungsstücke waren in einem gräulichen Beige. War das Trash-Look? Ich taufte es Sack-Look. Kaum saß sie, kam sie zur Sache. Ich unterbrach sie. „Entschuldigen Sie bitte. Was halten Sie davon, die Kollegen, die die Tests durchgeführt haben, dazu zu holen?“

„Das ist nicht nötig. Mir ist alles klar.“

Mir schien, als wollte sie keine Zeit durch Warten verlieren. Sie redete. Ich hörte sie, hörte aber nicht zu. Ich wusste nicht, was es war – die Kollegin war hölzern und ihre Aufmachung widerstrebe mir – und dennoch spürte ich eine Energie von ihr ausgehen, die mich anzog. Ich sah ihre Augen, die jetzt nicht wach oder wachsam waren, sondern lebendig hüpften.

Manchmal glaubte ich ein Lächeln auf ihren geschwungenen Lippen zu erkennen. Wie alt sie wohl sein mochte, sieben- oder achtunddreißig? Vielleicht fünf Jahre jünger als ich. Nach einer langjährigen Beziehung war ich seit einem Jahr solo – und bei der Erinnerung leuchtete meine eiserne Regel wie eine Neonreklame vor meinem inneren Auge auf: Never dip your pen into the company's ink. Ich senkte den Blick, sah aber nicht die Papiere an, sondern ihr Handgelenk mit der Plastikuhr. Ich folgte dem schmalen Handrücken und ihren langen Fingern – und da fiel es mir auf: Der Ehering fehlte.

Wenig später ging sie.

Mittags sah ich sie in der Cafeteria, die Hände um eine Tasse. Der Ehering blitzte. Wieder flirrte mir die Frage durch den Kopf, was bei Frau Zetsche nicht stimmte. Welches Geheimnis trug sie mit sich?

Kaum war ich nach dem Mittagessen zurück in meinem Büro, riss Kollege Urbanczyk ohne anzuklopfen die Tür auf und rauschte herein. Das handhabte er immer so, wenn er durch die Glastür sah, dass ich alleine war und nicht telefonierte. Ohne zu fragen ob er störte, ließ er sich in den Stuhl gegenüber meinem Schreibtisch fallen. Das Gebaren war die Inszenierung seines Machtanspruchs. Dabei standen wir hierarchisch auf gleicher Stufe. Urbanczyk war Global Head of Production.

Wenn es in zwei Jahren um die Neubesetzung eines Vorstandspostens gehen würde, würde die Entscheidung lauten: er oder ich. Urbanczyk suchte bereits jetzt jede Gelegenheit, um sich in Stellung zu bringen.

„Was macht die Patentanmeldung für den neuen Werkstoff? Wann können wir mit der Produktion starten. Meine Planung steht. Und die Pressemitteilung muss auch raus.“

Die Pressemitteilung geht dich gar nichts an. Sieh du nur zu, dass deine Maschinen laufen, wenn es so weit ist, tobte ich innerlich. Aber je mehr Urbanczyk polterte, um so langsamer und ruhiger sprach ich.

„Heute Vormittag habe ich mit Frau Zetsche die Anmeldung abgeschlossen. Sie wird noch diese Woche

„Was. Wieso mit dieser Vogelscheuche? Ich hätte das nicht akzeptiert. Ich hätte darauf bestanden, dass sich der Oberpatent-Fuzzi persönlich um die Angelegenheit kümmert. Außer mir, ist hier wohl niemandem die Bedeutung des neuen Werkstoffs für die Konzernentwicklung bewusst.“

Der Kerl hatte seine weltweiten Produktionsstandorte im Griff, das musste ich ihm lassen. Das war aber auch schon das Einzige.

Die Standortleiter im Ausland, die er beim Vornamen anredete, sich von ihnen aber mit „Dr. Urbanczyk“ anreden ließ, titulierten ihn als „pain in the ass.“ Sie hatten recht. Urbanczyk kannte jedermanns Schwachstelle und vergaß keine Fehler anderer, um sie, wenn passend, für sich zu nutzen. Hatte er auch ein Ass gegen mich im Ärmel?

„Na. Ich bin gespannt.“ Mit diesen Worten hievte Urbanczyk seinen Körper aus dem Stuhl. „Ausgerechnet diese Schreckschraube bearbeitet die seit Jahren wichtigste Patentanmeldung“, maulte er im Hin-ausgehen. Meine Bürotür ließ er hinter sich offenstehen.

Nachdem die Patentanmeldung eingereicht war, gab es für mich vorläufig keinen Anlass für weitere Gespräche mit Frau Zetsche. Wenn wir uns auf Fluren, bei Meetings in großer Runde, in der Kantine oder auf dem Werksgelände über den Weg liefen, nickte die Kollegin, und auch ich beließ es bei einem Nicken oder Handzeichen.

Es geschah an einem Samstagvormittag, einem herrlichem Spätsommertag. Fußgänger drängten sich auf den Gehsteigen der Innenstadt. Die Plätze in den Straßencafés waren bereits gut belegt.

Lethargisch bummelte ich umher und sah mir ziellos Auslagen an – bis ich plötzlich erstarrte. In einer teuren Boutique sah ich sie. Kollegin Zetsche. In einem schlichten, dafür umso aufregenderen, knöchel-langen Kleid stolzierte sie auf und ab. Dann blieb sie vor einem Spiegel stehen. Sie sah an sich herabsah und fuhr dabei ihre Silhouette seitlich mit den Handflächen von oben zur Taille und den Hüften herab. Schließlich legte sie die Hände auf den flachen Bauch und wippte mit der Hüfte hin und her. Der schwarze Stoff spannte sich und mir wurde klar, gar nicht gewusst zu haben, dass die Frau überhaupt eine Figur hat. Ihr Sack-Look hatte sie immer formenlos erscheinen lassen. Sie sprach mit der Verkäuferin. Beide lachten – wie ein Stummfilm. Mit einem Schlag war meine Lethargie verflogen, und ich war hellwach und neugierig. Mit Rückwärtsschritten positionierte ich mich so, dass ich durch die flanierenden Passanten etwas verdeckt war, die Kollegin aber im Blick behielt. Sie verschwand in eine Umkleide und trat wenig später in einem schwarzen Hosenanzug heraus. Erneut ging sie leichtfüßig hin und her. Ihre schwarzen Pumps fielen mir auf. Hohe schlanke Absätze – und rote Sohlen. Wie angesagt und teuer diese Marke war, wusste ich. Mit zunehmendem Vergnügen verfolgte ich das Treiben in dem Laden – bis ich zögerte.

Wie passte das mit den spröden Auftritten der Kollegin im Büroalltag zusammen?

Wenig später kam die Kollegin mit zwei großen Tüten heraus, trat auf den Bürgersteig und wandte sich nach rechts. Und jetzt? Ich hatte nichts vor und folgte ihr. Sie trug jetzt ein leuchtendbuntes Kleid in Paisley-Muster. Es war seitlich geschlitzt. Bei jedem Schritt kam ein Bein zum Vorschein. Die Haut war ebenmäßig. Ich erinnerte mich, den schmalen Handrücken und ihre schlanken Finger – ohne Ehering – betrachtet zu haben. Ihre Haut war wirklich schön. Mit graziler Leichtigkeit schritt sie vor mir her. Ihr offenes Haar leuchtete Rotgold. Um den Hals lag eine Kette aus Elementen in unterschiedlichen Formen und in Farben des Kleides. In ihrer paradiesischen Pracht erntete sie Blicke. Was war das für ein Unterschied zu den Auftritten im Betrieb. Nur: Wie passte das zusammen? Die Frau wurde mir immer rätselhafter – vielleicht sogar ein bisschen unheimlich. Aber meine Neugier nahm zu und es gefiel mir, ihr zu folgen. Gelegentlich blieb sie stehen und sah in ein Geschäft. Um den Abstand zu wahren, schaute dann auch ich in die Auslage vor mir – bis ich plötzlich Schlagzeilen einer alten Zeitung las. Die war auf die Innenseite eines Schaufensters geklebt. Der Laden wurde renoviert. Mir wurde bewusst, wie dämlich ich mich benahm.

Ich riss mein Handy heraus, wandte mich von Frau Zetsche ab und tat, als würde ich eine Nachricht lesen. Jetzt wirst du endgültig kindisch, testierte ich mir. Aus einem Fluchtreflex heraus, wechselte ich die Straßenseite und verschwand in die Gasse zur Heiliggeistkirche.

Einige Tage später, ich las in der Kantine den Speiseplan, stand die Kollegin wie aus dem Nichts kommand plötzlich neben mir. Ich erschrak. Warum schlich sie immer so umher?

„Hallo Herr Hähnle. Wenn ich Sie nicht als einen seriösen Kollegen einschätzen würde, hätte ich letzten Samstag geschworen, dass Sie mich in der Stadt verfolgt haben. Wären Sie nicht in die kleine Gasse gegangen, weiß ich nicht, was ich getan hätte.“

Ich sah sie an, in ihre hellen Augen. Zugleich sah ich aus dem Augenwinkel, dass ihre Hände zitterten. Was war los?

„Schön Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?“, schwadronierte ich. Ich wollte Zeit gewinnen. „War das nicht ein herrlicher Tag? Ja. Wir hatten ein kurzes Stück den gleichen Weg. Ich hatte aber den Eindruck, dass Sie mich nicht wahrgenommen hatten. Da wollte ich Sie nicht ansprechen, um nicht aufdringlich zu erscheinen. Ich hoffe, Sie nicht erschreckt zu haben.“

„Warum sind Sie dann jedes Mal stehen geblieben, wenn ich vor einem Schaufenster Halt gemacht habe?

„Weil ich sonst auf Sie aufgelaufen wäre und wir dann zwangsläufig ein Gespräch hätten führen müssen. Genau das, wie eben erwähnt, wollte ich ihnen sozusagen ersparen.“

Was kannst du lügen, ging ich mit mir zu Gericht. Vorsichtshalber wollte ich eine Entschuldigung hinterherschieben, aber noch bevor ich das tun konnte, fasste die Kollegin nach.

„Wäre ein Gespräch mit mir denn so schlimm gewesen?“

Der Dialog, mitten in der Kantine, begann mir unangenehm zu werden. Ich fühlte mich verhört. Egal. Eine Entschuldigung musste her, und zwar sofort.

„Es tut mir leid, wenn Sie sich von mir verfolgt fühlten. Aber Sie haben ja gesehen, dass unsere Wege nur ein kurzes Stück in die gleiche Richtung führten und dann unterschiedliche Richtungen nahmen.“

Sie zog eine Augenbraue hoch. War sie skeptisch? Gleichzeitig formten sich ihre Lippen zu einem zaghaften Lächeln.

„Gestern ist Post vom Patentamt gekommen“, wechselte sie das Thema. „Die Rückmeldung werde ich prüfen. Lassen Sie mir bitte zwei, drei Termin-vorschläge zur Besprechung möglicher Rückfragen oder Einwände zukommen.“ Damit wandte sie sich ab und verließ die Kantine.

Drei Tage später saß sie mir in meinem Büro gegenüber. Aber es gab nichts zu besprechen. Die Anmeldung war ohne Beanstandungen durchgegangen. Das hätte Frau Zetsche mir in ihrer stringenten Art auch per Intranet mitteilen können. Erst als sie gegangen war, fiel mir auf, nicht darauf geachtet zu haben, ob sie den Ehering trug.

5

In der Vorweihnachtszeit war es im Kollegenkreis Usus, sich nach Dienstschluss auf einem der Christkindlmärkte in der Innenstadt zu Glühwein treffen. Alle waren warm eingepackt – trugen Wintermäntel und Mützen, Schals und Handschuhe. An einem dieser Abende traf ich Kollegin Zetsche erstmals wieder. Fast hätte ich sie nicht erkannt. Ihr helles Haar war unter einer dicken, dunklen Wollmütze, die sie sich tief in die Stirn gezogen hatte, versteckt. Durch den eingeschränkten Gesichtsausschnitt fielen mir dafür sofort wieder die hohen Wangenknochen auf – und wie gut sie aussah. Sah das niemand außer mir? Ihre Lippen leuchteten rot wie die Weihnachtskugeln am Glühweinstand. Zum ersten Mal sah ich Make Up an ihr.

„Guten Abend. Schön Sie wiederzusehen“, begrüßte sie mich.

„... Schön Sie wiederzusehen“ Ganz neue Töne, wunderte ich mich. Wir wechselten einige Sätze, und die waren so anders als unsere bisherigen Gespräche. Würde das eine harmlose Plauderei werden? Abwarten und wachsam sein, ermahnte ich mich und erinnerte mich an den Vorsatz, den Umgang mit Kollegin Zetsche auf das Nötigste zu beschränken. Während wir Small Talk pflegten, fiel mir aus einem mir unerklärlichen Grund plötzlich wieder die Frage ein, ob die Kollegin statt gängigem Schmuck, vielleicht Körperschmuck trug. Mit ihrer Mode hatte sie mich schließlich auch überrascht. Unwillkürlich schmunzelte ich.

„Was ist? Habe ich etwas Komisches gesagt?“, fragte sie irritiert.

„Überhaupt nicht. Mir ging nur eben etwas durch den Kopf, das absolut nicht hierher gehört. Entschuldigen Sie bitte.“ Es blieb dabei: Die Frau provozierte mich einfach. Und seit ich ihr in der Stadt gefolgt war, mehr als je zuvor – und ich spürte sie wieder, die Aura, die die Kollegin umgab. Reiß dich am Riemen, bleib sachlich, ermahnte ich mich und dachte an mein Credo: Never dip your pen into the company's ink. Warum fiel mir mein Vorsatz gerade jetzt ein?

Ich erzählte von meiner ersten Erfahrung mit Glühwein. Das war eine private Geschichte. Die passte aber zu dem Brauch, sich hier zu Glühwein zu treffen.

Darauf erzählten wir uns weitere Anekdoten. Frau Zetsche lachte viel und laut, und war so entspannt und ausgelassen, wie ich mir das bei ihr nicht hätte vorstellen können. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich das Erstaunen im Kollegenkreis. Als es anfing zu schneien, machten die sich auf den Heimweg. Frau Zetsche und ich blieben zurück. Von nun an legte die Kollegin, wenn sie ihren Worten Nachdruck verleihen wollte, eine Hand auf meinen Ärmel. Jegliche Hölzernheit war verflogen. Frau Zetsche gab sich äußerst charmant. Ich war nicht mehr nur überrascht – ich war irritiert. Wenig später trug sie nur noch den rechten Handschuh, mit dem sie den Glühweinbecher hielt. Die Finger ihrer bloßen Linken hüpften jetzt auf dem Handschuh meiner ebenfalls freien Hand auf und ab. Das Dunkelrot der Fingernägel war auf die Lippenstiftfarbe abgestimmt. Und ich sah, was ich vermutlich sehen sollte: Sie trug den Ehering nicht.

Plötzlich zeigte sie nach Osten. „Dort drüben, auf der anderen Seite des Flusses, wohne ich.“

Warum erzählte sie mir das? „Das ist doch eine so genannte gute Wohngegend, oder? Ist das nicht etwas abgelegen und still da? Ich kenne niemanden, der dort wohnt.“ Sofort ärgerte ich mich.

Hatte ich sie mit meiner Bemerkung gekränkt? Nur gut, dass ich nicht auch noch gesagt hatte, dass mich so ein Schlafviertel anöden würde.

Kollegin Zetsche zuckte mit den Schultern und behielt ihre gute Laune. „Für mich passt es dort.“

„Das ist genau das Gegenteil davon, wie und wo ich wohne“, führte ich das Thema fort. „Meine Wohnung liegt zwischen dem Zentrum und dem Univiertel.“

„Im Studentenviertel habe ich während des Studiums gewohnt. Das ist doch kaum eine viertel Stunde zu Fuß von hier entfernt.“

Ihre Augen strahlten. Sie schien heitere Erinnerungen mit dem Quartier zu verbinden.

„Lassen Sie uns hingehen. Es ist ja noch nicht spät. Zu gerne würde ich sehen, welche der Kneipen noch existieren.“

Innerlich schüttelte ich den Kopf, ließ mir meine Verwirrung aber nicht anmerken. „Lassen Sie uns hingehen,“ wiederholte ich ihren Satz.

Wenig später deutete sie auf einen Eingang. „Zum Alten Hut“, las ich. Ist sie dort früher eingekehrt? Ich kannte das Lokal. Es war einst für zwei Dinge berüchtigt: Für dichten Zigarettenqualm, der wie ein Vorhang Schutz vor zu neugierigen Blicken bot – und für lauschige Nischen. Wir gingen hinein.

Die Atmosphäre war auch jetzt noch so, nur dass der Qualm durch schummrige Beleuchtung ersetzt wurde.

Ich nahm ihr den Mantel ab. Statt ihrem Sack-Look, trug sie ein schwarzes Strickkleid. Das Kleid stammte von keiner Billigmarke – und war aus Kaschmir. Wie angegossen, umschmiegte es ihre Figur. Dazu schwarze Stiefel, deren Leder zu dünn für das Winterwetter waren. Als sie die Mütze abzog, floss ihr Haar in einer leuchtenden Welle herab. Ich verstand nicht, was los war.

Wir setzten uns und bestellten jeder ein Glas Rotwein. Kaum stand der Wein vor uns, die Kellnerin hatte sich noch nicht ganz abgewandt, sagte Kollegin Zetsche: „Spricht etwas dagegen, wenn ich dich küsse?“

Die tanzenden Finger auf meinem Handrücken waren also ein Vorbote gewesen. Was würde sie sagen, wenn sie wüsste, dass sie schon seit unserem ersten Treffen – elf Uhr, Gebäude A, fünfter Stock, Raum Newton – in meinem Kopf umherspukte? Jetzt forderte sie die Situation heraus. Mutig, dachte ich bei mir. Und: Respekt. Isabellas Augen glühten. Eine Haarsträhne lag auf ihrem Gesicht. Ich hob sie zur Seite und küsste sie zart auf die Lippen. Sie erwiderte den Kuss genauso zart – und doch gierig. Dann biss sie mir in die Lippe.

Wenig später legte ich einen ausreichenden Geldbetrag zu den Weingläsern, aus denen wir kaum getrunken hatten. Durch dichtes Schneetreiben stapften wir zu meiner Wohnung, die ein paar Straßen weiter lag.

Kurz vor sechs Uhr läutete der Wecker. In der Küche ließ ich zwei Kaffee aus dem Automaten und kehrte mit den Bechern zurück zu Isabella ins Bett.

„Ich muss dir ein Geständnis machen. Ich habe ein Credo, das ich noch nie gebrochen haben. Bis vergangene Nacht. Es lautet: Never dip your pen into the company's ink.“

Isabella prustete los.

„Meine Devise lautet ähnlich und ich habe sie letzte Nacht auch zum ersten Mal über Bord geworfen. Mein Credo lautet schlicht: Never in office.“

Jetzt lachte ich.

„Dieser Vorsatz war Auslöser für meinen Wechsel zu Euch in die Firma.“

Eine spannende Bemerkung, dachte ich, hakte aber nicht nach. Zu sehr bewegte mich die Tatsache, dass wir unsere Grundsätze zusammen gebrochen hatten.

„Und jetzt? Wie geht es weiter zwischen dir und mir? Das zu klären, ist mir wichtig.“ Mein Blick lag in ihren Augen.

„Das trifft sich gut. Die Antwort würde ich auch gerne kennen.“ Keine Spur von Ironie hatte in ihrer Stimme gelegen.

„Komm Freitagabend zu mir. Komme auf die andere Seite des Flusses. Vielleicht, oder besser hoffentlich, finden wir Antworten, die uns beiden zusagen.“

Und dann kennst du wenigstens einen Menschen, der da drüben wohnt – und gerne dort lebt.“

Sie warf die Bettdecke zurück und sprang aus dem Bett. Ich sah ihr nach, sah ihren langen Rücken, die schlanke Taille und ihre Hüften. Die wippten, wie ich das aus dem Fernsehen kannte, wenn Models gezeigt wurden, die anlässlich von Modewochen in Mailand, Paris oder New York über den Laufsteg tänzelten. Nur war Isabellas Po nicht platt. Im Türstock drehte sie sich um. Die Beine breit, die Arme hochgestreckt, spreizte sie sich in den Rahmen ein. Bewegungslos blieb sie stehen – bis sie mir zuzwinkerte und verschwand. Sekunden später hörte ich die Badezimmertür ins Schloss fallen.

Mit ihrem Duft im Raum blieb ich zurück, und Fragen begannen in mir zu bohren. Warum lebte Isabella in so unterschiedlichen Welten? Wie brachte sie das für sich selbst unter einen Hut? Als spröde Kollegin hatte ich sie kennengelernt. Seit jenem Samstag im Spätsommer kannte ich Isabella als aufregende und elegante Erscheinung.

Jetzt war die Rolle der Femme Fatale dazugekommen. Erneut stellte ich mir die Frage, wie das alles zusammengehörte – und wie ich in das Bild gehörte? Ich wusste es nicht. Dafür wusste ich seit letzter Nacht, dass Frau Dr. Zetsche nicht nur stringent war, wie es in der Firma hieß, sondern dass Isabella entschlussfreudig und umsetzungsstark war.

Fünfzehn Minuten später verließ sie meine Wohnung mit der Bemerkung, dass sie unbedingt noch nach Hause müsste, bevor sie ins Büro fahren würde. Ich weiß, der Sack-Look, dachte ich bei mir. An der Tür gaben wir uns einen so zarten Kuss wie der erste im Alten Hut – bis sie mir wieder in die Lippe biss. Diesmal fester. Von der Treppe aus rief sie mir dann noch zu: „Hoffentlich hat Sam die Nacht gut überstanden.“ Dann war sie weg.

6

Auf der Fahrt in die Firma ließ ich alle Begegnungen mit Isabella seit unserem ersten Termin Revue passieren – auch die vergangene Nacht. Auch wenn ich nicht verstand, wie das alles zusammenpasste, bereute ich nichts. Aber wie würde es weitergehen? Das zu klären war dringlich. Mit der vergangenen Nacht schwebte ein Damoklesschwert über uns, das uns unweigerlich treffen würde.

Beziehungen innerhalb des Unternehmens kamen immer ans Licht. Isabella und ich würden nicht die ersten sein, denen es gelingt, das zu verhindern. In manchen Fällen hatten Affären zu Karriereknicken und sogar zu Kündigungen geführt. Bei diesen Gedanken durchfuhr es mich wie ein Blitz: Was war ich naiv gewesen? Was, wenn Isabellas Credo ‚Never in Office‘ nur ein vorgeschobenes Motto war, dass sie vergangene Nacht gar nicht zum ersten Mal gebrochen hatte? Gestern Abend auf dem Weihnachtsmarkt und danach in der Studentenkneipe war alles so plötzlich und ohne jedes Vorzeichen losgebrochen. Als hätte Isabella den Marschbefehl erhalten, sofort zu handeln. Wollte sie mir als Chef von F&E näherkommen und über mich an Betriebsgeheimnisse gelangen, bevor sie patentrechtlich abgesichert sein würden? Betreibt Isabella Industriespionage – für ihren früheren Arbeitgeber, oder für sonstige Interessenten? Der nebulöse Hinweis zu ihrem Wechselgrund zu uns ins Unternehmen fiel mir ein. Was steckte dahinter? Wie oft hatte sie ihren vermeintlichen Vorsatz schon gebrochen? Mir zitterten die Knie. Auf was hatte ich mich da eingelassen? Mir fiel Urbanczyk ein. Aus Gründen der Geheimhaltung hatte er immer darauf gedrängt, das F&E-Zentrum von der allgemeinen IT-Infrastruktur abzutrennen. Ich hatte mich stets dagegen ausgesprochen.

Fiel mir mein Widerstand jetzt vor die Füße? Das war genau die Art von Steilvorlage, auf die Urbanczyk wartete. War ich seit der vergangenen Nacht erpressbar? Und wer war Sam?

Wenig später betrat ich das Werksgelände und stahl mich in mein Büro.

Es gelang mir allmählich, meine Panikvorstellung von Isabella als Spionin zu löschen. Ich wusste, dass ihr Hintergrund vor ihrer Einstellung gründlich durchleuchtet worden war.

Wie schon seit langem nicht mehr auf irgendetwas, freute ich mich den ganzen Freitag über auf das Wiedersehen mit ihr am Abend. Die berühmten Flugzeuge im Bauch glichen einer Armada auf dem Weg in die Schlacht – bis die vielzitierten Schmetterlinge mich schweben ließen.

Für die Fahrt zu Isabella nahm ich ein Taxi. Die Wochen vor Weihnachten mit Betriebsfeiern waren prädestiniert, um in einer Alkoholkontrolle den Führerschein zu verlieren. Es fiel mir noch immer schwer, von Kollegin Zetsche als Isabella zu denken. Ihren Vornamen hatte ich bisher nur wenige Male ausgesprochen.

Währen der Fahrt stiegen Bilder von Isabella in mir auf, als ich ihr in der Stadt gefolgt war: Das offene Haar leuchtete rot-gold im Sonnenlicht; das Kleid in den paradiesischen Farben; der Anblick ihrer gebräunten Beine. Ich wusste nicht, wohin mit meinen Erinnerungen. Vor Aufregung umklammerte ich die Flasche mit beiden Händen so fest, dass ich plötzlich fürchtete, das Glas zu zerdrücken.

Die Straßen auf der anderen Seite des Flusses waren breit, viel zu breit für den wenigen Verkehr. Die beidseitigen Rasenstreifen zwischen Fahrbahn und Bürgersteig waren winterlich trist. Vermutlich dienten die Bäume darauf, überwiegend Hunden beim Gassigehen. Spazieren geht in dieser Gegend niemand, war ich mir sicher. Die Grundstücke waren riesig. Häuser erspähte ich kaum. Hohe Hecken und Mauern versperrten die Sicht. War ich hier richtig? Wohnte Isabella in so einem Anwesen? Alleine? Ich ließ mir vom Taxifahrer bestätigen, dass wir auf dem Weg zu der von mir genannten Adresse waren. Irgendwann hielten wir vor einer schmalen Pforte, die in eine lange Mauer eingelassen war. Rechts sah ich ein breites verschlossenes Zufahrtstor. Mächtige Kandelaber auf der Mauer erhelltten die nahe Umgebung. Ansonsten herrschte schwarze Nacht. Ich erkannte einen Klingelknopf und einen Postschlitz. Ein Namensschild gab es nicht.

Ich bat den Fahrer zu warten, bis ich ihm ein Zeichen gegeben würde. Ich klingelte. Kurze Zeit später hörte ich Isabellas Stimme.

„Ja, bitte?“

„Waldemar hier. Oder erwartest du noch jemand anderen?“

„Doofmann. Komm herein.“

Ein Summen ertönte.

8

Ich drückte die Tür auf, gab dem Fahrer das Zeichen, und überschritt die Schwelle. Die schwere Pforte fiel hinter mir ins Schloss. Im Halbdunkel stand ich auf einem gepflasterten Weg der leicht anstieg. Links erkannte ich eine Villa, rechts ein Nebengebäude mit vier Toren. Garagen, mutmaßte ich. Die Gebäude waren mittels einer überdachten Durchfahrt verbunden. Die geringe Steigung reichte, um dem Komplex etwas Herrschaftliches zu verleihen. Bis auf zwei große Fenster im Erdgeschoss der Villa war alles dunkel. Absolute Stille umgab mich. Ich folgte dem Weg. Kaum hatte ich einige Schritte getan, vernahm ich hinter mir ein Geräusch. Schritte. Nein. Traben. Noch ehe ich mich umdrehen konnte, stand ein riesiger Hund vor mir.

Im selben Moment gingen Lichter an und der Garten wurde so hell erleuchtet, als wäre die Sicherheitsbeleuchtung eines Gefängnishofs ausgelöst worden. Es war eine Dogge. Riesengroß. Pech-schwarz. Der Hund setzte sich vor mir auf seine Hinterpfoten und sah mich an. Vor Schreck ließ ich einen knappen Schrei los. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen. Es erschien mir wie ein Wunder, dass ich die Flasche nicht fallen gelassen hatte. Unter der Überdachung ging eine Tür auf, Licht fiel in die Durchfahrt, und noch ehe jemand heraustrat, ertönte ein scharfer Pfiff. Darauf sprang die Dogge auf und galoppierte zum Haus.

„Entschuldige bitte“, rief Isabella. „Ich hätte dich vorwarnen und Sam im Haus behalten sollen. Du kannst getrost kommen.“

Ich löste mich aus meiner Starre und ging weiter. Das war also Sam. Isabella stand auf einem Podest und war fast größer als ich. Sie legte mir die Arme um den Hals, sah mich mit Leuchten in den Augen an und küsste mich innig.

„Komm herein“, wiederholte sie die Aufforderung von zuvor.

Ich überreichte ihr die Flasche. Das Entree glich einer Halle und nahm zwei Geschosse ein. Isabella deutete auf den offenstehenden Garderobenschrank.
„Häng dich auf.“

Während ich den Mantel über einen Bügel legte, diesen im Schrank aufhängte und dessen Tür schloss, verschwand Isabella durch einen breiten Durchgang.

Damit hatte sie mir die Chance genommen, die drei großen Bilder entlang der im Halb-Oval und frei nach oben führenden Treppe anzusehen. Ich ging in die Richtung, in die Isabella gegangen war. Vor mir öffnete sich ein weiter Raum. Das Licht war gedämpft. Mittendrin lag der Hund.

„Lass dich von Sam nicht irritieren. Wenn du dich dennoch unwohl mit ihm fühlst, kommt er nach oben. Das stört ihn nicht.“

Sam blieb.

Isabella deutete auf ein überdimensionales Sofa. Einander zugewandt, doch getrennt durch zwei Meter, setzten wir uns. Ich dachte an den leidenschaftlichen Kuss vor der Haustür. Aber wohl unbewusst wahrten wir Abstand. Aus den Augenwinkeln sah ich mich um. Bei Isabella schien alles groß, riesengroß zu sein – nicht nur der Hund. Verglaste Schiebetüren gaben den Blick frei in den Garten. Die Gefängnisbeleuchtung war erloschen. Baumskelette wurden jetzt dezent angestrahlt. Im Hintergrund ein Pool. Das Ende des Grundstücks lag im Dunklen.

„Was darf ich dir zum Trinken bringen?“

„Gerne ein Glas Wein. Vielleicht einen Rotwein. Das hätte Tradition bei uns.“

Ich verzichtete auf ein Zwinkern. Isabella sprang auf, lief in die Tiefe des Raumes und verschwand im Halbdunkel. Ich hörte Gläser klinnen und wie eine Flasche entkorkt wurde. Währenddessen sah ich mich um. Die Einrichtung war eine spannende Mischung aus Stücken der fünfziger und sechziger Jahre, ergänzt um Accessoires aus den 1970er Jahren, wie eine Stehlampe mit einer orangenen Kunststoffkugel als Schirm. Die Bezugsstoffe, die Gardinen und auch die Wandfarbe entsprachen dagegen dem aktuellen Trend. Fünfzig Jahre und mehr trennten die Stilelemente – und doch passte alles zusammen. Abstrakte Bilder hingen entlang einer Wand. Auf dem niedrigen Nierentisch aus hellem poliertem Holz vor mir standen zwei Sektfüßen und ein Kühler. Mir wurde klar, dass Isabella etwas anderes als Rotwein trinken wollte.

Mit einer Flasche und zwei Rotweingläsern kehrte sie zurück, stellte alles auf den Tisch und goss den Wein fingerbreit ein. Barolo, konnte ich vom Etikett ablesen. Sie reichte mir ein Glas, nahm das andere und setzte sich. Sie hielt den Abstand. Nach einem „Nochmals willkommen“ schwieg sie. Ich auch. Isabella war die Gastgeberin und ich wollte ihr den Vortritt lassen. So oder so bestand ausreichender Redebedarf. Isabella blieb stumm.

Darauf entschied ich, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern wählte ein neutrales Thema – hoffte ich.

„Wohnst du alleine in dem Haus? Na ja. Tatsächlich ist es ja eher ein Anwesen.“

„Das Haus ist aus Neunzehnhundertsiebenundfünfzig. Meine Eltern haben es aber erst dreißig Jahre später gekauft – kurz vor meiner Geburt. Es hatte mal wieder schnell gehen müssen, denn sie hatten nie Zeit. Sie führten ein Architekturbüro. Im Erdgeschoss waren die Büroräume. Im Obergeschoss wohnten wir. Zu deiner Frage: Ja, ich wohne alleine hier.“

Ich hatte inzwischen nachgerechnet, dass Isabella circa achtunddreißig sein musste.

„Bei einem so großen Haus und dem schon fast parkartigen Garten kann ich verstehen, dass du einen Wachhund hast.“ Ich spürte Isabellas Blick. Sie schien nachzudenken.

„Mach dir wegen Sam keine Gedanken. Sam ist ein reiner Scheinriese, wie Herr Tur Tur von Michael Ende. Bei Fremden setzt er sich einfach vor sie hin und wartet auf mich. Du hast es ja erlebt. Aber zu mehr als Angst einzuflößen ist er nicht im Stande.

Hat er sich erst einmal an jemanden gewöhnt, ist er geradezu anhänglich. Sam taugt nur dem Aussehen nach als Wachhund“, lachte Isabella. „Dennoch gibt es gute Gründe, warum ich Sam um mich haben möchte.“ Ihr Ausdruck wurde für einen kurzen Moment ernst.

Ich überlegte, was das bedeuten konnte, fragte aber nicht.

„Ich hatte einen sehr alten Vater, eine eher späte Mutter, und keine Geschwister“, fuhr sie fort. „Meine Eltern waren trotz ihres Altersunterschieds ein inniges Paar und durch ihre gemeinsame Arbeit als Architekten tief miteinander verbunden. Ich war wohl eher ein Malheur. Sie haben es mich nie spüren lassen. Geahnt oder vermutet habe ich es aber immer. Ich war achtzehn, als mein Vater mit knapp über achtzig starb. Buchstäblich bis zu seinem letzten Atemzug hat er gearbeitet – war am Schreibtisch zusammengesackt und wachte nicht mehr auf. Wenig später, ich hatte gerade angefangen zu studieren und eine Studentenbude bezogen, starb meine Mutter völlig überraschend. Nach ihrer Beerdigung ging dann alles sehr schnell. Zwei junge Partner führten das Büro fort, bezogen aber bald andere Räume im Zentrum. Damit war das Haus verwaist.

Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich in der Verantwortung, eine wichtige Entscheidung treffen zu müssen. Ich vermietete das Haus und drei der vier Garagenplätze. In die vierte Garage stellte ich den Wagen meiner Mutter ein. Die Möbel und den Hausrat meiner Eltern ließ ich in der Wohnung über den Garagen einlagern. Damit war alles geregelt und ich ließ die Vergangenheit hinter mir. Einfach so.

Das erschien mir am einfachsten. Tatsächlich machte ich mir keine weiteren Gedanken, ich hätte nicht gewusst, worüber.“

10

Isabella schenkte Wein nach. Sam lag mitten im Raum, die Beine weit ausgestreckt, und brummte gelegentlich leise. „Wenn er so daliegt, ist er tiefenentspannt und fühlt sich pudelwohl. Naja, vielleicht sollte ich doggen-wohl sagen?“

Sie blieb ernst.

„Und. Wie ging es weiter in deinem Leben? Das möchte ich jetzt bitte schon wissen.“

„Im Anschluss an das Diplom arbeitete ich als Assistentin an der TU, und nach der Promotion nahm ich meine erste feste Arbeitsstellung an. Bei der Hartmann AG in der Patentabteilung. Es war Zeit, die Stadt zu verlassen.

Mein Freund hatte sich von mir getrennt. Meine Studienfreunde waren in alle Himmelsrichtungen verstreut. Nichts und niemand hielt mich mehr in der Stadt. Der Umzug, die fünfhundert Kilometer von hier, störten mich nicht. Die ersten Jahre bei Hartmann waren die reinste Tortur. Neben der Tagesarbeit bereitete ich mich auf die Prüfung zur Patentanwältin vor. Privatleben gab es nicht.“

Die letzten drei Sätze hatten sich angehört, als spürte Isabella die Belastungen von damals erneut auf ihr lasten.

„So. Jetzt kennt du meine Lebensgeschichte, zumindest die wichtigsten Ereignisse. Siebzehn Jahre habe ich mich nicht um das Haus hier gekümmert. Nur zu jedem Monatsanfang prüfte ich den Mieteingang auf meinem Bankkonto. Jetzt aber Schluss“, unterbrach Isabella sich selbst. „Ich texte dich mit meinen Geschichten zu, die dich vielleicht gar nicht interessieren. Entschuldige bitte.“

„Nein –tust du überhaupt nicht. Was hat dich zurück in deine Heimatstadt geführt? Warum bist du von Hartmann weg?“ Ich erinnerte mich an Isabellas Andeutung nach der ersten gemeinsamen Nacht – und war gespannt.

„Also gut. Nach der Zulassung zur Patentanwältin begann ich mich wieder um mich selbst zu kümmern.

Ich gönnte mir modische Klamotten und statt eines Haarschnitts, eine Frisur. Irgendwann fiel mir der Wagen meiner Mutter ein. Sie hatte ihn so geliebt. Ich ließ ihn in eine Werkstatt bringen und instand setzen. Die neue Isabella und der Wagen fielen auf. Natürlich auch im Büro. Einem Kollegen besonders. Er hieß Werner Immler, war mein Alter und sah gut aus. Und er war nett. Sein Interesse schmeichelte mir, aber wir waren nicht per du.

Trotz meines Vorsatzes, never in office, vergewisserte ich mich, dass er ungebunden war. Wenn überhaupt, wollte ich es langsam angehen lassen. Das gab ich ihm klar zu verstehen. Darauf lief er mir wie zufällig und allmählich immer häufiger auf Fluren oder in der Kantine über den Weg. Zuerst wechselten wir jedes Mal ein paar Sätze. Aber nach drei Wochen winkte ich ihm nur noch knapp zu und lief schneller weiter. Bald kam ich nicht umhin, erkennen zu müssen, dass er mir nachstellte. Und damit fing es an. Wenn ich ihn nur schon aus der Ferne sah, bekam ich es mit der Angst zu tun. Eines Tages entschied ich, dass es so nicht weitergehen konnte und bereitete mich auf die nächste Begegnung mit ihm vor. Als er um die Ecke kam, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und stellte ihn zur Rede.

„Ich habe kein Interesse an weiterem Kontakt mit Ihnen. Unterlassen Sie also bitte die Nachstellungen.“

Immmer nickte. Kaum war er gegangen, begann ich zu zittern. Meine Ansage schien ihn aber noch mehr angestachelt zu haben. Als er das nächste Mal vor mir stand, drohte ich mit einer Mitteilung an die Personalabteilung. Darauf verlagerte er sein Stalking nach außerhalb des Betriebsgeländes und passte mich bei meinem Auto ab. Ich drohte ihm, zu schreien, sollte er nicht sofort verschwinden. Nach drei Wochen traute ich mich zu hoffen, dass der Spuk vorbei war. Dennoch lief ich immer wachsam umher, stets bereit, mich zu wehren. Ich wünschte mich immer erst in Sicherheit, wenn ich abends in meiner Wohnung ankam und die Tür verschlossen hatte. Nadja, meine Nachbarin, war die Einzige, der ich von Immelers Nachstellungen erzählte. Fortan gingen wir zusammen aus und kamen gemeinsam nach Hause.

Eines Sonntagabends wollten wir um neunzehn Uhr zum Italiener essen gehen. Als es klingelte und an der Wohnungstür klopfte, unser Zeichen, dass das Klingeln nicht von der Haustür im Erdgeschoss kam, sondern sie es war, wunderte ich mich. Nadja war viel zu früh. Ich sah durch den Spion – und da stand Werner Immel. Augenblicklich überschlugen sich die Fragen in mir: Woher hatte er meine Adresse? Und wie war er ins Haus gekommen? Und woher kannte er das Klopfzeichen? Ich bekam es mit der Angst zu tun und meine Hände zitterten augenblicklich.

Ich schlich ins Wohnzimmer, schloss die Tür und fragte mich, ob ich die Polizei oder Nadja anrufen sollte. Ich rief bei der Polizei an und schilderte die Situation. Der Beamte sagte zu, eine Streife zu schicken. Darauf rief ich Nadja an, informierte sie, und bat sie, in ihrer Wohnung zu bleiben. Ich schlich zurück zur Wohnungstür und sah, dass Immler noch immer da stand. Ich rief durch die Tür ,Nadja. Du bist ja zu früh. Ich muss noch ins Bad. Dann komme ich und wir gehen los. Lauf nicht weg.' Keine Antwort. Dafür klingelte es. Ich drückte den Türöffner so schnell ich konnte. Beim nächsten Blick durch den Spion war Immler weg. Er musste das Läuten gehört haben. Eine Minute später standen zwei Polizisten vor mir. Auch Nadja kam in den Flur. ,Als es geklingelt hat, ist er die Treppe hochgerannt', erklärte sie. Die Beamten holten den Aufzug und blockierten ihn. Dann lockerten sie die Laschen um ihre Pistolen und gingen hoch. Nadja und ich verharrten im Türrahmen meiner Wohnung. Kurz darauf hörten wir Rufe und Gerangel. Wenig später kamen die Beamten mit Immler in Handschellen auf meine Etage zurück.

,Ist er das?'

,Ja. Er heißt Werner Immler. Er ist ein Kollege, arbeitet wie ich bei der Hartmann AG. Er stalkt mich seit Wochen.'

Als Immler vor Nadja stand, rief sie ,Den kenne ich. Der war vor kurzem hier, in einer Handwerkermontur, und hat in dem Zählerkasten dort hantiert.'

Einer der Polizisten öffnete den Schrank und deutete auf Etwas in der Größe eines Handys. ,Das gehört hier nicht rein.' Von dem Gerät führte auf der Schrankrückseite ein Kabel zu einem winzigen Knopf der unauffällig obenauf lag und auf meine Wohnungstür gerichtet war.

,Eine Kamera', sagte der Beamte. ,Wir schicken jemanden von der Spurensicherung. Fassen Sie bitte nichts an.'

Die Polizisten nahmen Immler mit. Vom Fenster aus beobachteten wir, wie sie abfuhren. Immler hatte mich ausspioniert. Zitternd saß ich auf dem Sofa. Mir war klar, dass er binnen Stunden wieder auf freiem Fuß sein würde.

Montagfrüh informierte ich meinen Chef, die Gleichstellungsbeauftragte und die Personalabteilung. Eine Anwaltskanzlei einzuschalten, schaffte ich an diesem Vormittag allerdings nicht mehr, denn eine andere Nachricht platzte herein, die alles ändern sollte.“

„Der Verwalter des Hauses hier, rief an und informierte mich, dass die Mieter gekündigt hätten. Zudem berichtete er, dass die Mieter bereits begonnen hatten, auszuziehen. ,Die planen wohl einen fluchtartigen Auszug, ohne Einhaltung der Kündigungsfrist und ohne Übergabe.'

Die Nachricht kam mir wie gerufen vor, lenkte sie mich doch von den Ereignissen der letzten Wochen und Stunden ab. Ad hoc nahm ich mir den Tag und den Dienstag frei, und fuhr los.

Als ich ankam, stand die Haustür offen. Möbelpacker trugen Möbel und Kisten in einen Umzugswagen. Erste Räume waren bereits leer. Aus irgendeinem Grund störte mich das alles nicht. Ich sah dem Geschehen zu.

Irgendwann fielen mir die Sachen in der Wohnung über den Garagen ein. Ich ging hinauf und sperrte auf. Den Schlüssel hatte ich immer am Bund gelassen, wie einen Talisman. Nach Jahren stand ich meiner Vergangenheit gegenüber – stand meine Vergangenheit aufgetürmt vor mir – und eine Welle fing an auf mich zuzurollen. Ich ging in den Räumen umher, und malte mit Fingern Linien in den Staub der sich auf die Abdeckplanen gelegt hatte. Ich öffnete Kisten, fand Geschirr, Bücher, Spielzeug.

In einem Umzugskarton fand ich die Briefmarkensammlung meines Vaters, die Schmuckschatulle meiner Mutter und Bilderrahmen mit Fotos unseres Familienlebens. Mich beschlich der Gedanke, dass ich nie Trauer über den Tod meiner Eltern zugelassen hatte, und dass ich nie um sie getrauert hatte. Alles hatte ich in mich hineingefressen, komprimiert, abgekapselt und tief in mein Innerstes versenkt. Während ich zwischen den Möbeln und Umzugskartons stand, stiegen endlose Erinnerungen an meine Kindheit und Pubertät vor mir auf. Der Kokon platzte, und die Welle brach über mir zusammen. Über Stunden saß ich in einem mit Folie abgedeckten Sessel und bebte von Heulkrämpfen.

Für den Rest der Woche meldete ich mich krank. Es waren meine ersten Fehltage seit ich bei Hartmann arbeitete. In einem Hotel bezog ich ein Zimmer. Am nächsten Tag fuhr ich zum Friedhof, auf dem meine Eltern beerdigt sind. Dann fuhr ich zwei Tage umher, an Plätze und Orte, die wir als Familie häufig aufgesucht hatten – zum Einkaufen, für Spaziergänge, oder um besondere Ereignisse, wie Geburtstage, zu feiern. Ich versuchte mich an Einzelheiten, an Gesagtes, an die Stimme meiner Mutter und an das tiefen Lachen meines Vaters zu erinnern. Irgendwann stand ich sogar unter dem Baum, unter dem ich meinen ersten Kuss geküsst hatte.

Während meiner Rundfahrten machte sich ganz allmählich der Wunsch in mir breit, zurück in meine Heimatstadt zu ziehen und in das Haus meiner Kindheit und Jugend einziehen zu wollen.

Wieder einmal war es an der Zeit gewesen, wichtige Entscheidungen zu treffen.

Ich rief die ehemaligen Partner meiner Eltern an und fragte sie, ob sie die Planung für den Umbau meines Elternhauses übernehmen würden. Das Hallo war groß und herzerfrischend. Das bestärkte mich in meinem Wunsch, zurückzukehren.

Und natürlich haben sie den Auftrag übernommen – für den sie mir bis zum heutigen Tag keine Rechnung gestellt haben.

Nach dem mein Entschluss feststand und alles ge regelt war, setzte ich mich Freitagmorgen ins Auto und donnerte die fünfhundert Kilometer in kaum mehr als drei Stunden zurück. Ich fuhr direkt ins Büro, ging zu meinem Chef, und erklärte ihm, dass ich nach den Übergriffen durch Immler keinen Tag länger für die Hartmann AG arbeiten und auch nicht weiter in der Stadt leben könnte. Die Kündigungsfrist betrug sechs Monate. Aber meinem Chef war klar, dass eine weitere Mitarbeit für mich unzumutbar gewesen wäre. Wir verständigten uns auf die sofortige Aufhebung des Vertrages. Nach der Übergabe meiner Projekte verließ ich das Büro.

Die Nacht schlief ich bei Nadja. Sie versprach mir, die Möbel zu verkaufen und einen Nachmieter für meine Wohnung zu suchen. Damit war ich frei.“

Ich nutzte Isabellas Schweigen und musste endlich meine Frage loswerden – auch wenn ich wusste, dass sie anlässlich all der Ereignisse geradezu banal, fast schon peinlich war: „Was war, oder was ist das für ein Wagen, mit dem du die fünfhundert Kilometer in so kurzer Zeit zurücklegen konntest?“

„Das Auto meiner Mutter. Ein Porsche 911 Targa, Baujahr 1969. Dunkelgrün. Cognacfarbene Innenausstattung. Steht draußen in der Garage.“

Mein Traumauto, einschließlich Farbe und Innenausstattung. Ich malte mir aus, wie Isabella große Einkaufstüten schwungvoll in den offenen Wagen werfen und mit wehenden Haaren davonfahren würde.

„Und was ist aus dem Stalker geworden?“

„Nach dem ich alles zu Protokoll gegeben hatte, und auch Nadja ihre Beobachtungen, habe ich mich um die Angelegenheit, beziehungsweise um den Idioten nicht mehr gekümmert. Auch Nadja ist nicht zur Gerichtsverhandlung gegangen. Ich hoffe, dass seine Anwältin und damit er über das Gerichtsverfahren nicht wissen, wo ich heute wohne. In jedem Fall bin ich froh, Sam um mich zu haben.“

Zurück zum Haus: Während des Umbaus wohnte ich in einer möblierten Wohnung.

Die Planung für den Umbau basiert auf der Annahme, dass in meinem Leben Kinder voraussichtlich keine, aber vielleicht ein Mann eine Rolle spielen könnte. Ich ließ so viele Wände wie statisch machbar entfernen. Im Ergebnis bewohne ich ein Haus mit viel Platz, aber wenigen Räumen. Möbel aus der Wohnung über den Garagen ließ ich teils neu beziehen oder restaurieren. Nur die Bilder entlang der Wand dort, sind neu.

Das Ergebnis siehst du: eine Mischung aus Rock n' Roll, Petticoat und Nierentisch, kombiniert mit Einrichtungsstücken der folgenden Jahrzehnte.“

„Es sieht toll aus. Kompliment!“ Mehr gab es nicht zu sagen.

„Im oberen Stock ist alles zeitgemäß, aber die Raumgestaltung hat vielleicht zu viele sakrale Vibes abbekommen.“

„Sakrale Vibes? Ist dir Glaube wichtig?“

„Mit der Kirche habe ich bei Gott nichts am Hut.“

„Aber mit Gott schon?“

„Mit welchem? Wer garantiert mir, dass der christliche Gott der Alleinseligmachende ist? Für mich dürfen gerne mehrere Religionen nebeneinander existieren. Ich halte es mit der Antike, als die Völker ihre Mythen gegenseitig respektierten. Die großen Weltreligionen verfolgen in ihren Grundfesten doch alle hehre Ziele.“

Zu begrüßen wäre allerdings, wenn die Götter ihre Schäfchen auf Erden friedvoll miteinander weiden lassen würden. Aber Schafe sind leider nicht die Hellsten und so manche Böcke stinken gen Himmel.“

„Bist du dennoch gläubig?“

„Manchmal. Ich bin unschlüssig. Dass die obere Etage etwas von einem Kirchenschiff abbekommen hat, war jedenfalls nicht beabsichtigt.“

Isabellas Bemerkung über Böcke, die gen Himmel stinken, ging mir nicht aus dem Kopf. Hatte der Stalker ihr Männerbild vergiftet?

12

„Lass uns etwas essen. Ich habe Kleinigkeiten vorbereitet.“ Wir gingen in die Tiefe des Raums, der im Dämmerlicht lag. Ein langer Esstisch wurde sichtbar. Um die Ecke, hinter einem Tresen mit schwarzer Arbeitsfläche, öffnete sich die Küche. Auch die war groß – hätte ich etwas anderes erwarten sollen? Isabella drückte mir eine Flasche, jetzt Weißwein, und einen Korkenzieher in die Hand. Während ich die Flasche aufzog, Wein, und aus einer Karaffe Wasser einschenkte, holte Isabella belegte Platten aus dem Kühl schrank auf den Tisch. Teller und Besteck lagen bereits auf. Ich zündete umherstehende Kerzen an. Kaum saßen wir, ergriff Isabella wieder das Wort.

„Während der Umbaumaßphase war mir die Stellenanzeige für meine heutige Stelle aufgefallen. Vom ersten Arbeitstag an achtete ich darauf, nicht wieder aufzufallen, nicht abermals zum Objekt eines Begehrungs zu werden. Ich kaufte mir unauffällige Klamotten, die vor allem eines nicht sein durften – figurbetont. Und flache Schuhe.

Die sind bocksteinhart und tun so weh, dass ich sie, wo immer im Büro möglich, heimlich abstreife. Und in keinem Fall wollte ich mit dem Porsche ins Büro fahren. Ich schaffte mir einen gebrauchten Allerweltswagen an. Zur Krönung der Tarnung trage ich den Ehering meiner Großmutter.“

Ich hörte ihrer Schilderung zu und musste zunehmend schmunzeln. Schließlich lachte ich laut und konnte fast nicht aufhören. Erst als ich den Eindruck bekam, dass Isabella anfing, ärgerlich zu werden, riss ich mich zusammen.

„Entschuldige bitte. Ich lache nicht über dich oder dich aus. Ganz im Gegenteil. Ich lache über mich. Vielleicht ist es an der Zeit, dass ich dir einiges gestehe. Ich fange mal vorsichtig an. Zuerst habe ich dich für reichlich überspannt gehalten. Da war deine bockige Art zu kommunizieren. Laufend hast du dich relativiert und warst um Distanz bemüht. Und dann deine Kleidung, einschließlich der Schuhe.

Zudem schleichst du immer umher, statt selbstbewusst aufzutreten. Ich erschrecke jedes Mal, wenn du wie aus dem Nichts plötzlich dastehst. Und dennoch: Seit du mich zu unserer ersten Besprechung einbestellt hast – elf Uhr, Block A, fünfte Etage, Raum Newton – wirkst du anziehend auf mich. Die Tatsache als solche begriff ich rasch. Doch lange verstand ich nicht, wie das bei deiner hölzernen, oft abweisenden Art und deinem ungewöhnlichen Modestil geschehen konnte.“

„Halt“, fiel Isabella mir ins Wort. „Ich habe dich nicht einbestellt. Ich habe einen Termin- und Raumvorschlag gemacht. Zu keinem Zeitpunkt habe ich dich daran gehindert, einen Gegenvorschlag zu machen – oder mich zu euch ins F&E-Zentrum einzuladen. Das hätte mich interessiert.“

Wieder lachte ich. „Du hast recht – und so kann man sich täuschen. Du stellst deine Umgebung aber auch wirklich oft vor große Rätsel. Als du überraschend bei mir im Büro auftauchtest, hastest du den Ehering nicht an. Mittags in der Kantine schon. Damit fing es an. Ich fragte mich natürlich, wie das zusammenpasst. Nach dem ich dich dann an jenem Samstag in dem Sommerkleid und mit Louboutin-Schuhen durch die Stadt flanieren sah, war ich endgültig verwirrt. Du kamst mir vor, wie eine weibliche Form von Dr. Jekyll und Mr. Hyde.“

Deine Metamorphosen bestärkten mich in dem Entschluss, mich im Umgang mit dir auf das Fachliche zu beschränken.“

Isabella sah mich verwundert an. Oder war es ein ungläubiger Blick? „Du kannst stolz sein. Mit deiner Maskerade ist es dir gelungen, in der Firma den Ruf einer ältlichen Jungfer zu zementieren. Du kannst unbesorgt sein. Niemand wird dich anbaggern.“

Urbanczyks „Vogelscheuche“ und „Schreckschraube“ ließ ich dennoch vorsichtshalber weg.

Isabella lachte. „Immerhin. Der Punkt geht an mich.“

Ich war erleichtert. Mein zweifelhaftes Kompliment hätte auch nach hinten losgehen können. „Wie kam es vor drei Tagen dazu, dass du dich mir gegenüber so offen gezeigt hast?“

Isabella schwieg. Ich auch. Wir waren an dem Punkt angelangt, um den es ging: Ich wollte eine Erklärung, eine plausible Antwort. Schließlich hatten wir beide und zusammen unsere Grundsätze gebrochen und schuldeten uns Antworten. Sams Schnarchen war das einzige Geräusch. Ich wartete.

„Auch du gefällst mir seit unserer ersten Besprechung. Aber deine Art der Zusammenarbeit irritierte mich anfänglich. Du verhältst dich nicht nur respektvoll, sondern sprichst auch Anerkennung aus und gibst Rückmeldung.“

Erst glaubte ich, du würdest es ironisch meinen. Lob und Wertschätzung sind schließlich im Berufsleben unüblich. Nicht bei dir. Das musste ich einsehen und akzeptieren. Gleichzeitig wirst du nie persönlich, nach dem Muster, wie erfreulich es ist, dass eine gutaussehende Frau auch intelligent sein kann. Bei der Hartmann AG war ich anfänglich locker gewesen.

Ich machte schon mal Bemerkungen zum Wetter, zu Ereignisse im Unternehmen, oder erzählte vom Wochenende. Seit der Erfahrung mit dem Stalker bleibe ich sachlich. Trotz meiner Distanziertheit bist du freundlich geblieben. Na ja, und dann gibt es ja noch so etwas wie die zwischenmenschliche Chemie. Die wollte ich aber gar nicht erst aufbrodeln lassen. Schon gar nicht, nach dem du mir in der Innenstadt gefolgt warst.“ Hier brach sie ab.

Jetzt musste ich ehrlich sein. „Es stimmt. Ich bin dir tatsächlich über gut zehn Auslagen hinweg gefolgt. Ich konnte deine Verwandlung einfach nicht fassen und glauben. Aus der ollen Jungfer im Sack-Look war eine atemberaubende Fee geworden. Zuerst war ich nur überwältigt – dann neugierig. Darüber habe ich nicht bemerkt, dass du mich doch wahrgenommen hattest. Als du dann wieder einmal stehen geblieben bist, wurde mir bewusst, wie dämlich und respektlos ich mich verhielt. Mit schlechtem Gewissen wechselte ich die Straßenseite.

Ich lief in die Gasse zur Heiliggeistkirche. Ich musste abtauchen und wollte unsichtbar sein.“

Mit einem Lächeln sah Isabella mich an. „Bei jedem hätte ich es als Verfolgung empfunden, vielleicht sogar Angst bekommen und angefangen, zu zittern. Dein Interesse schmeichelte mir dagegen.“

Dass du nicht länger durchgehalten und dich so schnell aus dem Staub gemacht hast, hat mich dann schon etwas gekränkt – womit ich zum entscheidenden Punkt komme: Du bist nicht der Versuchung erlegen, im Büro herum zu tratschen, mich in einer anderen Rolle – in meinem wahren Wesen – ertappt zu haben. Deine Diskretion schenkte mir Vertrauen und gab mir die Sicherheit, mich auf dem Weihnachtsmarkt dir gegenüber so zu geben, wie ich bin. Ich wollte dich besser kennenlernen. Dass es so weit gehen würde, hatte ich allerdings ü b e r h a u p t nicht geplant. Großes Ehrenwort.“

Ich hielt Isabella meine Hand entgegen. Sie umfasste sie sanft.

„Hattest du den Ehering für das Gespräch mit mir in meinem Büro abgezogen?“

Ihre Augen funkelten im Kerzenlicht.

„Ja.“

„Zum Thema Ring und Schmuck muss ich noch ein Geständnis machen.“

Erinnerst du dich, dass ich auf dem Weihnachtsmarkt plötzlich und scheinbar unmotiviert gelacht habe?“

Isabella nickte.

„Außer dem Ehering und der Uhr habe ich nie Schmuck an dir gesehen. Irgendwann überrollte mich die Frage, ob du stattdessen Körperschmuck trägst.“

An diese Fantasie erinnerte ich mich, als wir bei Glühwein einander gegenüberstanden – woraufhin ich lachen musste.“

„Die Antwort kennst du ja inzwischen.“ Isabella verstärkte den Druck um meine Finger.

13

„Komm. Ich zeige dir den oberen Stock.“

Während wir die frei durch den Raum schwebende, elliptisch geformte Treppe nach oben gingen, betrachtete ich die drei Bilder, die schon zuvor mein Interesse geweckt hatten. Sie waren in Schwarz und Weiß und in hellen bis dunklen Grautönen gemalt.

Teils wirkten sie verschwommen und erinnerten an alte, verwackelte Photographien. Nur zentrale Bildausschnitte waren wie durch optische Fokussierung detailgenau. Ich erkannte aber, dass es Ölbilder waren, gemalt auf Leinwand. Mir stockte der Atem.

Ich erinnerte mich daran, solche Bilder anlässlich einer Ausstellung bereits gesehen zu haben. Der Name des Künstlers fiel mir nicht ein. Aber ich wusste, dass sie ein Vermögen wert waren, jedes einzelne teurer sein würde, als das ganze Anwesen hier.

„Meine Eltern haben die Bilder von einem Pleite gegangenen Bauherrn als Honorar bekommen. Damals deckte ihr Wert allerdings kaum die offenen Rechnungen“, erläuterte Isabella.

„Was Besseres hätte deinen Eltern nicht passieren können. Zumindest nachträglich betrachtet.“

„Stimmt. Im Nachhinein schon“, stimmte Isabella zu und zuckte mit den Schultern.

Vor dem dritten Bild verweilte ich einen Moment. Außer einer runden Nickelbrille wie die bei Intellektuellen in den späten 1960er Jahren Mode waren, trug die abgebildete junge Frau nichts Wesentliches. Mit geradem Rücken, die Arme seitlich abgestützt, saß sie auf dem Boden. Mit gespreizten Beinen und die Knie angezogen, sah sie mich an und schien ‚Na und‘ zu sagen. Ich taufte das Werk ‚Studentin‘ und ging weiter.

Auf der Empore befand sich eine einzige Tür mit zwei Flügeln. Isabella öffnete beide gleichzeitig und bedeutete mir, vorauszugehen. Ich trat ein und betrat ein Ambiente, wie ich es zuvor noch nie gesehen hatte.

Das Ende des Raums wirkte wie in weiter Ferne. Die Raumhöhe bis zum First musste über fünf Meter betragen, vielleicht eher sieben. Ich verstand Isabellas Bemerkung, dass die obere Etage eine sakrale Anmutung habe. Wie eine Kathedrale. In einer Art Vorberreich öffneten sich links und rechts je eine Ankleide mit Einbauschränken. Auf der einen Seite lagen auf einem Sessel Kleidungsstücke die eindeutig Isabella gehörten. Die gegenüberliegende Ankleide schien unbenutzt. Isabella hatte erklärt, der Umbau beruhe auf der Annahme, dass in ihrem Leben Kinder keine Rolle spielen würden, vielleicht aber ein Mann. War das die Ankleide für den Mann, der diese Rolle spielen sollte? Isabella schubste mich sanft. „Weitergehen.“ Ich ernannte die Ankleiden noch eben zur Sakristei.

Vor mir öffnete sich eine Weite, die von einem schwachen Firnis aus goldenem Licht überzogen war. Ein Bett, hoch wie ein Tisch und mit weißem Überwurf, dominierte die Szenerie. Es stand am anderen des Raums – mittig vor der Giebelwand. Die war weißer gespachtelt und schimmerte wie Marmor. Der Raum strahlte die Ruhe und Klarheit einer Zisterzienser-Kirche aus. Das Bett glich einem Altar – oder einer Opferstätte? Ich musste schmunzeln.

Außer zwei Sesseln und einer Récamiere befanden sich keine weiteren Möbel, Bilder oder ein Spiegel in dem Raum.

„Komm“, sagte Isabella leise. Es hatte fast andächtig geklungen. Sie ging voraus, seitlich am Bett vorbei und verschwand. Da erkannte ich, dass die Wand hinter dem Bett nicht das Raumende bildete – und folgte Isabella. Ich fand mich in einer Bade-Oase wieder – mittig eine Badewanne, schwarz, ausladend wie eine Champagner-Schale, und groß genug für zwei. Hinter einer Glaswand zwei Duschen. Gegenüber ein Doppelwaschtisch. In Anlehnung an Isabellas sakrale Vibes taufte ich den Wellness-Tempel Baptisterium. Ich wollte mir nicht wirklich überlegen wie viele Quadratmeter allein die Raumfolge hier oben haben mochte. Vielleicht hundertfünfzig. Und das alles für eine Person – und vielleicht den Mann, der in Isabellas Leben einmal eine Rolle spielen mochte. Ich dachte an die dreieinhalb Zimmer meiner Wohnung, auf die ich immer stolz gewesen war. Wieder einmal wurde mir klar: Alles ist relativ.

Für den restlichen Abend kehrten wir nicht mehr nach unten zurück.

Fortan verbrachten wir die meiste Zeit bei Isabella. Schon wegen Sam. Die wenigen Abende, die ich noch alleine in meiner Wohnung zubrachte, fühlten sich bald fremd an – nicht mehr nach meinem Zuhause. Einen Schlüssel zu Isabellas Haus wollte ich dennoch nicht. Morgens fuhren wir getrennt und auf unterschiedlichen Wegen zur Arbeit. Während der Arbeitszeit telefonierten wir nicht zusammen, weder über Festnetz noch über unsere Handys. Das waren die einzigen Absprachen, die wir trafen, nachdem wir zusammen unsere Vorsätze gebrochen hatten. Über alle anderen Fragen sprachen wir nicht. Vermutlich dachten wir das Gleiche: Die Zeit wird es weisen. Aber das genügte mir nicht. Für jeden von uns stand zu viel auf dem Spiel. Noch schien im Betrieb niemand Verdacht geschöpft zu haben. Dennoch. Es blieb eine Gradwanderung. Auf jeder Seite ging es in die Tiefe. Auf Dauer würde das nicht gutgehen. Aber ich hatte keine Idee, wie wir sicheres Terrain gewinnen könnten. Und Isabella? Sie war noch nicht lange genug im Unternehmen, um zu wissen, was ablieft, wenn eine Beziehung unter Führungskräften aufflog – Karriereknick, vielleicht sogar Kündigung. Ich dachte an meine Ambitionen, in den Vorstand aufzurücken.

Diese Option wollte ich nicht dadurch aufs Spiel setzen, weil ich eine Beziehung, an der mir viel lag, nicht sortiert bekam. Während ich solchen Gedanken nachhing meldete sich eines Tages eine alte Frage zurück: Konnte ich sicher sein, dass Isabella keine Industriespionage betrieb? Sollten Kinder in ihrem Leben deshalb keine Rolle spielen – weil im Leben einer Agentin kein Platz für Kinder war?

15

Vom dreiundzwanzigsten Dezember bis Ende der ersten Kalenderwoche im Januar blieb die Firma wie jedes Jahr geschlossen. In der Vergangenheit war ich dennoch gelegentlich ins Büro gefahren, um das alte Jahr abzuschließen und Vorbereitungen für das Neue zu treffen. Dieses Mal blieb ich dem Büro fern. Isabella fuhr wegen irgendwelcher Frittsachen zwei Mal hin. Die Tage verflogen – mit Ausschlafen, mit langen Spaziergängen durch nebelverhangene Tage, einmal durch dichtes Schneetreiben – und Sam immer mit dabei. Zuhause bei Isabella lasen wir, nutzten die Sauna und kochten zusammen. Am neunundzwanzigsten, frühmorgens, überlegten wir, kurzerhand nach London zu fliegen und dort Sylvester und das neue Jahr zu feiern.

Wir ließen es, und bereiteten uns am einunddreißigsten ein Käsefondue zu. Dazu tranken wir einen wunderbaren Fendant aus dem Wallis.

Zwei Wochen nach dem Ende der Werksferien flog ich, wie jedes Jahr, für vier Tage nach Bangkok. Dort unterhielt die Firma einen Entwicklungsstandort, der mir understand. Bisher war ich immer schon freitags geflogen, trieb mich das Wochenende über in Bangkok herum und genoss die Wärme. Diesmal hatte ich keine Lust, frühzeitig anzureisen. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust mehr auf Geschäftsreise.

Seit Isabella in mein Leben eingetreten war, hatte sich viele meiner Gewohnheiten umgekehrt. Nach einem Nachtflug saß ich am Montag mit roten Augen in den Gesprächen. Und gleich nach dem Abschluss der Meetings am Donnerstagnachmittag ließ ich mich zum Flughafen Suvarnabhumi bringen, um Freitagvormittag zurück zu sein. Mittwochfrüh schlug ich Isabella per Mail vor, für Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen. Ins Büro würde ich erst wieder am Montag gehen. Isabella reagierte auf meinen Vorschlag mit einem ‚Ich muss schauen‘. War was? Kurz vor dem Abflug riss mir der Geduldsfaden. Ich wollte wissen, ob sie mich nun abholen würde. Auf dem Smartphone verfasste ich eine Nachricht. Gerade als ich den Absendepfeil drücken wollte, vernahm ich ein Ping.

Eine eingegangene Mail. Isabella. Endlich. Holte sie mich ab? Ich öffnete den Posteingang. Die Nachricht war nicht von Isabella. Sie war vom Chef, wie der Vorstandsvorsitzende genannt wurde. Besser gesagt, von seinem Assistenten. Der ließ mich wissen, dass ich nach der Landung sofort ins Büro zum VV kommen sollte. Und dann traute ich meinen Augen nicht und las den nächsten Satz zwei Mal: Frau Dr. Zetsche wird ebenfalls an dem Gespräch teilnehmen.

Ich ließ die Hand sinken, starrte geradeaus. Die Bombe war geplatzt.

Oder waren gar zwei Bomben hochgegangen? War nur unsere Affäre aufgeflogen – oder hatte Isabella doch für die Konkurrenz spioniert? Ich hatte es geahnt, nein, immer befürchtet und gewusst, dass alles früher oder später auffliegt. Nie habe ich ihr etwas von unserer Entwicklungsarbeit erzählt, nicht die geringsten Andeutungen gemacht. Manchmal habe ich mich schon gewundert, dass sie nie Fragen zu unseren Projekten stellte.

Meine Gedanken überschlugen sich. Mir fiel ein, dass Isabella zwischen den Jahren ins Büro gefahren war. „Fristsache“, hatte sie gesagt. Mein Passwort war simpel. Hatte sie sich Zugang zu meiner Ablage auf dem Zentralrechner verschafft? Alle Projektdossiers waren dort auf aktuellem Stand abgespeichert.

Dann dachte ich daran, dass Kollege Urbanczyk immer darauf gedrängt hatte, den F&E-Bereich von der sonstigen IT-Infrastruktur abzukoppeln. Spätestens jetzt hatte er im Spiel um die Vorstandsposition ein drittes Ass gegen mich auf der Hand. Würde der Fehler mich den Job kosten?

Allmählich dämmerte mir, warum Isabella auf den Vorschlag, am Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen, so wundersam reagiert hatte. Wie in Trance stieg ich in das Flugzeug ein. Nur gut, dachte ich lakonisch, dass meine Wohnung abbezahlt war. Wenn schon arbeitslos, dann wenigstens ohne Schulden. Der Rückflug verlief ruhig, aber innerlich schüttelte es mich durch.

16

Als ich mit einem Taxi auf die Zentralverwaltung zufuhr, sah ich Isabellas Porsche auf dem Besucherparkplatz stehen. Man hatte ihr den Firmenausweis also schon ab-genommen. Würde mir Hausverbot erteilt und mich nach dem Gespräch mit dem Chef jemand aus der Personalabteilung in mein Büro begleiten, damit ich unter Aufsicht meine persönlichen Dinge zusammenzuraffen könnte? An Schadensersatzansprüche gegen mich wollte ich erst gar nicht denken.

Schon der Pförtner, so schien es mir, sah mich skeptisch an, als ich umständlich nach meinen Werksausweis kramte. Das tat ich sonst nie. Nachdem er mir eine Weile zugesehen hatte, sagte er nur „Ist schon gut, Herr Doktor“. Ich sackte ein Stück zusammen: Der wusste also noch nicht Bescheid. Ich ging zu Block A, nahm den Aufzug in den dreißigsten Stock, schritt den Gang entlang und klopfte an den Rahmen der offenstehenden Tür zum Vorzimmer des Chefs. Der Assistent sah auf und nickte, als er mich sah.

„Ah. Hallo Dr. Hähnle. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug. Gehen Sie bitte durch. Der Chef und Frau Dr. Zetsche erwarten Sie.“

Du feiger Säusler, ging es mir durch den Kopf. Aber mehr, als zu säuseln, steht dir auch nicht zu. Kommentarlos ließ ich Koffer und Aktentasche an seinem Schreibtisch stehen. Ich ging zur angelehnten Tür des Vorstandsvorsitzenden, klopfte und trat ein, ohne die Aufforderung hereinzukommen, abzuwarten. Die Tür fiel hinter mir satt ins Schloss. Die Hinrichtung konnte beginnen. Ich war selbst schuld, hatte mich nicht an mein eisernes Prinzip – Never dip your – gehalten. Auf das Vergehen stand Höchststrafe.

Der Chef und Isabella saßen in der Sitzgruppe am bodentiefen Fenster, hinter ihnen, tief unten, die Stadt im kalten Winterlicht.

„Herr Hähnle. Willkommen. Schön, dass Sie gut zurück und jetzt hier sind.“ Der Chef blieb sitzen. Isabella folgte dem Beispiel. „Ihre Kollegin, Frau Zetsche, muss ich Ihnen ja nicht vorstellen.“

Keine Ironie, kein Sarkasmus lagen in seiner Stimme. Zuckersüß wie immer. Er deutete auf einen Sessel. Ich setzte mich. Wir saßen im Dreieck. Ich nickte erst ihm und dann Isabella zu und raunte „Guten Tag“.

Ich wusste, wie der Chef unerfreuliche Gespräche eröffnete und mir war klar, dass das Vorgeplänkel jetzt vorbei war. Ich sah zu Isabella. Sie sah blendend aus. Sie trug den schwarzen Hosenanzug, den sie anprobiert hatte, als ich sie im Sommer in der Stadt beobachtete. Dazu High Heels mit roter Sohle. Du hast hier auch nichts mehr zu verlieren, dachte ich, während ich sie ansah. Ihr Blick blieb neutral.

„Zur Sache“, eröffnete der Chef an mich gerichtet die Exekution.

„Sie sind sicherlich müde von der Reise. Aber im Anschluss an das Gespräch werden Sie genügend Zeit finden, sich auszuruhen.“

Du süffisanter Fuchs. Aber weiter kam ich mit meinen Gedanken nicht, denn der Chef wandte sich nun Isabella zu. Jetzt war sie an der Reihe.

„Frau Zetsche. Ihnen nochmals vielen Dank, dass Sie sich in der Angelegenheit sogleich geöffnet haben. Es ist ja in der Tat eine nicht alltägliche Situation.“

Was. Um was auch immer es hier ging – Industrie-spy-onage oder unsere Affäre – es war nicht durch einen dummen Zufall aufgeflogen. Isabella hatte uns auffliegen lassen. Sie hat uns verraten und mich hingehängt. Steckte Urbanczyk dahinter? Hatte er eine Intrige gegen mich gefahren, auf die Isabella reingefallen und aufgesprungen war?

Ich konnte es nicht glauben, nicht fassen. Isabella dagegen, schien die Aussage nichts auszumachen. Ich begriff. Sie hatte inzwischen verinnerlicht, dass sie in der Firma nichts mehr zu verlieren hatte. Ihre Kostümierung war nicht mehr nötig. Getrost hatte sie für das Gespräch einen sündteuren Anzug anziehen und mit dem Porsche vorfahren können. Meine anfängliche Verwunderung und der zwischenzeitliche Frust, begannen sich in Wut zu verwandeln. Was erwartete mich jetzt noch?

„Ich bedaure natürlich sehr“, fuhr der Alte fort, „Sie als Expertin für Patentangelegenheiten für unser Unternehmen zu verlieren. Ihr Einsatz für den neuen Werkstoff war ein Bravourstück. Zugleich bin ich froh, dass Sie nicht zur Konkurrenz wechseln, sondern zur Kanzlei Haas und Kollegen, die uns ja schon seit Jahren in Patentangelegenheiten betreuen.“

Herr Hähnle“, wandte sich der Chef jetzt wieder an mich, „damit sind Sie mit wenigen Sätzen im Bilde. Frau Zetsche wird schon ab Montag nicht mehr bei uns im Haus arbeiten, dafür künftig unsere Ansprechpartnerin bei der Patentanwaltskanzlei Haas und Kollegen sein. Als Leiter der weitweiten Forschung und Entwicklung war es mir ein Dringendes, dass Sie diese Nachricht hier in diesem Kreis persönlich erfahren. Wir alle wissen, wie wichtig der Schutz vor Industriespionage und daher das Patentwesen sind. Frau Zetsche, ich wünsche uns weiterhin ein fruchtbare Zusamenwirken.“ Der Chef sah mich mit einem erwartungsvollen Blick an. Ich nickte nur. Zu einem angemessenen Kommentar war ich nicht in der Lage.

„Na gut.“ Der Alte stieß einen Luftstoss durch die Nase aus. „Ich glaube, wir haben Sie jetzt lang genug von Ihrem verdienten Erholungsschlaf abgehalten. Ruhen Sie sich aus. Montag steht die Welt auch noch. Ihnen, Frau Zetsche, wünsche ich alles Gute. Und nochmals Gratulation zur Partnerposition in der Kanzlei. Das ist eine Lizenz zum Gelddrucken. Ich kenne die Quartalabrechnungen nur zu gut.“

Damit erhob sich der Chef. Isabella tat es ihm gleich. Ich blieb wie versteinert sitzen. Nach dieser Scheinerschießung fühlte ich mich zur Gänze ausgelaugt.

„Sie sehen, Frau Zetsche, Ihrem fast schon Ex-Kollegen hat es die Sprache verschlagen. Er benötigt dringend Schlaf. Vielleicht können Sie ihn zur Pforte begleiten und dafür sorgen, dass er mit einem Taxi nach Hause kommt.“

„Ich weiß zwar nicht, wo der Kollege zuhause ist. Aber das werde ich schon in Erfahrung bringen und ihn persönlich abliefern.“

Ich sah zu Isabella hoch. Was kannst du schwitzen, ohne rot zu werden.

Langsam er hob auch ich mich, gab dem Chef zum Abschied die Hand und verließ hinter Isabella das Büro. Auf ihren High Heels schwebte sie vor mir her.

„Herzliche Glückwünsche“, raunte ich im Aufzug, und vermied so ein ‚dir‘ oder ‚Ihnen‘. Sie bedankte sich ebenso zurückhaltend. Beide wussten wir, dass die Liftkabinen in A kameraüberwacht waren. Vor dem Gebäude nahm sie mir die Aktentasche ab. Ich zog den Rollkoffer hinter mir her. Ohne Zögern, lief sie zu ihrem Wagen, öffnete die Fahrertür, klappte den Sitz um und forderte mich mit einer Handbewegung auf, den Koffer auf den Notsitz zu bugsieren. Die Aktentasche nahm ich auf den Schoss.

Isabella fuhr vom Besucherparkplatz herunter und auf direktem Weg in Richtung der anderen Seite des Flusses. Kaum waren wir über die Brücke und in den ruhigen Straßen des Viertels, hielt sie mitten auf der Straße an, umfasste meinen Kopf und küsste mich leidenschaftlich. Den Motor ließ sie laufen. Mit meinem Kopf in ihren Händen, kam ich mir wie Johannes vor, dessen abgeschlagenes Haupt Salome festhielt und ansah.

„Was bin ich froh, dass du wieder da bist. Und dass die Geheimniskrämerei endlich vorüber ist. Alles weitere erkläre ich dir später.“

Was alles weitere würde Isabella mir später erklären? Nach der Beinah-Exekution war mir nicht nach weiteren Nachrichten. Ich wollte nur schlafen. Sie ließ meinen Kopf los, legte den Gang ein und fuhr weiter.

„Ich hoffe, wir sind auf dem richtigen Weg zu dem, was dein Zuhause ist. Dorthin, hat der Chef ja gesagt, soll ich dich bringen. Oder bin ich auf der falschen Fährte?“ Sie sah mich an, die Augenbrauen hochgezogen.

„Fahr nur auf dieser Seite des Flusses weiter.“ Ich merkte, wie erschöpft das geklungen hatte. Dennoch sah ich ein Lächeln über Isabellas Gesicht huschen.

Unter der überdachten Durchfahrt blieb Isabella stehen, stellte den Motor ab und drehte sich zu mir.

„Schlafe dich aus. Eine Bitte habe ich aber: Sei mir in deinen Träumen nicht böse. Ich weiß genau, was du dachtest, nach dem der Chef dich zu dem Gespräch einbestellt hatte. Deine Gedanken müssen niederschmetternd gewesen sein. Ich konnte dich aber nicht früher einweihen.“

Ich gab mich geschlagen. Bevor ich mich aber in der Kathedrale auf dem Altar – oder war es doch eine Opferstätte? – niederlegen konnte, musste ich noch eine weitere Begrüßung über mich ergehen lassen:

Sam legte mir seine Vorderpfoten auf die Schultern und hätte mich am liebsten abgeschleckt.

Erst am späten Nachmittag wachte ich auf. Draußen war es bereits dunkel. Ich ging ins Bad. Der Boden war nass. Isabella musste kurz zuvor geduscht haben, ohne dass ich es bemerkt hatte. Nachdem auch ich geduscht war, zog ich meinen Bademantel an und ging hinunter ins Wohnzimmer. Es herrschte Stille. Sam lag mitten im Raum und nahm keine Notiz von mir.

Vom Tresen zwischen Esstisch und Küche kam Dämmerlicht herüber. Ich ging auf den Schein zu. In einen weißen Bademantel gehüllt, saß Isabella zwischen zwei Pendelleuchten auf der schwarzen Marmoberfläche.

Kaum etwas von ihrem Licht erhellte ihr Gesicht. Dafür blendete mich das Weiß ihres Bademantels. Die Beine ließ sie baumeln. Sie streckte mir die Hände entgegen. Ich blieb aber zwei Schritte von Isabella entfernt stehen.

„Willkommen zuhause. Endlich bist du zurück. Und endlich ist alles geregelt. Ich hatte solche Angst, wir könnten auffliegen. Herr Haas, der Gründungspartner von Haas und Kollegen, hatte im Sommer nach einer Besprechung flapsig geäußert, dass eine wie ich der Kanzlei gut zu Gesicht stehen würde. Vier Wochen später rief er mich an und fragte, ob ich es mir überlegt hätte. Hatte ich natürlich nicht.

Er beendete das Telefongespräch mit den Worten: „Lassen Sie es sich doch mal ernsthaft durch den Kopf gehen. Sie können mich jederzeit ansprechen“. Nach dem du und ich uns nähergekommen waren, dämmerte es mir, dass es mal wieder an der Zeit war, eine wichtige Entscheidung zu treffen – und dass es dieses Mal schnell gegen müsste. Schließlich sind mir die alternativen Szenarien in Folge einer Büroaffären nur allzu bewusst – und ich rief Herrn Haas an.

Ich weihte dich aber nicht ein, um dich nicht in einen Loyalitätskonflikt zu bringen.

Als ich zwischen den Jahren zu dir sagte, ich müsste wegen Fritsachen ins Büro, habe ich ein bisschen geschwindelt.

Das Büro war nicht das unserer Firma, sondern das der Kanzlei Haas und Kollegen. Und die Frist war das Jahresende. Bis dahin wollten wir alles geregelt haben. Während du in Bangkok warst, habe ich am Mittwoch unterschrieben und daraufhin den Bereichsleiter informiert. Ich konnte ja nicht ahnen, dass der sofort zum Chef laufen würde. Sei mir nicht böse. Bitte. Und schenke mir ein Lächeln. Bitte. Ich weiß, es war nicht richtig, dass du die Nachricht vom Chef erfahren hast. Er hat mich überrumpelt. Ich wollte es dir heute selbst sagen. Schließlich bin ich doch so stolz auf den Schritt. Und natürlich bin ich auch erleichtert. Jetzt ist jedes Karriererisiko für dich ausgeräumt. Sei nachsichtig mit mir.

Verzeih mir. Mein schlechtes Gewissen hat mich die letzten Wochen schon genügend gestraft.“

Ich lächelte und nickte. „Gratulation. Wirklich. Herzliche Glückwünsche. Das ist ein toller Karrièreschritt. Und ich freue mich für uns beide. Die zurückliegenden Wochen und vor allem die Stunden seitdem es hieß, ich solle zum Chef kommen, waren auch für mich mehr als aufreibend gewesen. Und was meine Ambition auf den Vorstandsposten anbelangt, kann mir der Bruch meines Credos jedenfalls nicht mehr zum Verhängnis werden.“

Isabella senkte den Kopf und schickte mir einen entschuldigenden Blick. „Das ist aber noch nicht alles.

Ich glaube es gilt noch eine wichtige Entscheidung zu treffen.“

Meine Laune, die gerade begonnen hatte, sich aufzuhellen, verdunkelte sich schlagartig wieder. Es reichte. Mir war nicht nach einer weiteren Überraschung. Zum ersten Mal in der Beziehung mit Isabella fühlte ich mich an meine Grenzen gedrängt.

„Sag schon.“

Langsam zog sie die Beine hoch und stellte die Fersen auf den Tresen. Die Knie fielen nach außen. Sie ließ den Bademantel von den Schultern gleiten und stützte sich nach hinten ab.

Die ‚Studentin‘, dachte ich nur.

„Komm her“, hauchte sie.

Kaum stand ich dicht bei ihr, flüsterte sie mir ins Ohr „Hatte der Chef nicht auch etwas von fruchtbarem Zusammenwirken gesagt? Vielleicht sollten wir doch wieder ein paar Wände hier im Haus in Erwägung ziehen. Ich hätte da schon ein paar Ideen.“

Ich sah ihr in die Augen. „Hast du nicht gesagt, dass in deinem Leben vielleicht ein Mann, aber Kinder keine Rolle spielen würden? – sollten es Kinder sein, für die du Wände vorsiehst.“

„Da hast du ein wichtiges Wörtchen überhört. Zu Kindern hatte ich ‚voraussichtlich‘ gesagt. Die Voraussetzungen haben sich aber grundlegend geändert. Oder?“ Dann küsste sie mich.

Irgendwann standen wir wieder in unsere Bade-mäntel gehüllt an den Tresen angelehnt da und stießen auf Isabellas neue Position an.

„Und? Wie viele Wände planst du einzuziehen?“

Das Lächeln auf ihrem Antlitz schien nicht enden zu wollen.

„Mal sehen.“ Ihre strahlenden Augen erwiderten meinen Blick.

„Mal sehen“, wiederholte ich nachdenklich – hielt den Blick mit Isabella – und ergänzte „Einverständen.“

Sam lag mit weit von sich gestreckten Pfoten mitten im Raum.

E N D E

Stadt lust

Seit es sich herumgesprochen hatte, dass ich unter die Autoren gegangen war, bekam ich noch häufiger Bücher geschenkt als bisher. Neulich drückten mir einstige Studienfreunde ein Buch in die Hand. *Stadt lust*. Musst du lesen, lautete der Kommentar. Das Buch hatte unsere Kommilitonin Bine geschrieben.

Bine. Sie war immer eine der Letzten gewesen, die in den Hörsaal gekommen war. Kaum wurde sie im Türrahmen sichtbar, drehten sich die Köpfe der Kommilitonen nach ihr um. Meist waren schon fast alle Plätze besetzt und Bine musste sich jedes Mal recken, um nach einem freien Platz Ausschau zu halten. Spätestens wenn sich Bine streckte ging ein Raunen durch die Reihen. Auch ich gönnte mir dann einen Blick und raunte stumm. Auch ich fand Bine verdammt aufregend. Außerdem mochte ich sie. Sie war wirklich nett, ohne Allüren, offen und immer gut drauf. Aber wie alle anderen im Saal wusste auch ich, dass Bine in festen Händen war. Ihr Freund war deutlich älter gewesen, bestimmt fünfzehn, vielleicht mehr Jahre. Gelegentlich sah ich die beiden mit seinem Hund in der Stadt. Oft saß das Tier auch bei Bine im Auto.

Das ist alles lange her und ich habe Bine nach dem Studienabschluss aus den Augen verloren.

Tage später fragten mich die Freunde, ob ich *Stadt lust* inzwischen gelesen hätte. Auf ihren Gesichtern lag etwas Schelmisches. Nein, hatte ich noch nicht. Solltest du unbedingt, insistierten sie.

Darauf griff ich am Abend nach *Stadt lust*. Der Band war abgegriffen, die Farben des Covers verschossen, die Seiten vergilbt. Bine nannte sich jetzt Sabine. Stand jedenfalls auf dem Einband. Ich las den Text auf der Rückseite. Dann las ich die Angaben auf Seite vier. Das Buch war vor dreißig Jahren herausgekommen. Es war ihr erstes Buch, ihr Debütroman, erschienen in einem renommierten Münchener Verlag.

Ich begann, *Stadt lust* zu lesen. Bald wurde mir klar, dass die Geschichte, soweit ich Bines Leben während der Studienzeit erinnerte und überhaupt tatsächlich kannte, autobiografische Züge aufwies. Aber was hatte das mit mir zu tun? Warum hatten meine Freunde darauf gedrungen, dass ich die Geschichte unbedingt lesen sollte? Ab Seite zweiundvierzig verstand ich, warum. Bine hatte mich in einer Nebenrolle zu einem Protagonisten der Geschichte gemacht. Jetzt las ich schneller. Wie würde es weitergehen? Wie würde ich wegkommen?

Immer wieder hatte ich Auftritte und stellte fest, als Daniel glimpflich davonzukommen: als prima Kerl, der bescheiden war, ebenso wohnte und eine klappige Karre fuhr.

Einen kleinen Seitenheb hatte sich Bine allerdings doch nicht verkneifen können: Meine Golfschläger fanden Erwähnung. Die stellte ich, alias Daniel, immer in der Dusche meiner Studentenbude ab. Ich war amüsiert, und fühlte mich ein wenig geschmeichelt. Bine hatte sich, zumindest soweit es meine Rolle in dem Roman betraf, an die Tatsachen gehalten.

Aber wenige Seiten später verließ die Ich-Erzählerin mit Daniel den Boden der Tatsachen und schrieb ihm eine fiktionale, eine illustre Rolle zu. Zunächst machte sie Daniel für eine Nacht zu ihrem Tröster und dann zu ihrem Kommilitonen für Stunden oder Nächte zu zweit, wenn ihr danach war. Erst zum Schluss, mit der Beschreibung von Daniels schlaksigem Körper und der glatten, unbehaarten Brust, fand die Ich-Erzählerin zur Realität zurück.

Nach dem ich spätnachts die Geschichte zu Ende gelesen hatte, recherchierte ich im Internet und erfuhr, dass Bine seit *Stadtlust* viele weitere Romane und auch Drehbücher geschrieben hatte.

Normalerweise gebe ich ein Buch, wenn ich es gelesen habe, weiter. Aber mit *Stadtlust* geht das nicht. Bines Debütroman steht bei den anderen mir wichtigen Büchern in meinem Arbeitszimmer. Schließlich bin ich jetzt nicht mehr nur Autor von Romanen und Erzählungen, sondern auch eine Romanfigur.

E N D E

Auch von mir

K a l e i d o s k o p

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,
berühren, vereinen und wieder verlieren,
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

Lilli ist jung und entschlossen. Um ans Ziel zu kommen, scheut sie nicht vor kleinen, wie sie findet verzeihlichen Manipulationen zurück. So angelt sie sich Anton. Das Leben der beiden steht im Zeichen der 68er-Bewegung. Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf.

Früh beobachtet Taraneh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen und fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Knöpfe der Bluse mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist, und was Karins Fuß unter dem Hosenbein von Friedrich, Astrids Mann, sucht. Lilli und Anton begleiten Taraneh ohne Tabus bei ihren Beobachtungen. Dennoch entflieht Taraneh zum Studium ihrer Heimatstadt München und zieht nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren – bis ein Verrat alles ändert.

Paolo flieht von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, die auch geflohen war. Aus gutem Grund halten sie ihre Liebe lange geheim – bis das Schicksal sie trennt.

Einige Jahre sind vergangen, als sich die Wege von Taraneh und Paolo kreuzen. Überwältigt von der bald auflodernden Leidenschaft füreinander, aber gehemmt durch die erlittenen Schicksalsschläge, beschließen sie, eine Reise wagen zu wollen. Kein Ort und kein Weg sind das Ziel, sondern Antworten.

Auch von mir

F r a u e n b a d i

**Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer Ménage à trois und einer geheimen Parallelwelt
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und von einem Verbrechen**

Zwei Frauen, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Sie sind für eine Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie, dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können. Für beide verliert die Tagung jede Bedeutung und während zweier tropisch warmer Sommernächte offenbaren sie sich ihren Leben.

Die eine, Monika, kommt von ganz oben und hadert mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie vertraut Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend an und gesteht ihr das geheime Doppelleben ihres Vaters, mit dessen Folgen sie bis heute zurechtkommen muss. Werner, an dem Monika sich immer hat aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie hingegen, entstammt den sogenannt kleinen Verhältnissen, macht aber beruflich Karriere. Mit Männern hat sie dagegen weniger Glück. Ausgerechnet eine Ménage à Trois soll in Schachen Männer alles richten – bis sie ausbricht und sich einer Schwesternschaft anschließt. Frömmigkeit und Demut gehören aber nicht zum Glaubensbekenntnis der Gemeinschaft. Bei aller Offenheit, weicht Valerie aber Monika aus, ihr die wahre Natur der Gemeinschaft anzuvertrauen. Dabei hat sie dafür ihr Leben auf den Kopf gestellt. Monika lässt aber nicht locker und entschlüsselt Valeries Geheimnis.

Nach dem auch die letzten Geständnisse offengelegt sind, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer für ausgeschlossen gehalten hat – und Valerie in Abgründe stürzt, die ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.

Mein Debutroman waren allerdings die Erlebnisse

Vom Jungen, der kein Kind sein wollte

Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, das Schreiben der oben genannten Titel und nun des Bands mit Erzählungen steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.



Christoph von Nostitz

Wer dreimal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit verschweigt?
Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter.
Ist Liebe der häufigste Grund für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, Scham und Sehnsucht, aus Liebe und Eifersucht, aus Lust, Spaß, Geiz, Gier und Rache. Sie täuschen und belügen andere und sich selbst, und führen hinters Licht, in Versuchung und in die Irre.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln erzählen die Geschichten von solchen offenbar zutiefst menschlichen Wesenszügen.